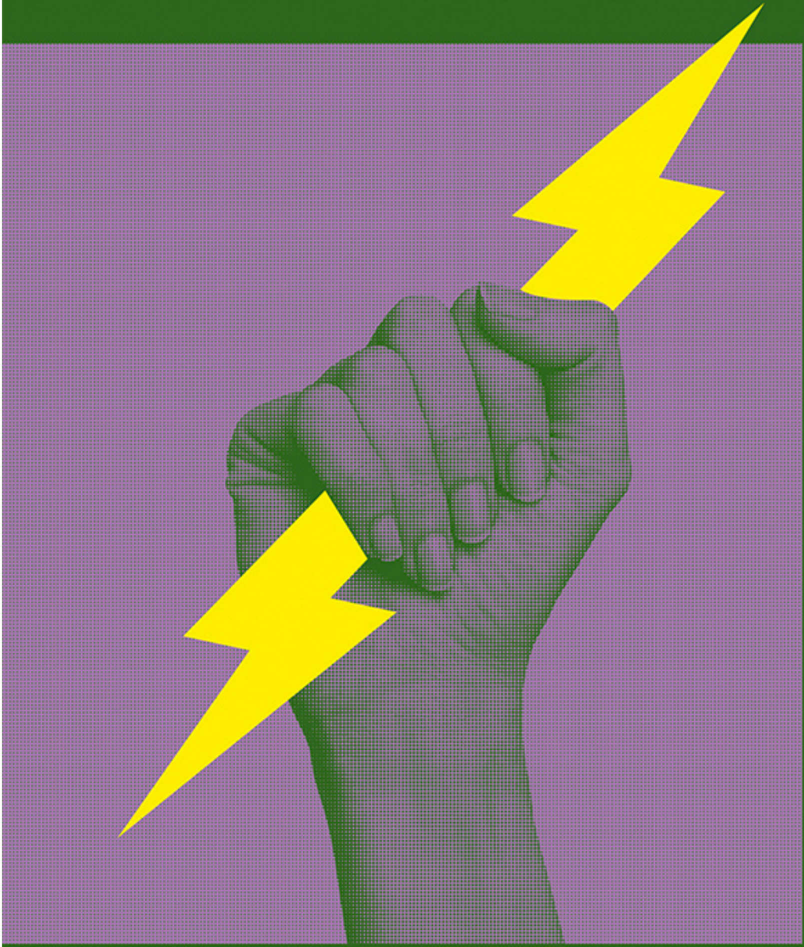
ROMAN

SUZIE MILLER
PRIMA FACIE



»Dieser Roman ist für alle, die nicht länger nach den Gesetzen des Patriarchats leben wollen.«
MAREIKE FALLWICKL

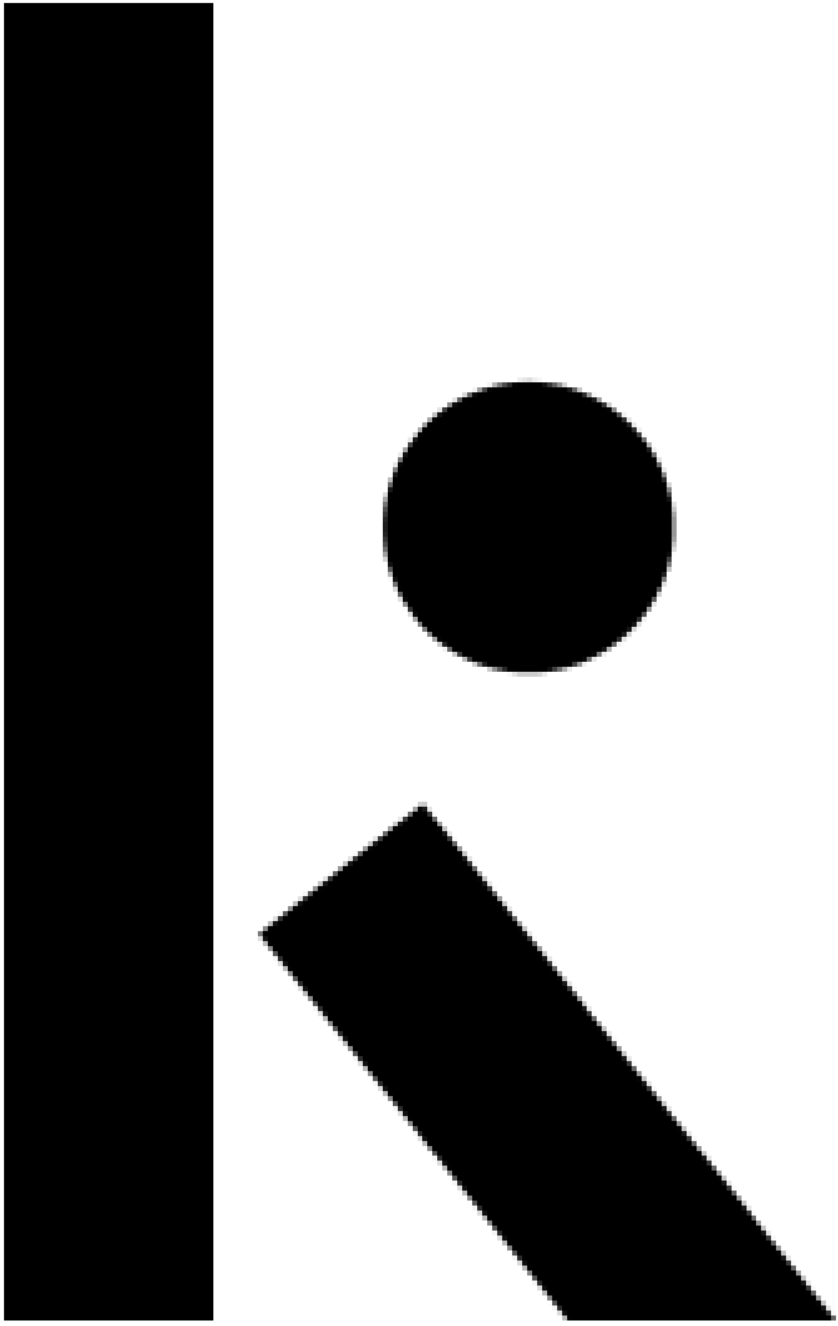
Aus dem Englischen von
KATHARINA MARTL

SUZIE MILLER

PRIMA FACIE

Roman

Aus dem Englischen von Katharina Martl



Allen Frauen hinter »jede Dritte«

»Kühnheit, sei mein Freund!«

Shakespeare, *Cymbeline*

»Die wichtigste aller Tugenden ist Mut.
Denn ohne Mut lassen sich die anderen
Tugenden nicht konsequent umsetzen.«

Maya Angelou

»Wagenden ist Fortuna gewogen.«

Virgil, *Aeneis*

1

VORHER

Vollblüter. Jede Einzelne. Bereit für das Rennen, alle Muskeln gespannt. Gestriegelt, in teuren, dezenten Designer-Hosenanzügen in Grau oder Dunkelblau, klassischen weißen Blusen, schwarzen Roben. Alle Spitzenjuristinnen haben so einen arroganten Stolz gemein, eine ironische Art, den Raum einzunehmen, eine Umhängetasche quer über die Schulter geschwungen. Der Lippenstift in einem Nudeton oder Rot, nicht zu viel Mascara. Coole Ohrringe und Designerstiefel oder gewagte High Heels, auf einer Überseereise erstanden. Ich studiere sie alle. Schon seit Jahren. Kopiere sie. Ich bin eine geschickte Imitatorin, bis ich irgendwann besser bin im *Anwältinsein* als jene, denen es angeboren ist. Die Frauen an der Spitze praktizieren das Recht anders als die Männer, subtil anders, und es dauert seine Zeit, bis ich mir ihre verschiedenen Herangehensweisen, sich den Raum zu eigen zu machen, erschlossen habe. All die winzigen Details sprechen eine Geheimsprache und sagen: *Hier sind wir, aber wir machen es auf unsere eigene Art, nicht wie die verstockten alten Anwälte von früher.* Und diese Details häufen sich, je selbstsicherer man wird, je besser man seine Rolle im Gerichtssaal versteht.

Barrister Bags, Damastbeutel in Purpur oder Blau, sind im Saal verteilt, warten wie loyale Hunde neben ihren Besitzerinnen. Blau für den Nachwuchs, jünger als zwanzig Jahre, Purpur als Ehrenabzeichen, das man als Junior von einem Kronanwalt verliehen bekommen muss. Ich weiß mein Purpur sehr zu schätzen, trage es aber dennoch eher ironisch. Darauf meine Initialen, handgestickt im einzigen zugelassenen Schrifttyp, und auch das Futter der Tasche besteht aus dem einzigen gerichtlich genehmigten Inlettstoff. Einst waren solche Beutel Prestigeobjekte und dienten zum

Transport von Schriftsätzen und Gerichtsunterlagen. Vor Jahrhunderten mögen sie praktisch gewesen sein, heute geht es eigentlich nur noch um die Show. Elitäre Symbole, die von Vater zu Sohn zu Sohn weitergegeben werden. Manchmal bekommt auch eine Tochter den Beutel ihres Vaters, aber solche Anwältinnen – die natürlich in einer Juristenfamilie aufgewachsen sind – haben nicht dasselbe komplizierte Verhältnis zu diesen Dingen wie ich. Und sie lieben auch das Gesetz nicht so wie ich. Sie begreifen es nicht als Machtmittel, wie ich es immer getan habe, sie halten sich nicht daran fest. Natürlich wissen sie, dass das Gesetz etwas mit Macht zu tun hat, aber die meisten von ihnen haben es sich darin bequem gemacht wie in einem alten Ledersessel, einem Erbstück, und halten es mehr für eine Familientradition denn für den Schauplatz eines erbitterten Kampfes um Gerechtigkeit.

Diese Frauen sind leicht auszumachen. Meist praktizieren sie kein Strafrecht, nichts Zwielichtiges. Nichts *Riskantes*. Wenn sie doch Strafsachen behandeln, dann in der Regel die zahmere Variante, und häufig eher aus Neugier als aus Lebenserfahrung, eher aus Faszination als aus dem Bedürfnis heraus, für Mandanten aus den untersten Schichten der sozialen Rangordnung zu kämpfen.

Diejenigen von uns, die sich jenseits der Staffage bewegen, für die der Beutel steht, sind mit einer ledernen Umhängetasche besser beraten: souverän, unprätentiös, ein Symbol dafür, dass wir über die Notwendigkeit eines Schmusedeckchens längst hinweg sind, eine Ehrenmedaille, die wir uns selbst verleihen.

Und doch haben wir ein paar Sachen gemeinsam: die Rosshaarperücke, die unser sorgfältig geschnittenes, in warmen Tönen gefärbtes Haar bedeckt und allen weiblichen Barristern am Ende eines langen Arbeitstages dieselbe unvorteilhafte Sechs-Uhr-Perücken-Frisur verpasst – ein Problem, das unsere Vorväter bei der Festlegung der gerichtlichen Kleiderordnung wohl nicht bedacht haben. Die Männer lassen sich ausschließlich an der Farbe ihrer Krawatten unterscheiden. Hie und da eine ungewöhnliche Brillenfassung oder eine interessante Uhr.

Auf einen Blick erfasse ich alle Gesichter in der Eingangshalle des Gerichts, weiß genau, welche Fälle sie übernommen, gewonnen, verloren haben und welche Fälle heute anberaumt sind. Die Anwesenheit einiger bestimmter Anwälte deutet auf ein Wirtschaftsdelikt hin, Spezialisten in Sachen Unternehmensrecht haben immer die beratenden Solicitors mit

Rollwagen voller weißer Aktenordner im Schlepptau.

Und dann sind da wir, die wir mit dem Aufzug zum Strafgericht fahren. Erhobenen Hauptes drehen wir unsere Kreise. Trainiert und rennbereit. Nicht fahrig, sondern gespannt, wie Pferde eben, erregt und rastlos in Erwartung des Startschusses. Wer die Nerven verliert, wird disqualifiziert.

Ich betrete mit meinem Mandanten den Verhandlungssaal, registriere einen Haufen Polizisten, die den Verteidiger der Anklage belagern. Die Staatsanwaltschaft hat Arnold Lathan geschickt. Gut. Ich bin froh, dass er es ist, und wage fast zu behaupten, dass sich der Fall so gewinnen lässt. Ich nicke Arnold kurz zu, er nickt zurück. Mein Blutdruck steigt, doch ich muss mich zurücknehmen, mich bremsen, nicht übermütig werden. Arnold ist immer gut vorbereitet, reagiert aber nicht immer schnell genug, wenn sich die Situation verändert. Von den Polizisten erkenne ich niemanden wieder. Auch das ist gut. Sie haben keine Ahnung, was sie erwartet.

Mein Mandant bleibt zurück. Tony. Ein großer Typ, breit, ich vertrete ihn nicht das erste Mal, aber das erste Mal in einer solchen Angelegenheit. Tonys Anklage lautet auf Diebstahl und Körperverletzung und basiert ausschließlich auf der Aussage eines einzigen Mannes, mit dem er früher einmal Fußball gespielt hat. Eines belasteten Zeugen mit einem heftigen Groll gegen ihn. Er mag Tony nicht, schaut auf ihn herab. Er hat ihn in der Kneipe angesprochen und verschweigt in seiner Aussage die Beleidigungen und Tätlichkeiten, die Tony durch ihn erlitten hat. Die Polizei ist sichtlich überzeugt von den Vorwürfen gegen Tony.

So steht es also. Die Aussage des Zeugen gegen die von Tony.

Tony ist gekleidet, wie ich es ihm aufgetragen habe, sieht aber trotzdem unmöglich aus. Ein Anzug von Primark, ein billiges No-Name-Hemd und eine Krawatte, die er vermutlich irgendwo im Ausverkauf gratis zum Hemd dazubekommen hat. Aber immerhin hat er es versucht. Hat seine ganzen Schlangen- und Messertätowierungen unter einer Schicht Polyester versteckt. Gut. Es ist immer ein Schock für mich, wenn diese harten Typen die Eingangshalle eines Gerichtshofs betreten, unerwartet nervös. Das gilt auch für Tony. Sie beherrschen die Straßen da draußen, selbstsicher und großspurig, lesen alle Zeichen, aber hier drin sind die Zeichen andere, und jedes einzelne davon besagt ihnen: »An diesem Ort hast du keine Macht.« Ich hatte zu Tony gesagt, er soll seine Zahnbürste mitbringen, und heute Morgen im Foyer hat er sie mir dann tatsächlich gezeigt. Er zog sie aus der Jacketttasche, die Borsten voller Flusen vom Innenfutter.

»Tony, das ist doch nur eine Redewendung.«

»Aber Sie haben gesagt–«

»Das ist nur so ein Anwaltsspruch.«

Er hängt mir an den Lippen, versucht herauszufinden, was das alles bedeuten soll.

»Das heißt so viel wie ›Die Polizei hat einiges gegen Sie in der Hand.‹«

»Aber Sie haben doch–«

»Tony, die lassen Sie keine Zahnbürste mit ins Gefängnis nehmen!«

»Nicht?«

Er mustert mich, sucht nach einem Funken Hoffnung.

»Nur keine Panik jetzt.«

Tony hat Angst. Schiss wie ein kleiner Junge. Natürlich. Für ihn ist das keine alltägliche Situation, keine vertraute Umgebung. Er war die ganze Nacht über wach, hat getrunken und gekotzt, musste dieses Hemd bügeln und seine Freundin oder Mutter bitten, ihm die Krawatte zu binden. Wahrscheinlich hat er den Zug in die Stadt genommen und bei McDonald's um die Ecke gegessen, ohne zu wissen, wo er die kommende Nacht verbringen wird.

Die Lage ist ernst – wenn er verliert, könnte er für einige Jahre einsitzen.

Wenn man ehrlich ist, hilft es, sie ängstlich zu halten. Sie hören dann besser zu, schauen ein wenig mehr zu einem auf, außerdem verschafft es einem im Falle der Niederlage einen Puffer. Sobald sie das Gefängnis als Möglichkeit begreifen, bist du alles, was sie haben. Wenn wir heute ungeschoren hier rauskommen, bin ich sein Lieblingsmensch, fährt er ein, ist es kein Schock. Ich erkenne so viel von meinem Bruder in Tony wieder. Aus der Bahn geraten, in einer furchtbaren Lage, die nur noch schlimmer zu werden droht. Kurz vor der Verhandlung trete ich auf ihn zu.

»Hey, Tony.«

Er springt hastig auf, ich sehe, dass er schwitzt.

»Alles klar?«

»Ja. Ja.«

»Kommt noch jemand zur Unterstützung?«

Er befeuchtet die Lippen mit der Zunge. Er ist erst 25.

»Mum ist unterwegs.«

»Gut.«

Ich bin für ihn das einzig Vertraute in diesem Raum. Von einer Gruppe von Anwälten ertönt Gelächter, ein anderer ruft nach seinem Mandanten.

Tony ist umgeben von Macht und Selbstbewusstsein, er selbst besitzt hier drin keins von beidem. Zum ersten Mal, seit ich ihn kenne, ist sein Blick weich, er hat weder Kaugummi noch Kippe im Mund. Ich sehe das Kind in ihm. Nicht das Arschloch aus dem Polizeibericht, den besoffenen, aus der Fassung geratenen, tobenden Kneipenschläger.

»Glauben Sie, es besteht noch eine Chance, dass Ihre Zeugin auftaucht?«

Er hat eine Exfreundin, die alles beobachtet hat, die bezeugen kann, dass nicht Tony als Erster zugeschlagen hat.

»Kein Plan. Vielleicht. Soll ich sie noch mal anrufen?«

»Machen Sie das. Sagen Sie ihr, wir stehen für zehn auf der Liste.«

Ich weiß, dass es hoffnungslos ist. Sie ist schon den ganzen letzten Monat untergetaucht. Ganz offensichtlich will sie mit dieser Angelegenheit nichts zu tun haben. Sie traut sich nicht, auszusagen. Niemand wird gerne ins Kreuzverhör genommen. Aber immerhin gibt der Anruf Tony etwas zu tun, solange er auf seine Mutter wartet, und mir gibt er die Gelegenheit, die wichtigsten Punkte noch einmal durchzugehen und einen Abstecher auf die Toilette zu machen, um Perücke und Make-up zu richten.

Im Gerichtssaal zieht Tony seinen Stuhl neben mich an den Verteidigungstisch. Ich muss ihn zurechtweisen. Ich schaue ihn an und erkläre, er müsse auf der Anklagebank Platz nehmen, dirigiere ihn hinüber zum Gerichtsbeamten. Er fügt sich kleinlaut, zittert. Der Mann, den der Polizeibericht als gefährlichen, gewaltbereiten Rowdy in einer Bar beschreibt, ist dieser verschüchterte Fünfundzwanzigjährige, der schlottert wie ein kleiner Junge. Die Narrative sind nicht in Einklang zu bringen. Das ist die Wahrheit des Gesetzes. Dann erscheint Tonys Mutter, nimmt in der Mitte des Zuschauerbereichs Platz. Auch sie ist allein. Tippt auf ihrem Handy herum. Ich gestikuliere, versuche ihr zu verstehen zu geben, das Handy auszuschalten. Sie versteht mich nicht. Ich geb's auf.

Ich drehe mich um und schaue auf die Uhr an der Wand. Im Verhandlungssaal wird es langsam still, der Richter ist zu spät, aber nicht viel. Es ist kurz nach zehn. Ich höre das Getuschel im Zuschauerraum hinter mir, aber jetzt, da ich im Einsatz bin, schiebe ich es in den Hintergrund. Blättere durch meine Unterlagen, gieße Wasser aus dem Krug auf dem Tisch in ein Glas, sortiere meine Notizen.

Diese Energie im Raum bei all meinen Prozessen – der Moment bevor es losgeht, in dem der Raum um mich herum von Aufregung und Furcht durchströmt ist. Hier kann ich meine Fähigkeiten voll ausspielen. Ich bündle

alle Energie an einem einzigen Punkt, mache mir den Verteidigungstisch zu eigen. Scheuklappen auf, volle Konzentration voraus. Das Gesicht selbstsicher, nichts preisgeben. So viel von alldem ist Theater. Ich habe alle Details des Falls im Kopf, keine Kapazität für irgendetwas anderes. Ich reiße mich zusammen, nehme mich zurück, halte mein Blut auf genau der richtigen Temperatur. Kurz vor dem Siedepunkt. Warten. Warten. Und dann Peng.

Der Gerichtsbeamte ruft: »Erheben Sie sich.«

Wir springen alle auf. Nicken respektvoll, als der Richter erscheint. Er nimmt Platz, wir ebenfalls. Der Verteidiger der Anklage und ich, aufgekratzt, jeder auf seiner Seite, nehmen jeden Atemzug des anderen wahr, ohne einander Beachtung zu schenken, bis auf ein gelegentliches »Ich verweise auf den Staatsanwalt, Herr Vorsitzender.« Kein Augenkontakt.

Wir haben die Startboxen verlassen, es geht los. Das Rennen ist lang, also halte ich mich im Zaum. Nichts ist schlimmer, als vorzupreschen, aus dem Bedürfnis heraus, einen Punkt zu machen, der auf lange Sicht den eigenen Erfolg untergräbt. Die Vertretung der Anklage eröffnet den Prozess, erhebt sich und wendet sich an die Jury. Am besten für Tony wäre es, wenn die Staatsanwaltschaft gar nicht dazu käme, Anklage zu erheben, weil die Verteidigung die Beweislage infrage stellen und fordern könnte, dass der Richter die Eröffnung des Verfahrens ablehnt. Der Prozess käme dann gar nicht zustande und Tony könnte nach Hause gehen.

Ich habe mein komplettes Vorgehen im Kopf, bin aber jederzeit imstande, den Plan beim ersten überraschenden Kurswechsel der Gegenseite anzupassen. Der Staatsanwalt steht auf und trägt die Anklage vor. Von meinem Tisch aus streift mein Blick das Richterpult, meine Reaktion auf die Anschuldigungen der Staatsanwaltschaft betont nonchalant. Meine Miene gibt nichts preis, ich sitze still, aufrecht, konzentriere mich auf das, was vor mir liegt, gelassen, abwartend, die Nerven bis zum Zerreißen gespannt. Jedes geäußerte Wort wird von mir verarbeitet, geprüft, abgespeichert, während ich Langeweile vortäusche. Atmen. Den Blick sanft halten, aber jede Silbe aufnehmen, jede körperliche Regung interpretieren, immer auf der Suche nach einer günstigen Gelegenheit. Das Theater dient nicht nur dazu, die Mandanten zu beeindrucken und zu demonstrieren, wer hier das Sagen hat. Es gehört zum Spiel. Ich rücke ein wenig auf dem Stuhl nach hinten, den Kopf leicht schiefgelegt, den Rücken an der Lehne, aber alle Muskeln auf Spannung,

bereit zum Sprung.

Dann wittere ich eine Chance. Der Zeuge der Anklage schweift ab, statt einfach die Fragen zu beantworten, liefert er ungefragt Erklärungen. Ich sehe, dass Arnold, der Staatsanwalt, versucht ist, eine Frage zu stellen, um deren Vagheit er weiß. Sein Zögern gibt den Ausschlag. Da tut sich etwas auf, Moment, Moment … noch ein wenig abwarten. Genau das ist eine meiner Stärken, das Warten, die Ruhe davor.

Und dann ist es so weit, mein Instinkt treibt mich an, ich springe auf. Maßvoll, aber entschieden.

»Herr Vorsitzender.«

Ich bündle alles in einem Punkt, alle Augen auf mir. Ich sehe nichts, aber ich spüre den Stimmungswechsel. Aufrecht stehen, warten, der Richter konzentriert sich auf mich. Ich höre meine eigene Stimme.

»Verzeihen Sie, wenn ich mich erhebe, aber ich denke, mein verehrter Kollege von der Staatsanwaltschaft stützt die Beweisführung auf seinen Zeugen. Die Anklage basiert ausschließlich auf der Aussage dieses einen Mannes – eines in den Augen der Verteidigung höchst unglaubwürdigen Zeugen.«

Nachdrücklich und sicher führe ich meine Einwände aus und fordere, dass der Richter die anvisierte Fragestellung nicht zulässt. Der Staatsanwalt versucht, sich nicht aus dem Tritt bringen zu lassen, ich spüre den Impuls, weiterzureden, aber ich unterdrücke ihn. Weniger ist mehr, ich habe meinen Standpunkt vorgebracht, jetzt gilt es, sie im Ungewissen zu lassen. Der Richter hält für einen Moment inne, als hätte er die Energie des Spiels jetzt erst wahrgenommen, sein Blick ruht wieder auf mir. Er kennt mich, hat mich schon in Aktion erlebt. Ist das Respekt? Er sitzt noch nicht lange auf dieser Seite der Richterbank, er schätzt den Kampf, schätzt eine schlagkräftige Argumentation, und meine holt gerade kräftig aus. Er lehnt sich vor. Meinem Antrag wird stattgegeben.

Ja! Innerlich breche ich in Jubel aus, aber ich lasse es mir nicht anmerken. Nicht weit von mir, ebenfalls auf der Verteidigerseite, sitzt Tonys beratender Solicitor. Er ist kaum älter als Tony, von einer schicken Privatschule und er hat den teuersten Haarschnitt im Saal. Ich brauche ihn nicht, aber er denkt, dass ich auf ihn angewiesen bin, überfliegt seine Notizen, um im richtigen Moment bereit zu sein. Als ich wieder Platz nehme, sieht Tony mich von der Anklagebank aus an. Er versteht zwar nicht, dass ich gerade einen wichtigen Fortschritt errungen habe, aber er kann es

spüren, eine kleine, unmerkliche Veränderung. Den Mann im Zeugenstand hat Tony früher gut gekannt, aber inzwischen ist von der Freundschaft nichts mehr übrig. Dieser Mann hat eine ziemliche Wandlung hingelegt, seit er und Tony zusammen Fußball gespielt haben. Er trägt ein strenges Aftershave und ist jetzt in der Immobilienbranche tätig, eine Art Makler. Er ist der »Wichser«, gegen den die Tonys dieser Welt immer verlieren. Für Tony verkörpert dieser Typ alles, was bei ihm selbst schiefläuft, ein ganzes Leben erlittener Feindseligkeiten münden in diesem Moment, in dem dieser Zeuge vor Gericht erscheint und versucht, Tony ins Gefängnis zu bringen. Für mich hingegen ist der Zeuge nur der Zeuge, eine einzelne Figur in einem größeren Spiel.

Ich setze mich, während der Staatsanwalt die Zeugenbefragung zum Abschluss bringt, er hat einen Rückschlag eingesteckt und bemüht sich, ihn so gut wie möglich zu kaschieren. Es sitzen noch andere Strafverteidiger im Zuschauerraum, sie warten auf ihre eigenen Verhandlungen, sind hellhörig für die Argumente, neugierig, wie ich als eine von ihnen meine Fähigkeiten ausspiele.

Der Richter ergreift das Wort. »Ihr Zeuge, Miss Ensler.«

Jetzt ist es so weit. Der Zeuge gehört mir. Er atmet ein, misstrauisch, taxiert mich. Er registriert alles an mir, wie ich gekleidet bin, wie ich ihn ansehe, ob ich die Art von Frau bin, die er um den Finger wickeln oder herabwürdigen kann. Meine Neuronen feuern, in meinem Kopf nehmen die Worte Gestalt an.

Der Saal ist still, steht unter Spannung, alle warten auf mich.

Ich genieße den Augenblick.

Ich stehe auf und nehme mir kurz Zeit, schiebe die Robe beiseite und knöpfe meinen Blazer zu. In meinem Kopf höre ich meine eigene Stimme. *Ganz ruhig, Tessa, ganz ruhig.* Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie der Zeuge mich noch immer prüfend mustert. Ich wirke klein auf ihn, jung. Aber richtig einschätzen kann er mich noch nicht. Ich lasse alle eine Sekunde länger zappeln als erwartet, aber nur eine Sekunde, dann lege ich los.

Das Kreuzverhör ist der beste Teil. Hier geht es nur um Instinkt. Ja, man braucht die Informationen, einen mentalen Fahrplan, aber sobald es losgeht, heißt es beweglich bleiben. Flexibel sein. Sich auf einen Rhythmus einlassen.

Ich fixiere den Zeugen. Ich bin bereit, gewappnet für das anstehende Spiel. Der Mann hat keine Ahnung, wen er vor sich hat. Womöglich wurde er

sogar vor meinen Methoden gewarnt, aber inzwischen hat er alles wieder vergessen.

Ich stelle ihm eine Frage, er sieht den Richter an und antwortet schnell. Ich stelle dieselbe Frage noch einmal etwas anders, behalte sein Gesicht im Blick, ein Zucken. Er wiederholt seine Antwort mit einer abweisenden Handbewegung in meine Richtung, bevor er hastig den Richter ansieht. Ich wiederhole seine Antwort. Ohne hinzuschauen spüre ich eine Regung des Staatsanwalts neben mir.

Ich spreche die Antwort noch einmal nach, fragend. Der Zeuge sieht mich direkt an, hält mich für verwirrt. Ich blättere durch einen Stapel Unterlagen, lasse ihn glauben, ich hätte den Faden verloren.

Er schaltet sich erneut ein, versucht, seine Antwort zu erklären, sein Ton ist herablassend. Sein Sprechtempo lässt keinen Zweifel daran, dass er denkt: *Die ist wohl nicht die Schnellste im Kopf.*

Ich höre mich selbst atmen, dann ein kaum wahrnehmbares Kichern von der Staatsanwaltschaft.

Gut. Sehr gut.

Wieder blättere ich durch meine Akte, werfe einen Blick auf Tony in der Anklagebank, er rutscht unbehaglich hin und her. Gut.

Ich stelle eine ähnliche Frage und beobachte, wie der Zeuge sich entspannt. Er schwellt die Brust, sein Blick wandert umher, dann ein Schmunzeln. *Die hat ja keinen blassen Schimmer*. Ein Blick zum Richter. Keine Regung. Aber dieser Richter hat mich schon erlebt, kennt andere wie mich. Er beobachtet in aller Ruhe die Vorstellung.

Nächste Frage.

Und noch eine.

Wenn ich die Antwort mit besorgter Miene zur Kenntnis nehme, macht das den Zeugen mutig. Er sieht sich im Zuschauerraum um, auf der Suche nach einem Publikum. Sieht mich an. In seinem Blick Herablassung und … ist das eine vage Anzüglichkeit? Ich nicke zu seinen Antworten, blättere immer wieder linkisch durch meine Unterlagen. Ich beäuge ihn, ja … ja.

Ich lasse den Zeugen reden. Zu viel reden. Ich lasse ihn »präzisieren«. Gut so. Mach weiter.

»Vielen Dank, Sir, ich war nicht ganz sicher …«

Und er macht weiter. Er ist ganz in seinem Element. Sein Blick kanzelt mich ab. *Die ist wohl ganz frisch von der Uni, die hat nichts drauf*, denkt er. Jetzt ist er Wachs in meinen Händen. Er entspannt sich, fühlt sich überlegen. Und

so wird er unvorsichtig.

Dann plötzlich sagt er etwas Widersprüchliches.

Ich nicke und schaue verwirrt, lasse ihn erklären, halte mich bereit. Da ist er, der Wendepunkt, noch ein kleines Stück. Er erklärt, und ich nicke, während er sich immer tiefer hineinreitet.

»Ah ja, verstehe. Das ist jetzt etwas klarer …«

Oh, wie bereitwillig er immer weitere Informationen liefert. Es ist viel zu leicht, der Zeuge redet sich um Kopf und Kragen. Ich wage einen kurzen Seitenblick zum Staatsanwalt, sehe, wie er einen Finger an die Stirn legt. Er weiß es. Und ich weiß es, aber der Typ, der sich gerade selbst ins Grab redet, weiß es nicht, er findet einfach kein Ende. Während ich ihn vor meinem geistigen Auge umkreise, nicke ich zustimmend. Bitte um eine weitere Erläuterung.

Der Zeuge ist ja so entgegenkommend! Er tut der armen Frau einen Gefallen. Ich linse kurz zum Richter, mein Gesicht ist eine Maske, aber der Richter weiß Bescheid. Ich wende mich wieder dem Zeugen zu, sehe den Abgrund und lasse ihn blind darauf zurennen. Er hat den Point of no Return längst überschritten, niemand kann ihn jetzt noch retten.

Als er fertig ist, lehnt er sich zurück, Zuversicht blitzt auf seinem Gesicht auf. Ich lasse ihm seinen Eindruck, die Situation zu kontrollieren, die Zügel in der Hand zu haben. Lasse ihn in seinem Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit schwelgen.

Dann atme ich ein und aus, ermahne mich, behutsam vorzugehen, die Wirkung sorgfältig auszutarieren.

Der Zeuge verschränkt die Arme. Jetzt blättere ich keine Unterlagen mehr durch, ich stehe ganz still, und doch umkreise ich ihn. Der Richter und die anderen Verteidiger wissen, was jetzt kommt. Insgeheim tut er ihnen leid und doch sind sie mit Begeisterung dabei, lehnen sich nach vorne. Die Leute im Zuschauerraum langweilen sich ein wenig, sie denken, ich wäre inkompetent, sie haben keine Ahnung, was hier vor sich geht. Und auch der Zeuge selbst hat immer noch keinen Schimmer. Keinen. Blassen. Schimmer.

»Entschuldigen Sie, nur der Klarheit halber … Ich hätte da noch eine Frage. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen. Es würde mir helfen, mir ein vollständiges Bild zu machen …«

Kaum wahrnehmbar verdreht der Zeuge die Augen. Perfekt.Jetzt habe ich ihn genau dort, wo ich ihn haben will. Wenn der Zeuge nur einen Moment lang den Staatsanwalt ansehen würde, der ja direkt neben mir sitzt,

würde er merken, dass etwas nicht stimmt. Aber das tut er nicht. Der Staatsanwalt senkt den Blick, schaut auf die Tischplatte. Ich halte inne, lege langsam die vorgetäuschte Verwirrung ab. Ich schaue den Zeugen an.

Stelle meine Frage.

Ein seltsamer Zug gleitet über sein Gesicht, und jetzt sieht er hilfesuchend den Staatsanwalt an, der natürlich nichts sagen kann, ihn aber mit den Augen zur Vorsicht mahnt, ihn förmlich anfleht, nicht in die Falle zu tappen. All das nehme ich wahr und dann feuere ich vier Fragen wie Schüsse auf den Zeugen ab.

Peng. Peng. Peng. Peng.

Auf seinem Gesicht zeichnet sich der Schock ab. Er ist erledigt. Er sieht mich an.

Zum ersten Mal sieht mich der Zeuge. Sieht, wer ich wirklich bin.

Ich beobachte, wie es ihm allmählich dämmert, und dann sehe ich seine Wut. Wut auf mich. Darüber, aufs Kreuz gelegt worden zu sein. Ich stehe aufrecht, zeige ihm meine Macht. Er hat geglaubt, er hätte alles im Griff, aber hier bin ich. Es gefällt mir, wie er mich schon abgeschrieben hatte, wie er die Augen verdreht und mich für mies in meinem Job gehalten hat. All das gefällt mir, weil es in diesen einen Moment mündet. In diesen Moment, in dem ich das Spiel gewonnen habe und er mich ansehen und sich eingestehen muss, dass er völlig unterschätzt hat, mit wem er es zu tun hat.

Das gefällt ihm nicht.

Ich beobachte, wie der Zeuge schwitzend um eine Antwort ringt. Den Zuschauern ist jetzt nicht mehr langweilig. Sie haben gerade ein waschechtes Kreuzverhör erlebt, und zwar ein so fulminantes, wie sie es nur aus dem Fernsehen kennen. Ich spüre ihre Stimmung umschwingen, sie mögen hinter mir sitzen, aber sie betrachten mich jetzt mit Respekt und Neugier. *Die ist gut.* Aber ich bin noch nicht fertig.

Als Erstes geht mein Blick hinüber zu meinem Mandanten, er starrt mich ehrfürchtig an, hatte längst aufgegeben, jetzt strahlt er, aber ich fahre fort, als hätte ich ihn gar nicht gesehen. Ich bin noch nicht fertig.

»Beantworten Sie bitte die Frage, Mr Bateman.«

Ich sage das in meiner professionellsten Tonlage. Der Zeuge schweigt. Ich koste diesen letzten Moment aus und lasse mir Zeit. Der Staatsanwalt hält den Kopf so tief gesenkt, dass er fast die Tischplatte berührt, seine Anklage ist dahin. Er weiß es, ich weiß es und der Richter weiß es auch, und trotzdem muss die Inszenierung ihr Finale erreichen. In der lieblichsten

Stimme, zu der ich fähig bin, hake ich nach.

»Herr Vorsitzender, der Zeuge beantwortet meine Frage nicht.«

Der Richter erinnert Mr Bateman daran, dass er die Frage beantworten muss. Ich drehe mich zu Mr Bateman und warte. Er steht mit dem Rücken zur Wand, und ich warte. Er murmelt irgendetwas. Ich lehne mich nach vorne.

»Verzeihung, das habe ich nicht verstanden.«

Der Richter ergreift das Wort. »Sie müssen für die Aufnahme bitte ins Mikrofon sprechen, Mr Bateman.«

Freundlich lächelnd bedeute ich dem Zeugen mit einer Geste, näher ans Mikro zu gehen. Inzwischen ist Mr Bateman auf der Hut vor mir. Er antwortet.

»Ja, das ist richtig.«

»Dann lautet Ihre Antwort also Ja, Sir?«

Der Richter hat genug – der Mann ist erledigt – und weist mich darauf hin, dass ich meine Antwort bereits erhalten hätte. Das stimmt. Und sie gefällt mir. Auf die Frage des Richters, ob er eine erneute Befragung durchführen möchte, schüttelt der Staatsanwalt nur den Kopf. Er steht nicht einmal mehr auf. Er kann nichts mehr tun, um den Prozess zu retten. Der Richter entlässt den Zeugen, der beim Weg aus dem Zeugenstand versucht, Augenkontakt mit dem Staatsanwalt aufzubauen. Was ist da gerade passiert?

Für mich ist das Ganze hier nicht emotional, es ist nur das Spiel des Gesetzes. Ich erhebe mich erneut und argumentiere, dass es keine Grundlage für eine Verfahrenseröffnung gebe. Wieder versteht Tony nicht, was passiert, spürt aber, dass es etwas Gutes ist. In neutralem Ton wende ich mich an den Richter.

»Ich beantrage die Einstellung des Verfahrens, Herr Vorsitzender.«

Der Richter reagiert schnell und weist die Klage ab. Er erklärt Tony, der Sachverhalt könne nicht nachgewiesen werden, Tony darf gehen. Tony schüttelt den Kopf, strahlt, verlässt den Zeugenstand jedoch erst, als ich ihm ein Zeichen gebe. Während ich meine Unterlagen einpacke, drehe ich mich um und nicke seiner Mutter zu. Auch sie steht auf. Eine Regel unter Strafverteidigern besagt, einen Sieg nicht zur Schau zu stellen. Der Sieger kann am nächsten Tag schon der Verlierer sein. Wir sprechen nicht einmal von Verlieren, zu schwer geht uns das Wort von den Lippen, wir sagen stattdessen »Zweiter werden«.

Heute ist die Verteidigung der Anklage Zweiter geworden.

Ich nicke dem Staatsanwalt anerkennend zu, versuche, ihm nicht direkt in die Augen zu sehen, verstaue meine Unterlagen in der Tasche und hänge sie mir schräg über die Schulter, knöpfe meinen Blazer auf und laufe auf die Tür des Verhandlungssaals zu. Alle, die mich haben siegen sehen, beobachten mich. Ich promeniere, stelle mir vor, wie sie applaudieren. Ein gutes Gefühl. An der Tür angelangt drehe ich mich noch einmal um und nicke dem Richter zu. Tony und seine Mutter sind jetzt rechts und links von mir, ich gebe beiden zu verstehen, ebenfalls zu nicken, und das tun sie. Dieser riesige Rowdy von einem Mann und seine Mutter sind mir hörig. Ich allein dirigiere sie durch dieses fremde System, führe sie auf den Weg nach Hause. Als wir den Saal verlassen haben, wage ich die Inszenierung ein wenig herunterzuschrauben.

»Jetzt können Sie sich die Zähne zu Hause putzen, Tony.«

Er sieht mich fragend an.

»Sie dürfen gehen. Die hatten nichts gegen Sie in der Hand. Es ist vorbei.«

Mir wird klar, dass Tony und seine Mutter, obwohl sie gehört haben, wie der Richter die Klage abgewiesen hat, noch immer nicht recht verstanden haben, wie es eigentlich ausgegangen ist. Tonys Mutter bricht in Tränen aus, packt meine Hand und führt sie an ihr Herz. Ich spüre eine plötzliche Wärme, eine eigenartige Nähe zu dieser Mutter und ihrem Sohn. All das ist zu vertraut. Ich gerate ins Wanken. Diese Mutter, ihr Junge, die Liebe zwischen ihnen. Ihre Erleichterung ist mit Händen zu greifen. Ich frage mich, wie viele schlaflose Nächte sie hinter sich hat, vor lauter Sorge, was heute passieren würde, frage mich, wie sie es aushält. Tony wird nicht das letzte Mal vor Gericht stehen, davon bin ich überzeugt, aber heute kann sie ihr Kind mit nach Hause nehmen. Tonys Mutter lässt meine Hand nicht los, ich lege die andere auf ihre und löse sanft ihren Griff.

»Entschuldigen Sie, ich muss weiter, ein anderes Verfahren vorbereiten.«

Immer schön professionell bleiben. Dann noch ein Blick zu Tony.

»Und was Sie angeht … Sie will ich hier nie wieder sehen.« Das sage ich zu einem erwachsenen Mann, der mich weit überragt. Zu Tony in seinem schlecht gebügelten Hemd, jetzt mit Schweißflecken unter beiden Armen. Er nickt heftig. Nie wieder wird er hier stehen, da ist er sich ganz sicher. Ich weniger. Aber hier und jetzt packt er meine Hand und schüttelt sie. Dieser

riesige Rowdy von einem Mann ist voller Respekt für mich. Hier und jetzt bin ich mächtig.

2

VORHER

Draußen vor dem Gericht schalte ich mein iPhone an und suche zur Nachbesprechung die Nummer von Alice raus. Alice und ich sind so verschieden, aber dass unsere Büros in der Kanzlei Tür an Tür liegen, sorgt für eine gewisse Intimität. Wir sind Zeuginnen aller Lebensereignisse der jeweils anderen, nehmen genauestens Notiz von Verhandlungsterminen, Prozessen und auch der einen oder anderen Affäre. Von dem Adrenalinrausch nach einem gewonnenen Fall kommt man erst runter, wenn man mit jemandem gesprochen hat, mit einem Zuhörer, der das Spiel kennt. In letzter Zeit ist das etwas heikel, denn bei Alice läuft es nicht so gut.

Ich zögere, bevor ich ihre Nummer wähle.

Es wäre seltsam, mich nicht zu melden, ich weiß, dass sie damit rechnet. Das Freizeichen ertönt und jemand hebt ab, aber die Stimme am anderen Ende ist nicht die von Alice. Es dauert einen Moment, bis mir klar wird, dass Julian dran ist.

»Alice ist gerade auf der Toilette«, sagt er. »Sie hat ihr Handy am Kopierer liegen lassen. Wie ist es gelaufen?«

Ich lächle. »Ich habe gewonnen.«

Ich frage mich, ob ich wohl arrogant klinge. Das ist nicht meine Absicht. Ich muss erst noch verarbeiten, dass ich das Nachgespräch jetzt mit Jules führe. Normalerweise spielt er ein wenig außerhalb meiner Liga, er ist eine Art Held unter den Strafverteidigern, bewegt sich am Gericht wie ein Fisch im Wasser. Ganz in der Nähe hält ein Taxi. Ich springe hinein und lache in den Hörer, als Julian mit leiser Ironie sagt: »Erzähl mir was Neues …«

Ich bitte den Fahrer, mich zum Bahnhof St Pancras zu fahren.

Jules fragt nach Einzelheiten. »Hat deiner ausgesagt?«

»War gar nicht nötig. Ich habe Verfahrenseinstellung beantragt. Den Hauptzeugen hat es komplett zerlegt.«

Er lacht, und er klingt beeindruckt. Ich packe die Perücke in meine Tupperdose, verstaue die Robe im Beutel. Es ist schön, die Neuigkeiten mit jemandem zu teilen, der gerade auch eine Siegessträhne hat. Julian ist ein besserer Verteidiger als Alice, dynamischer. Er kommentiert die Einzelheiten meines Kreuzverhörs. Ich erzähle ihm, der Zeuge habe offenbar geglaubt, er habe es mit einer hirnlosen Idiotin zu tun.

»Großer Fehler. Geschieht ihm ganz recht, er hat eine der Besten unterschätzt.«

Ein Gefühl von Wärme durchzuckt mich. Ich springe aus dem Taxi, aber der Fahrer pfeift mich zurück. »Umsonst kannst du nicht fahren, Schätzchen!«

Ich habe vergessen, zu zahlen, habe vergessen, dass ich nicht im Uber unterwegs war. Peinlich berührt ziehe ich einen Zwanziger aus der Tasche.

»Entschuldigung, hier, der Rest ist für Sie.«

Ich halte kurz inne und füge hinzu: »Mein Onkel zu Hause fährt auch Taxi.«

Der Fahrer lächelt mir zu und winkt. Als ich mich wieder dem Telefonat mit Jules zuwende, fühle ich mich kurz ein bisschen entblößt, aber dann bin ich auch schon wieder ganz in das Gespräch vertieft. Ich habe noch nie mit Julian telefoniert, und ich glaube, wir haben auch noch nie miteinander geredet, ohne dass noch jemand anderes aus der Kanzlei dabei war. Tatsächlich ist Julian niemand, mit dem ich normalerweise Zeit verbringen würde. Und ganz sicher würde ich ihn nicht anrufen und ihm von einem gewonnenen Fall erzählen. Ich bin wie im Rausch, beeile mich, vom Gericht direkt zum Zug zu kommen, um zu meiner Mutter zu fahren.

»Kannst du Alice bitte ausrichten, dass das Memo für den Fall, den sie mir morgen abnimmt, auf meinem Schreibtisch liegt?«

»Sag ich ihr.«

Julian erzählt, er habe den ganzen Tag nur Wirtschaftssachen gehabt, sterbenslangweilig, er wünschte, er könnte mal wieder wie ich in einer richtigen Strafsache vor Gericht stehen. Ich muss die Ticket-App auf meinem Handy öffnen, bevor ich in den Zug steige, und der Lärm übertönt Julians letzte Worte, aber nachdem ich aufgelegt habe, kreisen meine Gedanken noch eine ganze Weile um ihn. Julian ist in diese Welt hineingeboren, er meistert das alles spielend. Sein Vater ist Kronanwalt, sein

Pate ebenfalls. Weiter kann man es als Barrister nicht bringen.

Ich werfe den Beutel mit der Robe auf die Gepäckablage und lasse mich auf einen Fensterplatz fallen, meine Umhängetasche zu meinen Füßen. Auf zu Mum. Ich wage zu glauben, dass ich mir langsam aber sicher einen Namen mache. Wenn Julian, einer der gebildetsten, souveränsten Männer am Gericht, mir ein fachliches Kompliment macht, ist das doch wohl ein gutes Zeichen. Ich lächle innerlich, während der Zug den Bahnsteig verlässt.

Ich nehme das Haargummi heraus, schlüpfe aus meinem Blazer und lehne den Kopf ans Fenster.

Der Zug lässt London hinter sich und schlängelt sich durch die vertraute ländliche Gegend. Ich spüre, wie der Glanz meines juristischen Lebens langsam in den Sitz des Abteils sickert. Ein Getränkewagen kommt vorbei, ich nippe milchig weißen Tee und überlege, warum meine Mutter will, dass ich zum Essen komme. Sie ruft nur selten an, meistens hinterlasse ich ihr Nachrichten. Bei der Arbeit kann sie nicht rangehen, die Putzfirma, bei der sie beschäftigt ist, späht ihre Angestellten entweder den ganzen Tag mit einer versteckten Kamera aus, oder sie haben dort einen siebten Sinn dafür, wer im Dienst telefoniert hat. Mum hat panische Angst, ihren Job zu verlieren. Wenn ich wirklich mit ihr reden muss, muss ich noch mal anrufen, sobald der Anrufbeantworter angesprungen ist, beim zweiten Mal hebt sie dann ab. Ich mache das ständig, und es treibt sie in den Wahnsinn. Es ist nur für Notfälle gedacht, aber ich kann nie sicher sein, ob sie gerade bei der Arbeit oder im Supermarkt ist, oder aber zu Hause und meinen ersten Anruf einfach nur verpasst hat. Ich stecke mir meine AirPods in die Ohren, höre ein bisschen Musik und sehe zu, wie die Welt draußen vor dem Fenster vorbeirast.

Als der Zug in Luton einfährt, ist es, als wäre ich wieder die Person von damals, hier gibt es kein *Als-ob*. Alles ist zu vertraut, alles und jeder. Ich trete aus dem Bahnhof, überlege, mir eine Sausage Roll zu kaufen, verkneife es mir aber. Als ich die High Street entlanglaufe, starrt mich ein kleiner Hund an einer Leine an. Ich starre zurück und lächle, bevor ich mich in Richtung der Wohnanlage durchschlängle, in der ich aufgewachsen bin.

Als Mums Häuserblock in Sicht kommt, mache ich noch einen kurzen Abstecher ich den Laden an der Ecke, wo mir ein vertrauter Duft nach Putzmitteln mit Vanillearoma entgegenschlägt. Hinterm Tresen steht Sharn. Er ist jetzt viel älter, ist schon ewig hier. Ich greife nach einer Flasche Fanta,

Mums Lieblingsgetränk, und gehe zur Kasse.

»Abend, Sharn, wie geht's?«

»Na so was, hallo. Lange nicht mehr gesehen! Ist das wirklich die kleine Tessa Ensler?«

Ich lache.

»Wie schön, dich zu sehen. Ich erzähle den ganzen jungen Leuten, die hier reinkommen, immer, wisst ihr, ein Mädchen aus der Straße hat es nach Cambridge geschafft, und jetzt ist sie Anwältin in London.«

Ich weiß, dass er es nett meint, aber es ist mir unangenehm. Er erinnert sich an noch viel mehr. Er erinnert sich daran, als ich als kleines Mädchen mit aufgeschlagenen Knien hierhergekommen bin, oder mit meinem Bruder Johnny, und wenn ich Glück hatte, mit einer Pfundmünze.

Er erinnert sich an meinen Vater.

Wir unterhalten uns über den neuen Tesco Metro an der Ecke und den Schaden, den er Sharns Geschäften zufügt. Ich nicke mitfühlend, obwohl ich weiß, dass selbst meine Mum, so gerne sie Sharn auch hat, jetzt dort einkauft. Es ist einfach billiger. Vor lauter Schuldgefühlen kaufe ich teure Schokolade. Sharn muss auf eine Leiter steigen, um sie herunterzuholen, und ich frage mich, ob sie wohl schon abgelaufen ist. Er redet immer noch von Cambridge.

»Ich erzähl ihnen alles. Wie du weggegangen bis, um dort Jura zu studieren. Und dass sie das auch schaffen können, wenn sie es nur wollen.«

Ich nicke, aber ich fühle mich unwohl. Ich verdiene inzwischen viel mehr als Sharn. Sharn, der rund um die Uhr arbeitet, mit Kindern, Frau und Mutter in der Wohnung hinter dem Laden lebt. Alle arbeiten sie hier, seine Kinder haben früh angefangen, und obwohl wir dieselbe öffentliche Schule besucht haben, sind wir uns immer aus dem Weg gegangen, weil wir wussten, dass uns eine gewisse Intimität durch den Laden irgendwie zum Verhängnis werden könnte. Ich denke daran, wie traurig das ist. Sie hatten Geldsorgen, na und? Die hatte meine Mutter auch, bevor Dad weggegangen ist, und danach sowieso. Es war zu schwer, mit all dem umzugehen, so viel leichter, die Verbindung einfach zu kappen.

Ich bezahle Fanta und Schokolade, erkundige mich nach Sharns Mutter, die, wie mir kurz darauf wieder einfällt, schon gestorben ist. Ich sage ihm, wie nett sie gewesen sei, denn das war sie wirklich, obwohl ich mich an kein einziges Gespräch mit ihr erinnern kann. Sharns Mutter sprach kein Englisch, aber manchmal sah sie dich an, als verstünde sie deine Traurigkeit

in all ihrer Komplexität und Intimität. Beim Gedanken daran, was sie über meine Eltern gewusst haben muss, läuft mir ein Schauer den Rücken hinunter.

3

DAMALS

Johnny bringt die letzte Tesco-Tüte mit Büchern und stellt sie neben den Schreibtisch. Den ganzen Tag in Cambridge hat er sich sichtlich unwohl gefühlt, aber hier und jetzt in meinem Zimmer nimmt er den Raum ein. Er ist stark und kommt mit dem Auspacken gut voran. Zu gut. Es herrscht eine Stille, die keiner von uns so recht füllen kann. Ich sitze auf meinem Bett und fühle mich schwermütig, und ich spüre, dass Johnny es merkt. Sein Ton ist fast etwas zu fröhlich.

»Und das ist der Rest!«

Ich blicke auf, schaue ihm ins Gesicht. Bringe keinen Ton heraus. Aber er weiß es trotzdem.

»Du wirst mir fehlen, Kurze.«

Meine Augen brennen, ich beiße mir auf die Lippen, um nicht zu weinen. Ich will nicht jämmerlich sein. Ich sortiere meine Gedanken und werfe meine Haare zurück.

»Jetzt musst du nie wieder die Fernbedienung teilen.«

Ich will die Bravade aufrechterhalten, aber der Gedanke, dass Johnny und Mum gleich fahren werden, ist plötzlich unerträglich. Den Rücken zu uns, räumt Mum ein paar letzte Sachen in meinen winzigen Kühlschrank. Ich schaue Johnny an und kann nicht anders.

»Glaubst du, ich finde hier Freunde?«

Ich gebe mir Mühe, ungerührt zu klingen, aber es klingt wie ein Flehen. Johnny witzelt blitzschnell zurück. »Keine Chance.«

Er weiß, wie er mich zum Lachen bringt. Er kommt zu mir, tätschelt meine Haare und setzt zu einer ungelenken Umarmung an. Es ist genau das, wonach ich mich sehne, aber in meiner Familie machen wir das nicht, also

bleibt es bei einem leichten Streichen über den Rücken. Aber das reicht schon. Johnny versucht, die Situation locker zu halten, zeigt auf sein altes BMX-Rad, das er mir überlässt, damit ich auf dem Campus von A nach B komme.

»Pass auf, dass niemand mein Rad klaut, okay?«

Ich muss beinahe lachen, denn wir wissen beide, dass dieses Rad nichts wert ist. Noch ein Mucks, und ich muss weinen. Er vermeidet es, mir ins Gesicht zu sehen, wohl um mir die Demütigung zu ersparen. Mum ist damit beschäftigt, in meiner Spüle ein Glas abzuwaschen. Johnny spricht gegen die Wand. »Zeig ihnen, was du draufhast, Tess.«

Stille. Dann wage ich auszusprechen, was ich denke. »Johnny? Vielleicht sollte ich lieber doch nicht …«

Johnny wirkt beunruhigt. Diese Verletzlichkeit behagt ihm nicht. Sie ist deutlich artikuliert, so machen wir das nicht. »He! Du hast ein megahelles Köpfchen, Tess. Wir können doch nicht beide unser Leben lang Häuser streichen.«

Ich verdrehe die Augen. Es liegt etwas Großzügiges darin, wie er seinen eigenen Mangel an Optionen eingesteht.

»Außerdem würdest du dabei auch richtig abkacken!«

Ich lache. Mum kommt auf mich zu und drückt mir ein paar Sandwiches in die Hand. »Wenn du später Hunger hast.«

Auch sie sieht aus, als könnte sie gleich anfangen zu weinen.

»Ich bin achtzehn, Mum. Ich komme schon klar.«

Ein »Ich liebe dich« kriegen wir in unserer Familie nicht über die Lippen, aber es ist da, und in diesem Moment spüre ich es so deutlich, dass es wehtut. Gerade weil wir es nicht sagen, fühlt es sich umso markanter und intensiver an. Johnny bemüht sich, Kinnlade und Mund in einen männlichen Ausdruck zu pressen, aber Mum entwischen jetzt doch ein paar Tränen. Für einen Augenblick klammere ich mich an sie. Johnny hat sich ein paar Schritte entfernt. Er sieht sich in meinem Zimmer um. Überall Tüten voller Bücher, die Klamotten hat Mum schon in den Schrank gehängt. Ich, die auf dem Einzelbett zurückbleibt. Er muss etwas an der Stimmung ändern.

»Und nur damit das klar ist, wenn du glaubst, du kannst über Weihnachten hier mit deinen feinen neuen Freunden abhängen, hast du dich geschnitten. Du kommst schön nach Hause, sonst vertick ich deinen ganzes Kram auf eBay!«

Dann sind sie weg.

4

VORHER

Bei Mum angekommen klopfe ich nicht, sondern benutze einfach gleich meinen Schlüssel. Als ich die Wohnung betrete, weiß ich sofort, dass sie gestaubsaugt hat, weil dieser Geruch in der Luft hängt, den unser Staubsauger schon immer hinterlässt. Ich habe mich oft gefragt, wie sie, die den ganzen Tag Büros putzt, es noch erträgt, zu Hause Staub zu saugen. Ich rufe nach ihr.

»Mum?«

Ich gehe in die Küche, wo es aus der Glotze plärrt, irgendetwas über einen, der zu viel Sozialhilfe bezogen hat. Ich hasse den Scheiß, den Mum sich reinzieht, das arme Schwein mit den zu hohen Bezügen wird vor laufender Kamera gedemütigt und beschimpft. Mum steht an der Spüle und schrubbt Gemüse. Ich schalte den Fernseher aus, sie fährt zu mir herum. Immer noch reagiert sie auf Überraschungen im ersten Moment mit Angst.

»Hi, Mum.«

Ich schmeiße Fanta und Schokolade auf den Tisch. Sie lächelt mich an. Müde, erschöpft.

»Ich war früher fertig am Gericht, also dachte ich, ich komme und helfe dir beim Kochen.«

Sie schaut die Fanta an, kneift die Augen zusammen.

»Die ist nicht zuckerfrei, Schatz.«

Verkackt.

»Ist Johnny auch da?«

Sie ignoriert meine Frage und zeigt auf das Gemüse.

»Ich habe die Kartoffeln gekauft, die du so magst.«

Sie reicht mir ein Messer, und ich fange noch im Hosenanzug an zu

schnibbeln.

»Wie war dein Tag, Schatz?«

Ich wäge ab, ob ich es ihr erzählen soll. Warum nicht?

»Ich habe einen Fall gewonnen.«

Ihre Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen.

»Ah, also wieder ein Verbrecher zurück auf der Straße, was?«

Was soll ich darauf antworten? Ich schnibble einfach weiter. Schweigen, während das Messer durch Kartoffeln und Karotten gleitet und mit dumpfem schnellem Klacken das Schneidebrett trifft. Mum tupft das Fleisch mit einem Küchentuch ab, legt es aufs Blech. Der Ofen heizt schon vor. Ich wechsle das Thema.

»Dann ist Johnny nicht zu Hause?«

Sie wäscht sich die Hände unter dem Wasserhahn und trocknet sie mit einem Geschirrtuch ab.

»Ich hab was für dich.«

Mum verlässt die Küche. Ich bin verdutzt. Was kann sie denn für mich haben? Sie kommt mit einer Plastiktüte zurück, bleibt vor mir stehen, was ich als Aufforderung verstehe, mir ebenfalls die Hände zu waschen. Dann reicht sie mir zaghaft die Tüte. Verwirrt greife ich danach. Sie kauft mir nie ohne Anlass irgendetwas. Kurz denke ich an ein verspätetes Geburtstagsgeschenk, aber mein Geburtstag ist schon ewig her.

»Was ist es denn?«

Mum macht einen Schritt zurück, nimmt ihr Feuerzeug vom Fensterbrett und steckt sich eine Zigarette an. Lehnt sich näher ans offene Fenster. Sie ist nervös.

»Hab ich im Ausverkauf entdeckt.«

Ich ziehe eine Bluse aus der Tüte. Sie ist knallpink und aus hundert Prozent Polyester. Ich bin noch mit Verarbeiten beschäftigt, als sie sagt: »Ich dachte mir, das sieht doch aus wie etwas, das eine Anwältin anziehen würde.«

Ihr Stimme wird zum Ende hin leiser, ängstlich. Das ist nichts, was eine Anwältin tragen würde, und ganz sicher nichts, was ich tragen würde. Vor lauter Angst, diese Tatsache preiszugeben, stecke ich all meine Energie in meine gespielte Begeisterung.

»Oh wow, Mum, vielen, vielen Dank!«

Sie ist immer noch unsicher, aber ich wittere auch etwas anderes – Erleichterung, leise Freude.

»Gefällt sie dir?«

Ich halte mir die Bluse an.

»Mum! Die ist toll!«

Ihr Gesicht, die Freude, die ihr das bereitet, treiben mir die Tränen in die Augen. Plötzlich liebe ich diese scheußliche Bluse. Ich ziehe meine eigene Bluse aus und die pinke an, stecke sie in die Anzughose. Das geht einen Schritt über die Reaktion hinaus, die meine Mutter sich erhofft hat, und ich spiele die Nummer perfekt. Stolziere auf und ab. Als ich an ihr vorbeilaufe, ziehe ich sie an mich. Sie kann nichts dagegen tun, erstarrt, sobald sie berührt wird, aber ihr Gesicht hellt sich für einen kurzen Moment auf, bevor es sich verfinstert. Ich bin nah genug, dass sie mir zuflüstern kann.

»Dein Bruder hat sich gestern geprügelt, im Pub.«

Ich bleibe wie angewurzelt stehen.

»Was? Schon wieder?«

Die Nähe zwischen uns ist dahin. Mum hat sich ihrer Sorge und Angst entledigt und sie mir aufgebürdet. Nur äußert sie sich bei mir als Wut. Mum drückt die Zigarette aus, schlüpft aus ihrer Strickjacke. Auf der linken Brust ihrer Uniform prangt ihr Name. June. Sie wäscht sich erneut die Hände und schneidet weiter Gemüse.

»Mum, der endet noch im Knast.«

Sie werkelt eifrig herum. Ich werde nie verstehen, warum sie mir so etwas erzählt, wenn sie doch eigentlich hofft, dass ich nicht darauf reagiere. Das provoziert mich nur noch mehr.

»Was zum Teufel stimmt denn nicht mit ihm? Er sollte einfach mal arbeiten und für sich selbst aufkommen.«

Ich greife nach meinem Messer und lasse die Wut an den Karotten aus. Mum hält das nicht gut aus, aber ich kann nicht anders.

»Was für ein Loser.«

Ich weiß nicht, ob es reiner Instinkt ist oder ein leises Geräusch mich aufhorchen lässt, aber als ich mich umdrehe, steht Johnny in der Tür. Er trägt eine alte Jogginghose und ein T-Shirt. Auf seiner Stirn klebt verschmiertes, getrocknetes Blut, er sieht müde aus. Ich zucke zusammen; niemand will sich mit Johnny anlegen, wenn er in diesem Zustand ist.

Er brüllt mich an. »Sagt wer?«

Ich stehe einfach da. Er kommt auf mich zu, atmet seine Worte auf mich hinunter. Ich bleibe trotzig stehen.

»Sagt die noble Frau Anwältin in ihrer noblen, pinken Bluse.«

Am liebsten würde ich lachen, von wegen noble pinke Bluse, verdammte Scheiße … Das kann ich vor Mum nicht bringen, aber zurückhalten kann ich mich auch nicht.

»Immerhin habe ich einen Job.«

Das macht ihn sauer. Mum schreit.

»Aufhören! Hört beide auf!«

Sie ist sichtlich verängstigt, und Johnny und ich wissen beide, woran das liegt. Das macht mich nur noch wütender auf ihn. Seine Fahne riecht schal und unangenehm, aber ich zucke mit keiner Wimper. Ich weiß, dass er einen Kater von gestern Nacht hat. Ich speie es ihm entgegen.

»Du bist ja immer noch besoffen.«

Mir wird klar, dass Mum mir nur von der Schlägerei erzählt hat, weil ich sein Gesicht sowieso sehen würde. Sie dachte wohl, wenn sie es mir schonend beibringt, würde meine Reaktion gemäßigter ausfallen. Ich habe nie Angst vor Johnny, auch nicht jetzt, wo es vielleicht angebracht wäre. Ich schreie ihm direkt ins Gesicht.

»Was? Willst du mich jetzt schlagen? Ist das jetzt deine Art der Kommunikation?«

Mum stößt einen Schrei aus.

»Schluss damit, alle beide!«

Johnny ist sichtlich schockiert von meinen Worten.

»Ich würde nie eine Frau schlagen.«

Meine Antwort fällt so heftig, schnell und grausam aus, dass ich über mich selbst erschrecke.

»Wieso? Sonst kommst du doch auch ganz nach ihm.«

Johnny sagt, ich solle mich verpissen. Mum ruft mich zur Ordnung. »Es reicht, Tessa.«

Wir wissen alle, dass ich zu weit gegangen bin. Unter Johnnys Zorn entdecke ich Verwirrung und Schmerz. Was ist nur aus uns geworden? Er war doch mein bester Freund. Meine ganze Kindheit über bin ich ihm überallhin gefolgt. Ich saß neben ihm, wenn er jeden Samstag die Zuschauerreihen der Fußball-Live-Übertragung im Fernsehen abgesucht hat, in der Hoffnung, einen ganz bestimmten Everton-Fan zu erspähen. Wir wussten beide, wen er sucht. Ich brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass ich unseren Dad, selbst wenn ich ihn im Fernseher sähe, nicht mehr erkennen würde. Ich spüre einen Anflug von Sehnsucht, aber wir feuern mit Blicken aufeinander, und ich weiche nicht zurück.

»Wann bist du eigentlich so ein Miststück geworden?«

Das versetzt mir einen Stich. Ich spüre, dass Johnny nicht weiß, was er als Nächstes mit seinen Gefühlen anfangen soll; er macht einen Satz zur Anrichte und fegt alles zu Boden. Ein Teller zerschellt, Mum fängt an zu weinen. Mir bleibt nichts anderes übrig, als meine Sachen zusammenzusammeln.

»Ich … ich geh dann mal lieber.«

Als ich mich auf dem Weg aus der Küche noch einmal umdrehe, lehnt Johnny mit geschlossenen Augen an der Wand. Mum sammelt kleine Stücke von Kartoffeln, Karotten und Brokkoli zusammen.

»Mum? Es tut mir leid.«

Sie schüttelt den Kopf. Ich will alles wiedergutmachen, aber das geht nicht. Das Letzte, was ich sehe, ist meine Mum, wie sie auf allen vieren auf dem Küchenboden herumkriecht. An der Wohnungstür ziehe ich zwei Fünfziger hervor und stecke sie Mum in die Handtasche. Dann gehe ich und ziehe die Tür hinter mir zu.

5

DAMALS

Die Uni ist atemberaubend schön, schöner, als ich es mir je hätte träumen lassen. So viele alte Gebäude und sorgfältig gemähte Rasenflächen. Immer wieder sage ich es in Gedanken vor mich hin: *Cambridge, ich bin in Cambridge.* Die Worte fühlen sich in meinem Mund an wie eine verbotene Süßigkeit. Ich lebe jetzt an einem College, das schon seit Jahrhunderten Studenten beherbergt, allein der Gedanke ist überwältigend. Ich muss meinen Stundenplan zusammenstellen und eine obligatorische juristische Einführungsvorlesung besuchen.

Auch wenn ich nicht gerade scharf darauf bin, zum Mittagessen in den riesigen Speisesaal zu gehen, nimmt der Hunger irgendwann überhand und ich schlüpfe hinein. Die anderen Studierenden beäuge ich aufmerksam. Sie tragen ihr Essen zu langen Tafeln, grüßen einander, unterhalten sich und lachen. Ich setze mich alleine hin, esse etwas Fisch mit Kartoffeln und schleiche zurück in mein Zimmer. Ein Einzelbett, ein Schreibtisch, Kleiderschrank, kleiner Kühlschrank, Waschbecken und Fenster. Ich schaue durch das Fenster, das auf einen hübschen Abschnitt des Colleges hinausgeht. Ich will die Aussicht genießen, alles in mich aufsaugen, aber beim Blick auf meine neue Welt starrt mich nur mein eigenes Gesicht aus der Scheibe an. Alles macht plötzlich einen düsteren, einsamen Eindruck. Ich sehne mich nach etwas, ohne es richtig beim Namen nennen zu können. Das hier ist alles, worauf ich hingearbeitet habe: dieser Ort, Cambridge. Und doch hält diese eigenartige Sehnsucht an.

Am nächsten Morgen esse ich ein paar Frühstücksflocken in meinem Zimmer und mache mich für die Einführungsvorlesung fertig. Obwohl ich reichlich Zeit einplane, schaffe ich es doch irgendwie, mich zu verspäten.

Als ich endlich den richtigen Vorlesungssaal gefunden habe, nehme ich mein Namensschild vom Tisch und befestige es an meinem Pullover. In meiner neuen Jeans, Sportschuhen und dem Pullover, den mir Mum extra für die Gelegenheit gekauft hat, wage ich mich in den Saal.

Abgesehen von der allerersten Reihe gibt es nur noch wenige Plätze. Schnell wäge ich ab, ob ich lieber auf einem einzelnen Platz in der Mitte einer Reihe oder ganz vorne sitzen will. Ich komme zu dem Schluss, dass meine Angst, aufgerufen zu werden, groß genug ist, um mich an all den bereits sitzenden Studierenden vorbei in die Mitte der Reihe vorzuarbeiten. Ich quetsche mich durch, schiebe mich unter Entschuldigungen voran, bis ich den einen freien Platz erreiche. Flankiert von einem Jungen und einem Mädchen spüre ich eine seltsame Veränderung. *Ich sitze gerade in der Einführungsvorlesung der juristischen Fakultät von Cambridge*, flüstere ich mir selbst zu.

Es verblüfft mich, dass alle hier schon jemanden zu kennen scheinen, es haben sich sogar schon ein paar Grüppchen gebildet. *Wo kommen diese ganzen Leute her?* Ich schaue mich um. Zweihundert Gesichter, und alle hier müssen die A-Levels mit Bestnoten abgeschlossen haben. Abgesehen von meinen Lehrern und Lehrerinnen in der Schule, war ich noch nie in einem Raum mit Menschen, die die A-Levels überhaupt absolviert haben.

Ich kann nicht anders als mich zu fragen: *Wie ist es möglich, dass ich hier bin?* Niemand hatte je daran geglaubt, dass ich hier landen würde. Den ganzen Sommer über haben Erwachsene mir gesagt, wie viel »Glück« ich hätte, »so eine Gelegenheit zu bekommen«, immer hoben sie mein *Glück* hervor, ohne anzuerkennen, wie hart ich dafür gearbeitet habe. Da war auch noch eine Spur von etwas anderem in ihrer Anerkennung, eine Ahnung, dass ich es nur bis zu einem gewissen Punkt würde bringen können oder dass ich es vermutlich vermasseln würde und mir also »lieber nichts einbilden« sollte. Sie hatten das Gefühl, als brächte ich irgendwie die natürliche Ordnung der Dinge durcheinander und waren unzufrieden, wenn ich auf solche Anflüge von Missgunst keine Antwort parat hatte. Dabei hatte auch ich diverse Alternativen im Hinterkopf, denn ich wusste ja, dass ich das Studium, selbst wenn ich angenommen wurde, nur mithilfe eines Stipendiums auch würde antreten können. Erst als die Zusage dazu kam, konnte ich mich wirklich darauf einlassen.

Ich würde nach Cambridge gehen.

Heute strahlen die Gesichter um mich herum Zuversicht aus und einen

Hauch von Erwartung. Mir wird klar, dass vermutlich schon ihre Eltern und Großeltern hier studiert haben. *Schon in Ordnung, ich bin jetzt hier, wenn ich einfach mache, was sie machen, gehöre ich dazu.* Vorerst tue ich noch so, aber ich werde den Bogen schon rauskriegen. Mit Adleraugen nehme ich ein paar Angestellte im Anzug ins Visier, die am Eingang herumstehen. Unwillkürlich zucke ich zusammen, eine Urangst meldet sich. Vielleicht bin ich nur durch einen Fehler hier gelandet, und einer der Anzugträger stürmt gleich mit einer Liste herein und ruft meinen Namen.

Tessa Ensler? Tut mir wirklich leid, aber da liegt ein bedauerliches Missverständnis vor.

Ich stelle mir vor, wie sich alle Augen auf mich richten, während ich mühsam aufstehe und mich wieder aus der Mitte der mittleren Reihe herausquetsche. Gedemütigt, schon jetzt gescheitert. Ich sammle mich wieder und schiebe solche Gedanken weg, aber meine Nägel graben sich immer noch in meine Handflächen. Die Gespräche verstummen, als die Dekanin den Saal betritt. Sie geht zum Podium, und Aufregung durchzuckt mich. Jetzt geht's los. Sie spricht laut und deutlich.

»Sie sind die Crème de la Crème.«

Das sagt sie tatsächlich, und es ist das erste Mal, dass jemand so etwas über mich sagt. Ich will beschämt auflachen, aber als ich die anderen betrachte, nicken alle zustimmend, denken ernsthaft über diese Vorstellung nach. Sie fährt fort, erinnert uns daran, dass wir es an eine der besten juristischen Fakultäten der Welt geschafft hätten, weil wir Spitzenleistungen erbracht hätten und daher auch Spitzenleute seien. Ich speichere alles ab, stelle mir vor, wie ich sie zu Hause im Pub mit Freunden imitieren werde. »Crème de la Crème.« Dann kommt mir in den Sinn, dass meine Freunde zu Hause das vielleicht gar nicht lustig fänden, schließlich sind sie nicht hier, werden nicht als Spitzenleute bezeichnet. All das läuft in einem kurzen Moment in mir ab, bevor ich meine Aufmerksamkeit wieder auf die Dekanin richte. Ihr Ton ist ernst.

»Sie werden dieses Land verändern.«

Dann hält sie inne. Genau wie die Anwälte im Fernsehen. Sie sagen etwas Wichtiges und lassen einen dann warten. Ich sauge alles begierig auf. Genau das will ich hier lernen – so viele Menschen dazu zu bringen, an meinen Lippen zu hängen. Ich nehme mein Notizbuch aus der Tasche, bemerke dann aber, dass niemand sonst mitschreibt.

Sie fährt fort.

»Aber …«

Das gefällt mir nicht. Aber? Was *aber*?

»Schauen Sie nach links …«

Ich bin schrecklich schüchtern, wage es aber, mich umzudrehen. Neben mir sitzt der Junge, und *heilige Scheiße, der sieht verdammt gut aus*. Ich sehe sofort, dass er von einer vornehmen Schule kommt. Er weiß vermutlich schon, dass er »dieses Land verändern« wird. Hat es vielleicht sogar schon. Ich gebe mir Mühe, unbeeindruckt zu wirken, schüttle mein Haar ein wenig, recke das Kinn. Richte den Blick auf ihn, während er sich wieder von der Person wegdreht, die er angesehen hat. Er scannt nur kurz mein Outfit, kommt aber dennoch zu einem allumfassenden Befund. Der Pulli verrät mich, es ist offensichtlich, dass ich nicht dort herkomme, wo er herkommt. Ein vertrautes Gefühl überrollt mich. Nicht Demütigung, aber so etwas Ähnliches, und es nährt den Selbsthass. Noch habe ich den Code nicht geknackt, ich habe mich verraten. Sacke in mich zusammen.

Die Dekanin redet weiter.

»Schauen Sie nach rechts.«

Ich bin froh, mich von dem Jungen abzuwenden. Das Mädchen rechts von mir hat einen Haarschnitt, an dem jede Strähne »Privatschule« schreit. Sie trägt Klamotten, die abgenutzt aussehen sollen, aber ich weiß, dass sie brandneu sind. Sie trägt mehrere Schichten, mehrere Halsketten, ihr Make-up ist in Erdtönen gehalten – *heilige Scheiße, ihr Make-up ist sorgfältig konturiert*. Sie nimmt den Jungen zu ihrer Rechten in Augenschein, dann dreht sie sich um und schaut mich direkt an. Ich halte mich zurück, werde nichts von mir preisgeben, ihr nicht erlauben, mich anzusehen wie der Junge. Aber sie ist anders. Sie sieht mich freundlich an, setzt ein breites, albernes Lächeln auf und schneidet eine Grimasse. Ich versuche, ein Grunzen zu unterdrücken, aber es entfährt mir trotzdem. *Scheiße, Tessa, sei doch einmal normal!* Aber Mia, wie sie laut ihrem Namensschild heißt, scheint sich zu freuen, mich zu sehen.

Dann spricht wieder die Dekanin.

»Jetzt schauen Sie wieder mich an und hören Sie mir zu.«

Mias Arm streift meinen, als sie sich wieder nach vorne dreht. Ich schäme mich noch immer für das Grunzen.

»Einer oder eine von Ihnen drei wird es nicht schaffen. Ganz recht. Einer oder eine von Ihnen wird durchfallen. Täuschen Sie sich nicht. Sie alle stehen in Konkurrenz zueinander.«

Die Dekanin hält erneut inne. Legt eine Kunstpause ein. Dann:

»Sie sind keine Freunde. Sie treten gegeneinander an. Und das Spiel beginnt … jetzt.«

Ich bin unfähig, Mia oder den Jungen anzusehen. Ich spüre, wie ich rot anlaufe. Die anderen beiden glauben bestimmt, dass es mich treffen wird! Dass ich es bin, die es nicht schafft. Weil man mir anmerkt, dass ich nicht hierher gehöre. Ich werde richtig wütend auf sie.

Mia tippt auf ihrem Handy herum, das neueste Modell, wie ich feststelle, megateuer. Ich rechne nicht damit, dass wir je wieder miteinander reden werden. Sie wird eine Spitzenanwältin werden und sich nicht mehr an meinen Namen erinnern. Nicht so schlimm. Macht mir nichts aus. Aber ich spüre diesen vertrauten Zorn in meiner Kehle aufsteigen. Spüre den Kampfgeist in mir erwachen. Schluss mit diesem *Du könntest es verkacken*. Ich habe Bestnoten und ich werde es der Welt zeigen.

»Von denen unter Ihnen, die überhaupt bis zur Ausbildung zum Barrister durchhalten, wird nur jeder Zehnte es bis zum praktischen Teil schaffen. Von denen wiederum bringt es vielleicht ein Fünftel zum Kronanwalt, und Richter wird nur einer in zehn Jahren.«

Ich betrachte den Typen neben mir und das sorgfältig an seiner Brust befestigte Namensschild. Benedict. Natürlich heißt er Benedict. Er wirft mir einen Blick von der Seite zu, aber da ist nichts. Er hat mich schon abgeschrieben. *Fick dich*, denke ich. Plötzlich ist er der Mensch, den ich am dringendsten besiegen will. Wieder die Dekanin. Sie spricht jetzt über das »Gesetz«.

»Gehen Sie nie davon aus, dass jemand Ihnen die Wahrheit sagt – nicht einmal Sie selbst. Es gibt keine echte Wahrheit, nur eine juristische. Vertrauen Sie nicht Ihrem Bauchgefühl, sondern nur Ihrem juristischen Instinkt. Wenn Sie glauben, Sie wüssten, was passieren wird, liegen Sie falsch.«

Diesmal schreibe ich alles mit. Die Dekanin packt ihre Unterlagen zusammen, legt einen dramatischen Abgang hin, nicht ohne uns noch eine letzte Weisheit mit auf den Weg zu geben.

»Sie sind die Besten der Besten. Wappnen Sie sich für den Kampf Ihres Lebens, denn das Jurastudium ist erst der Anfang.«

Jahre später werde ich die Mitschriften in diesem Notizbuch noch einmal durchgehen, bevor ich es schließlich wegwerfe. Benedict, der Typ, der an diesem Tag links von mir sitzt, hat seinen Abschluss gemacht und ist

ein einflussreicher Anwalt für Bankrecht geworden, genau wie erwartet. Es war von Anfang an sein Weg. Das Mädchen rechts – Mia. Sie hat das Studium nach dem ersten Jahr abgebrochen, um an die Schauspielschule zu wechseln, aber bevor sie ging, wurden wir beste Freundinnen. Auf Lebenszeit.

Als ich so viele Jahre später meine an jenem ersten Tag in Cambridge hingekritzelten Notizen las, wurde mir klar, dass die Dekanin Recht behalten hatte. Das Bauchgefühl kann einen manchmal täuschen. Ich war sicher gewesen, dass Mia nie wieder mit mir sprechen würde. Dass wir in verschiedenen Welten lebten und sie mich sofort vergessen würde. Wie falsch ich doch lag.

Bevor ich die Notizen damals wegwarf, entdeckte ich noch etwas. *Geh nie davon aus, dass du dir selbst die Wahrheit erzählst. Vertrau nicht auf das, was du zu wissen glaubst. Das ist nicht das Leben – es ist das Gesetz.* Ich riss die Seite aus dem Notizbuch und hängte sie über meinen Schreibtisch. Das ist vielleicht die wichtigste Wahrheit, die ich in Cambridge gelernt habe.

6

VORHER

Während ich in der Bar an der Ecke auf Cheryl warte, bestelle ich uns schon einmal etwas zu trinken. Sie hat mir den Namen eines raffinierten Mocktails geschickt, den sie mag. Cheryl kommt genau in den Moment, als unsere Drinks fertig sind. Sie sieht aus wie immer und kommt mit lächelnden Augen und gefärbten Haaren auf mich zu. Sie ist vielleicht Johnnys Freundin, aber zuerst war sie meine.

Wir haben uns in der Grundschule kennengelernt, und seitdem ist sie mir treu geblieben, selbst als ich das letzte Jahr an der Uni kein einziges Mal nach Hause kam, selbst als ich nach London zog. Eigentlich ist sie mehr wie eine Schwester für mich. Erst recht seit sie mit Johnny zusammen ist – während genau das vielleicht meine Beziehung zu Johnny so verändert hat. Ich sehe ihn jetzt als Mann, achte darauf, wie er sie behandelt. Cheryl wird nie die Stadt verlassen, nicht einmal die Aussicht auf ein Wochenende bei mir in London kann sie locken. Sie erzählt mir von ihrer Arbeit im Callcenter, von irgendwelchen Streichen, die die Angestellten aushecken. Sie sagt, sie fände es dort nicht mehr so schrecklich wie früher, sie sei eine ziemlich gute Verkäuferin. Sie trinkt ihren Mocktail mit großen Schlucken. Ich mache mich ein bisschen lustig über ihr Getränk, früher hat sie noch hartes Zeug getrunken. Dann folgt ein Schweigen, und wir wissen beide, dass es um Johnny geht. Ich weiß, dass sie weiß, was los war, und sie weiß, dass ich weiß, dass sie es weiß. Sie stellt ihr Glas hin.

»Es war die erste Schlägerei seit Jahren, Tess.«

Mir wird klar, dass sie Johnny verteidigt. Ich fühle mich irgendwie ein bisschen betrogen.

»Die Erste, von der wir erfahren!«

Ich bin schnippisch, nicht sonderlich umsichtig, und Cheryl spricht jetzt leise, den Blick ins Glas gerichtet.

»So ein Arsch im Pub hat mich eine fette Sau genannt.«

»Fuck.«

Ich bin in Cheryls Namen wütend, sauer auf meine Mutter, weil sie mir dieses Detail vorenthalten hat, obwohl sie vielleicht gar nichts davon wusste.

»Auf jeden Fall wird sich Johnny von jetzt an bessern.«

Sie macht einen fröhlichen Eindruck, während ich noch immer mit Wut und Schuldgefühlen beschäftigt bin. Cheryl zieht ein Stück Papier aus ihrer Tasche und legt es vor mir auf den Tisch. Eine Ultraschallaufnahme.

»Nein! Verarschst du mich?«

»Du wirst Tante.«

Ich greife nach dem Ultraschallbild. Da ist tatsächlich ein Baby. Wir quietschen und umarmen uns.

»Deshalb der alkoholfreie Cocktail.«

»Wir wollten es dir beim Abendessen erzählen.«

Die Erkenntnis trifft mich heftig. Mum hatte mich eingeladen, weil sie schon Bescheid wusste. Sie wollte für die Kulisse sorgen, vor der Johnny und Cheryl die großen Neuigkeiten verkünden konnten. Cheryl wirft einen Blick über meine Schulter und runzelt die Stirn. Als ich mich umdrehe, steht da ein Mann mit einem Bier, der mich anzüglich anstarrt, betrunken und tollpatschig. Cheryl winkt ab.

»Die ist nicht deine Liga!«

Der Typ grinst höhnisch, ich drehe mich wieder zu Cheryl um. Wir verdrehen die Augen.

»Johnny hat mir einen Antrag gemacht.«

Cheryl erwähnt das ganz nebenbei, als würde sie das erste Mal darüber nachdenken, ob ihr das vielleicht gefallen würde. Dabei wissen wir beide, dass sie seit Jahren darauf wartet.

»Wie wunderbar.«

Cheryl kann nicht mehr an sich halten.

»SCHWESTERN!«

Wir lachen uns schlapp, erinnern uns, wie wir mit acht allen weismachen wollten, wir wären Schwestern, nur dass ich von einer anderen Familie adoptiert worden bin. Nach einem Lachanfall lehne ich mich zurück. Ich bin Cheryl so dankbar.

»Danke, dass du dich hier mit mir getroffen hast.«

Schulterzuckend zeigt Cheryl auf ihren Cocktail.

»Ich treffe mich hier mit jedem, der mir einen Drink ausgibt, sogar wenn kein Alkohol drin ist.«

Nach einer Schilderung jedes kleinen Ziepens, jedes einzelnen Urintests und jeder gynäkologischen Untersuchung muss Cheryl nach Hause. Sie will mich noch zum Bahnhof bringen, aber mir ist nach frischer Luft. Ich mache mich auf den Weg zum letzten Zug Richtung London. Die Straßen sind dunkel, es ist abgekühlt. Leer, alle Geschäfte geschlossen, nicht viele Autos unterwegs. Ich gehe schnell, um auch sicher nicht den Zug zu verpassen. Da entdecke ich hinter mir auf der Straße den Typen aus dem Pub. Er läuft auf der anderen Seite, kommt aber näher. Ich beschleunige meinen Schritt. Mein Herz pocht heftig. Ich atme schnell, ein, aus. Ich gebe mir Mühe, locker zu wirken, furchtlos und selbstbewusst, aber er kommt immer näher, und ich gerate in Panik. Er ruft mir hinterher.

»He!«

Ich ignoriere ihn und verfluche mich stumm, dass ich Cheryls Angebot, mich zu fahren, ausgeschlagen habe. Ich gehe jetzt fast im Laufschritt, aber ich werde nicht anfangen zu rennen, weil er sonst merkt, dass ich Angst habe. Ein rascher Blick zurück, er ist jetzt auf meiner Straßenseite. Bis zum Bahnhof ist es noch ein ganzes Stück, laufe ich weiter oder überquere ich die Straße und renne zurück zum Pub? Er winkt mir zu. Der Typ fängt an zu laufen. Er ist groß, kräftig gebaut. Ich laufe ebenfalls los, überlege, irgendwo einzubiegen, aber die Seitenstraßen sind schmal und dunkel. Als er direkt hinter mir ist, bleibe ich abrupt stehen, ich keuche, meine Gedanken rasen.

»Mein Freund wartet am Bahnhof auf mich.«

Er hält etwas hoch, aber es ist dunkel, und ich kann es nicht erkennen. Ein Messer? Er ist außer Atem, aber ich verstehe ihn trotzdem.

»Du hast dein Handy vergessen.«

Ich sehe, dass er mein Telefon in der Hand hat, es in die Luft hält. Mein Herz hämmert immer noch, aber mein Kopf kommt langsam nach. Er bringt mir mein Handy. Mit zitternder Hand nehme ich es entgegen. Er verfolgt mich nicht, weil er mir wehtun, mich vergewaltigen, mich erstechen will. Er ist mir nachgerannt, weil ich mein Handy im Pub liegen gelassen habe. Ich antworte in professionellem Ton, höre mir aber meine verzweifelte Erleichterung selbst an.

»Danke.«

Ich setze mich in Bewegung, will das Gespräch nicht fortsetzen. Ich mache mich auf weitere Annäherungsversuche gefasst, aber für ihn ist die Sache erledigt. Er wendet sich zum Gehen.

»Gerne.«

Ich laufe weiter zum Bahnhof. An Bord des Zugs bleibe ich kurz stehen, um zu verschnaufen. Meine Hände sind immer noch verkrampft und zittrig. Als der Zug abfährt, geht mein Atem fast wieder normal.

7

VORHER

Am nächsten Morgen, auf dem Weg zur Kanzlei, hole ich mir eine Sausage Roll auf die Hand. Als ich ankomme, ist es neun Uhr und Alice dreht völlig am Rad. Sie packt mich an der Schulter und zieht mich zur Seite. »Wo warst du denn?«

Ich bin verwirrt. »Ich bin gestern Abend zu meiner Mum gefahren.«

»Ich habe dir geschrieben.«

Ich merke, dass mein Handy lautlos gestellt war.

»Hast du das Memo für die Drogensache, die du mir abgetreten hast?«

Jetzt dämmert es mir. Der Fall, den sie von mir übernommen hat, wird heute verhandelt. Ich erinnere mich wieder, dass ich über ihre Nummer mit Julian telefoniert habe. Er hat ihr meine Nachricht wohl nicht ausgerichtet.

»Julian sollte dir sagen, dass es auf meinem Schreibtisch liegt.«

Wir gehen zusammen in mein Büro, in dem ein solches Chaos herrscht, dass Alice zweimal hingucken muss. Ich zucke mit den Schultern. Chaos bedeutet nur, dass ein Anwalt gut beschäftigt ist. Das weiß sie. Ich finde die Mappe mit dem Memo und reiche sie ihr. »Er saß schon zweimal ein.«

Alice seufzt. Sie geht schweigend, blättert die Unterlagen durch. Ich greife nach einer anderen Akte und stecke sie in meine Umhängetasche. Julian hängt in der Nähe herum. Das ist ungewöhnlich, in diesem Teil der Kanzlei hält er sich selten auf. Er unterhält sich mit Adam auf dem Flur und dreht sich nach mir um, als hätte er mich eben erst bemerkt. Er lächelt mir zu. »Hey!«

Ich lächle zurück. Was für ein großspuriger Typ, lässt mich nicht aus den Augen, während er weitererzählt. »Anscheinend war Kingston, der Herr Kronanwalt persönlich, auf Tinder unterwegs – im Verhandlungssaal!

Wischt da munter vor sich hin!«

Die Vorstellung bringt mich zum Lächeln. Ein Kronanwalt auf Tinder ist viel zu menschlich, zu sehr von dieser Welt.

»Nach links oder rechts?«

Julian lacht. Es fühlt sich gut an, ihn über meinen Witz lachen zu hören.

»Er wurde abgemahnt. Sein Mandant war wohl nicht begeistert.«

Ich schüttle den Kopf und denke bei mir: *Natürlich war der nicht begeistert, schließlich hat er ihn dafür bezahlt, für ihn zu arbeiten!* Bei einem Privatverfahren blättert ein Mandant schon einmal ein paar tausend Dollar am Tag hin. Julian sieht wieder mich an. »Kommst du die Woche mit was trinken?«

Ich zucke mit den Schultern. Er legt flirtend den Kopf schief. Ein seltsames Kribbeln macht sich in mir breit.

»Vielleicht.«

Adam schaut mich jetzt auch an. Wir kennen uns schon ewig, sprechen über Akten und Fälle, tauschen Ideen aus. Seine Eltern sind Lehrer und haben also beide studiert, trotzdem durchschaut er die Unterschiede im Zugang zu Privilegien, die den anderen entgehen.

Ich bin dieses Jahr unter den Nominierten für den Titel Strafverteidiger des Jahres, den Adam letztes Jahr gewonnen hat. Ich kenne keinen besseren Anwalt in unserem Alter als ihn. Er kann ganze Abschnitte des Strafgesetzbuchs auswendig zitieren. Was für ein Freak! Außerdem führt er großartige Kreuzverhöre, bringt die Leute genau da hin, wo er sie haben will. Jetzt, wo ich so viele Sexualstrafsachen habe, mache ich mir seinen Stil zu eigen, wenn es darum geht, Opfer sexueller Übergriffe ins Kreuzverhör zu nehmen. Das ist hilfreich, um als Verteidiger besser vor der Jury dazustehen. So viele männliche Anwälte kommen noch immer aggressiv, vorwurfsvoll und wütend rüber, aber Adam hat eine bessere Methode. Es gilt lediglich, auf die Fehler in ihren Aussagen hinzuweisen, die Beschwerdeführenden mit ihren eigenen Unstimmigkeiten zu konfrontieren. So ungesichert, wie diese Aussagen oft sind, ist es ohnehin ein Leichtes, die Schwachstellen herauszuarbeiten.

Es geht darum, ihre Version auf die Probe zu stellen.

Adam macht sie nicht fertig, lullt sie vielmehr mit Mitgefühl ein und analysiert dann ihre Antworten. Wenn es einen Zweifel gibt, gilt es ihn nur aufzudecken.

Mit Adam zu sprechen ist eine große Hilfe, es macht mich zu einer

besseren Anwältin. Die Idee besteht darin, außerhalb zu stehen, sich nicht auf eine Seite zu schlagen, sondern einfach das Gesetz auf die Probe zu stellen, die Aussage vor dem Gesetz auf die Probe zu stellen. Sie wieder und wieder auf die Probe zu stellen. Hat die Geschichte Lücken, gilt es darauf hinzuweisen. Denn es ist nicht nur dein Fall – das Gesetz selbst steht auf dem Spiel. Und das Gesetz beschützt alle. Es beschützt die Kläger, es beschützt die Angeklagten, es beschützt Polizisten, die es sich nicht leicht machen, und entlarvt die anderen. Wir können niemanden einfach vorverurteilen. Und wenn einige einzelne Schuldige davonkommen, dann liegt das nur daran, dass Polizei oder Staatsanwaltschaft ihre Arbeit nicht gut genug gemacht haben. Ein ordnungsgemäßes Verfahren ist alles.

»Was steht bei dir heute Vormittag an?«, fragt Adam.

Ich antworte ihm, als wäre Julian gar nicht da. »Drei Strafsachen. Am Inner Court. Du?«

»Bei mir läuft immer noch dieses riesige Verfahren am Old Bailey.«

Zwischen Adam und mir herrscht eine herzliche Beziehung, echter Respekt, Freundschaft. Julian schaltet sich ein. »Und der gute alte Adam war gestern in den Nachrichten.«

»Nur im Hintergrund.«

»Und dann noch doppelte Punktzahl fürs Fernsehen«, sage ich. »Ich habe es noch nicht mal in die Zeitung geschafft! Du liegst deutlich in Führung, Adam.«

Adam reagiert bescheiden, aber er beobachtet auch aufmerksam, was vor sich geht. Zwischen Julian und mir. Ich werde ein wenig verlegen.

»Moment, Moment«, sagt Julian. »Bei mir steht diese Messergeschichte in South Kensington an. Da sind sämtliche Medien dran.«

Adam lacht. »Du wirst jeden Tag den Senior Counsel aus dem Weg drängen und dein Gesicht in die Kameras halten!«

Ich lache, er hat recht. Julian lacht ebenfalls. »Na ja, irgendwie muss ich die Wette ja gewinnen. Ihr werdet schon sehen, ihr zahlt das ganze Jahr meine Getränke.«

Adam lächelt, wir stöhnen beide auf.

»Schlag die Regeln noch mal nach, Jules«, ziehe ich ihn auf. »Selbst wenn du gewinnst, bedeutet das nur Drinks für drei Monate!«

Julian hält meinen Blick. Ich fühle mich plötzlich unwohl und greife nach meiner Tasche. »Dann viel Glück heute.«

Ich gehe zurück zu Alices Büro. Sie macht sich auch gerade auf den Weg,

stöhnt darüber, dass sie den Zug zum Snaresbrook Crown Court nehmen muss, ist aber froh über den Fall. Wir gehen gemeinsam zu den Aufzügen. Ich schaue mich noch einmal kurz zu den Männern um, aber sie sind weg. Alice erinnert mich daran, dass wir nach den Verhandlungen unserer neuen Mentee mit ein paar Grundlagen helfen wollten. Meine eigene praktische Ausbildung liegt sechs Jahre zurück, und es gefällt mir, den Vielversprechendsten unter die Arme zu greifen. Phoebe stellt sich besser an als die meisten, sie ist klug und hat genau das, was man zum Verteidigen braucht. Sie hat ein scharfes Denkvermögen, weiß umzuschwenken, wenn es schwierig wird, kann sich vor Gericht behaupten und ist gesetzeskundig.

Außerdem ist sie heiß auf Strafsachen, bleibt gern in Bewegung, steht auf das unvorhersehbare Rennen, auf das Strafverteidiger sich einlassen müssen. Es gibt nichts Vergleichbares, und sie hat genau den richtigen Hunger, dieses Bedürfnis, die Beste zu sein. Alle Strafverteidiger brauchen das.

Man kann nicht das Leben eines anderen Menschen in die Hände nehmen, wenn man nicht bereit ist, bis zum Äußersten zu gehen, mit aller Kraft für ihn zu kämpfen.

Dass darin meine Rolle als Strafverteidigerin besteht, habe ich auch meiner Mum und ihrer Freundin Kathy zu erklären versucht, aber Mum wollte es nicht einsehen. Ich habe ihr erklärt, dass es meine Aufgabe ist, einen Mandanten anzunehmen, mir seine Geschichte anzuhören und dann vor Gericht die beste Version dieser Geschichte zu erzählen. Mum hat nur immer wieder gefragt: »Aber was, wenn er es getan hat?«

Ich erinnerte sie daran, dass nicht alle Angeklagten Männer seien und dass es nicht mein Job sei, zu wissen, ob sie es getan haben oder nicht.

Sie hat es nicht verstanden. Nicht weil sie nicht dazu in der Lage wäre, sondern weil es ihrer Logik widerspricht. Ich erklärte den beiden, meine Aufgabe bestehe darin, die beste Version der Geschichte meines Mandanten zu erzählen, der Staatsanwalt erzähle die beste Version der Geschichte der Polizei, und die Jury entscheide dann, welche Geschichte sie für wahrscheinlicher hält. Das ist alles.

Ganz einfach. Ich erzähle nur eine Geschichte, ich bin Geschichtenerzählerin. Die Jury entscheidet, nicht ich.

Kathy war fasziniert, aber Mum blieb skeptisch. »Und wenn deine Geschichte nicht stimmt?«

»Mum, ich halte mich an die Regeln und gebe mein Bestes. Wenn wir

uns alle an die Regeln halten, wird der Gerechtigkeit Genüge getan. Und wenn ein paar Schuldige davonkommen, dann nur, weil die Staatsanwaltschaft ihre Arbeit nicht gut genug gemacht hat. Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass keine Unschuldigen im Gefängnis landen. Darum geht es. Jeder verdient einen ordnungsgemäßen Prozess.«

Vielleicht war das ein bisschen dick aufgetragen, aber ich kenne Mums Schwäche. Sie will gerne glauben, dass alle eine faire Chance bekommen. Auch wenn mein Bruder eine andere Erfahrung gemacht hat. Als Johnny als Jugendlicher das erste Mal verhaftet wurde, hat er für jemand anderen den Kopf hingehalten, obwohl Mum ihn anflehte, es nicht zu tun. Ich konnte ihn verstehen. Aber heute weiß ich, dass er durch eben dieses Kopfhinhalten polizeibekannt geworden ist, vorbestraft. Das minderte nicht nur seine Chancen auf dem Arbeitsmarkt, sondern erhöhte auch die Wahrscheinlichkeit, erneut festgenommen zu werden. Und tatsächlich wurde er danach aktiv ins Visier genommen, und sobald es in der Gegend einen Raubüberfall oder einen Einbruch gibt, kommen sie immer noch, um mit ihm zu sprechen. Johnny hatte nach seiner ersten Verurteilung keine Chance, und sie verfolgt ihn noch heute, mit Ende dreißig. Das Gesetz muss einen Fall prüfen, aber manchmal gestaltet die Polizei ihre Schilderungen eines Tatbestands zu ihrem Vorteil. Dann ist es Aufgabe der Verteidigung, das aufzudecken.

Später, am Abend, habe ich zwei Strafverfahren hinter mir, beides tätliche Angriffe mit Köperverletzung mit Schuldeingeständnis, und außerdem in einer Sexualstrafsache mit Schuldeingeständnis ein zusätzliches Gutachten durch einen Sozialarbeiter erwirkt. Die beiden Urteile sind extrem erfreulich. Ich habe abgeliefert, hatte eine ganze Menge Kontext zum Leben meiner Mandanten parat und habe so stark argumentiert, dass ich beide vor der vollen Haftstrafe bewahren konnte. Das war ein gutes Gefühl. Manchmal geht es neben der genauen Kenntnis der Gesetzeslage genauso sehr darum, sich Hintergrund und Geschichte eines Mandanten anzuhören und ihm einen Entzug oder soziales Engagement zu ermöglichen. Es lohnt sich, sich besonders ins Zeug zu legen und sich etwas für den Mandanten zu überlegen, was der Richter nicht so leicht ablehnen kann.

Wir versammeln uns in Alices Büro, das größer und ordentlicher ist als meins. Ich gebe Phoebe eine kleine Auffrischung zum Thema Kreuzverhör

von Polizisten, weil Julian meinte, ich sei darin die Beste. Sein Lob ist mir ein bisschen peinlich, aber insgeheim genieße ich es sehr. Julian und Alice waren auf ähnlichen Schulen, haben gemeinsame Freunde und kannten sich schon gut, bevor sie beide Juristen geworden sind. Ich weiß, dass es bei Julian heute vor Gericht gut gelaufen ist, er strahlt diese besondere Selbstsicherheit aus. Man sieht es an seiner Haltung. Bei Alice lief es nicht gut, sie hat das Verfahren vertagt, als ihr klar wurde, dass es schlecht aussieht. Jetzt hat sie Kopfschmerzen und ist in einer finsteren Stimmung. Auch Adam kommt nach seiner Verhandlung vorbei. Ich frage ihn, wie es am Bailey gelaufen ist.

Er zuckt mit den Schultern. »Nicht beweiskräftig.«

In Adams Anwesenheit habe ich das Bedürfnis, Phoebe noch präziser in die Geheimnisse der Strafverteidigung einzuweihen.

»Unterbrich mich, wenn ich etwas vergesse, ja?«, fordere ich Adam auf.

Adam lehnt sich an die Wand. Er ist ganz Ohr, ich rolle den Schlachtplan aus.

»Also, Phoebe, es ist so. Polizisten zeigen sich alle gegenseitig ihre Berichte.«

»Sie sind nicht so schlau wie wir«, wirft Julian ein, »so sehr sie auch versuchen, sich abzusprechen.« Er zeigt mit dem Daumen nach unten. »So servieren sie uns die begründeten Zweifel auf dem Silbertablett.«

»Wenn man versucht, in diesem System Gott zu spielen, ist man verloren«, fahre ich fort. »Aber das vergisst die Polizei gerne mal. Die denken nämlich, sie *sind* das System.«

Julian nickt, Alice ist mit den Gedanken woanders. Ich sehe Phoebe an. »Der Trick beim Kreuzverhör ist, sie aus der Reserve zu locken.«

»Okay, aber wie?«

»Komm morgen mit, ich habe einen echt schwierigen Polizisten, der gerade in genau dieser Situation ist. Seine Geschichte und die seines rangniedrigeren Kollegen passen nicht zusammen. Die haben sich abgesprochen. Das wird schnell gehen.«

Phoebe ist begeistert. Ich fasse den Fall kurz für sie zusammen. Julian erzählt Phoebe, bei ihm stehe bald ein Prozess um einen Fußballspieler an, der sie interessieren könnte. Ich lasse mich auf einen Stuhl gegenüber von Alice plumpsen, während Julian einen Riesenwirbel daraus macht, dass er den Fall *pro bono* übernehme, als Geste des guten Willens für die Gemeinschaft. Ich schaue Adam an und verdrehe die Augen. Er lächelt.

Julian entgeht das nicht. »Was denn?«

Ich lache. »Das kann man ja wohl kaum *pro bono* nennen!«

Alle lachen, sogar Phoebe. Julian wirkt völlig unbeeindruckt, spielt einfach mit. »Warum nicht? Ich mache es umsonst.«

Er sieht mich herausfordernd an. Ich verdrehe erneut die Augen. »Ach komm. Für einen noblen Fußballverein. Das, mein Freund, ist nicht *pro bono*! Die Rechtsberatung für Geflüchtete, die Adam anbietet, das ist *pro bono*. Die Kids aus den Wohnanlagen, die ich verteidige …«

Jetzt verdreht Julian die Augen und wendet sich an Phoebe. »Vertrau mir, Phoebe, halt dich besser an mich. Ich kriege Freikarten, und zwar für den Business-Bereich, mit Kaviar, während die beiden da weiter bei Pret essen!«

Adam stößt einen Lacher aus. Julian tut so, als fühlte er sich von Adam hintergangen. »Was, du auch? Komm schon!«

Adam kann sich nicht zurückhalten. »Kumpel. Du hast letztes Jahr auf einer Fußball-Charity-Veranstaltung einen Gutschein für einmal straffrei betrunken Autofahren gestiftet!«

Die Geschichte kannte ich noch gar nicht. Alice und ich sind völlig baff.

»Das fanden die auch alle ziemlich lustig«, wirft Julian ein.

Alice stöhnt.

»Ich bin sicher, du hast die Aufmerksamkeit genossen«, sage ich.

Julian sieht mich an. »Schon möglich.«

»Und wurde der Gutschein eingelöst?«, fragt Phoebe.

»Gleich die Woche drauf«, antwortet Julian schnell.

Ich kann mich nicht zurückhalten. »Das grenzt ja an Ermutigung zu Fehlverhalten.«

Julian denkt kurz darüber nach. »Aber das war es wert, weil die Fußballer mich kurz für cool gehalten haben!«

Ich mag diese selbstironische Seite von Julian. An einem so privilegierten Typen mit Privatschulhintergrund wie ihm ist das ein liebenswerter Zug. Er weiß, dass wir alle über ihn lachen, und er lässt uns nicht nur gewähren, sondern macht sogar mit.

»Du kannst von Glück reden, dass du nicht bei der Kammer gemeldet wurdest«, warnt Adam ihn. »Ich sehe die Schlagzeile vor mir.«

»Dann hätte ich immerhin mehr PR!«

Wir lachen alle. So mag ich uns, ich genieße das Gefrotzel und die Kollegialität. Alice merkt, wie Phoebe ein wenig unruhig hin und her

rutscht. »Hey, wir sind hier, um Phoebe zu helfen, nicht um Julian in seinen bescheuerten Ideen zu bestärken.«

Julian sieht Phoebe an. Er ist gut darin, Leuten das Gefühl zu geben, als stünden sie im Mittelpunkt. »Natürlich. Schieß los, Phoebe. Was steht bei dir an?«

Phoebes Blick wandert von einem zum anderen. Nervös? »Ich habe in zwei Wochen einen Sexualdelikt. Es ist mein erstes Mal, ich muss wissen, wie ich die Klägerin ins Kreuzverhör nehme.«

Ein seltsam aufgeladenes Schweigen macht sich breit. Ich weiß nicht genau, warum. Aber Phoebe fährt fort. »Kann ich die Klägerin spielen und einer von euch nimmt mich ins Kreuzverhör, damit ich ein Gespür dafür bekomme?«

»Das tue ich dir nicht an!«, sagt Alice sanft.

Phoebe wirft einen Blick auf die Männer. »Julian? Adam?«

Julian überlegt noch, da meldet sich Adam zu Wort. »Mach du es doch, Tessa.«

Alle Augen sind auf mich gerichtet. Ich denke kurz darüber nach. Aber nein, ich habe einen anderen Vorschlag. »Bessere Idee. Schau dir doch nächste Woche meine Sexualstrafsache an. Es geht um die Frage der Einvernehmlichkeit.«

Die Stimmung ist umgeschlagen. Es gibt keinen richtigen Grund dafür, wahrscheinlich haben wir alle denselben Gedanken. Wie unangenehm es wäre, Phoebe in so ein Kreuzverhör zu nehmen. Ich versuche, die Atmosphäre wieder etwas aufzulockern. »Lass dir das ja nicht von Julian erklären! Der hatte letztens ein kleines Problem mit Shapewear.«

Julian schlägt theatralisch die Hände vors Gesicht und stöhnt. Zack, Stimmung im Eimer.

»Hä?«, fragt Phoebe.

Ich verschränke die Arme und fixiere Julian. »Jules?«

Julian schüttelt den Kopf.

»Zu seiner Verteidigung – woher sollte er es auch besser wissen?«, gibt Alice zu bedenken.

Ich sehe Phoebe an, aber allen ist klar, dass ich mich an die ganze Runde richte. »Jules hat mit einem Kronanwalt zusammengearbeitet, der der Jury gegenüber argumentiert hat, die Frau habe zum Schlafen ihre Shapewear runtergerollt, also teilweise ihre Unterwäsche ausgezogen, und damit Einvernehmen signalisiert.«

Julian hat das Gesicht noch immer in den Händen vergraben.

»Und weder der KC noch Julian sahen daran irgendetwas Verkehrtes, bis die Jury zurückkam – eine Jury aus acht jungen Frauen!«

»Das werde ich nie wieder los, oder?«

»Na ja, bis zu dem Spanx-Argument war der Fall eigentlich ziemlich eindeutig.«

Julian denkt darüber nach. »Stimmt. Ich kann einen Fehler zugeben.«

Ich sehe Phoebe an. »Weißt du noch, wie sie einem im Studium ständig einbläuen: ›Gehen Sie nie davon aus, etwas zu wissen. Gehen Sie nie davon aus, dass das, was Sie zu wissen glauben, die Wahrheit ist‹?«

Phoebe lacht. »Oh ja.«

Ich breite die Hände aus. »Ganz genau!«

Julian zuckt mit den Schultern.

Alice entdeckt eine Putzfrau auf dem Flur und ruft: »Wenn Sie den Müll rausbringen, könnten Sie das hier mitnehmen?«

Ich zucke ein wenig zusammen. Beobachte, wie die Putzfrau mit ausdrucksloser Miene hereinkommt und nach dem Mülleimer greift, auf den Alice zeigt. Julian ist damit beschäftigt, sich Phoebe zu erklären. »Es geht darum, dass die Geschichte der *juristischen* Wahrheit entsprechen muss. Vergiss das nicht.«

Alice sieht der Putzfrau nicht ins Gesicht, dreht sich wieder zu ihrem Schreibtisch. Im Hintergrund höre ich Julian weiterdozieren. »Wenn die Frage der Einvernehmlichkeit verhandelt wird, musst du nicht beweisen, dass sie zugestimmt hat, sondern nur, *dass er nicht wusste, dass sie nicht zugestimmt hat*. Dass er es nachvollziehbarerweise für in Ordnung hielt.«

Obwohl Phoebe das alles weiß, hängt sie an Julians Lippen. Als die Putzfrau mit Alices Mülleimer den Raum verlässt, schaue ich sie an. Forme lächelnd ein stummes Danke mit dem Mund. Ich denke daran, wie Polizisten sich für Gott halten, bis man sie ertappt. Daran, wie ich den Polizisten vor Phoebes Augen ertappen werde. Mein Blick folgt der Putzfrau, wie sie in ihrer blassblauen Uniform den Gang hinunterläuft, in den Händen eine Mülleimer mit den Resten von Alices Frühstück. Ich bekomme noch den Schluss von Julians Rechtfertigung seines Kreuzverhörs mit. »Ja, wir haben einen großen Fehler gemacht. Wir hätten uns wohl mehr Mühe geben sollen, die brutale Welt von stützender Damenunterwäsche zu verstehen. Oder sensibler dafür sein, wer da in der Jury sitzt.«

Ich denke an die Kreuzverhöre, die ich Julian schon habe führen sehen.

Er scheint sich seinen Stil von den meisten männlichen Kronanwälten abgeschaut zu haben, legt dabei eine leicht genervte Art an den Tag, von der ich nicht sicher bin, ob er sie selbst überhaupt bemerkt. Vielleicht sind Leute wie ich nur besonders empfänglich für diesen Ton, den Männer in Machtpositionen anschlagen, wenn sie an einem zweifeln. Es ist schwer zu erklären, wenn man die leichte Herabsetzung nicht selbst wahrnimmt.

Ich unterbreche ihn. »Der Kronanwalt – und unser Freund Julian hier – wussten also nicht, dass Frauen in unangenehmen, engen Spanx unmöglich schlafen können und man sie natürlich runterrollt, weil sie einen sonst so einquetschen, dass man kein Auge zukriegt. Der Kronanwalt erzählt also der Jury, wie gesagt fast alles jüngere Frauen, die Klägerin habe die Spanx runtergerollt, weil sie einverstanden war, dass er seine Hand in sie reinsteckt.«

Phoebe kichert. »Oh Gott, du hattest offensichtlich noch nie Spanx an.«

Julian verdreht die Augen. »Nein, ganz offensichtlich nicht, Phoebe!«

»Sein Mandant wurde verurteilt. Sitzt im Gefängnis«, sagt Adam zu Phoebe.

Die bemerkt Julians zerknirschten Gesichtsausdruck. »War er denn unschuldig?«

Wir stöhnen alle auf. »Phoebe!«

Julian zögert keine Sekunde. »Natürlich nicht. Aber er hätte trotzdem nicht verlieren dürfen!«

Julian grinst und wirft die Arme hoch. »Schluss jetzt damit. Gehen wir in dem fancy Laden am Fluss was trinken.«

Ich habe Lust, Alice ebenfalls. »Der Club ist neu«, erklärt sie Phoebe. »Inflation heißt er.«

Julian nickt. »Und wenn ihr richtig viel Glück habt, lade ich auch ein paar Fußballer ein!«

Alice lacht, sieht Phoebe an. »Das verspricht er jedes Mal, aber kommen tun sie nie. Stimmt's, Julian?«

Julian mimt den Verlierer. Bringt mich zum Lachen. Ich schaue fragend Adam an.

»Ich bin raus, tut mir leid. Ich habe diese Woche das Baby, damit Saskia was unternehmen kann.« Schulterzucken.

Die Putzfrau kommt mit dem jetzt leeren Mülleimer wieder. Alice und die anderen gehen auf den Flur. Irgendjemand ruft nach Julian, damit der sich irgendetwas anschaut. Ich bleibe stehen, sehe das Namensschild an der

Uniform der Putzfrau. PENNY. Ich nehme ihr den Mülleimer ab, bevor sie ihn hinstellen kann. Sie nickt. Ich frage mich, für wen sie wohl aufkommen muss, wo sie wohnt. Ich lese vor, was auf ihrem Namensschild steht.

»Penny!«

»Entschuldigung? Ah, nein, ich bin nicht Penny, das Namensschild gehört nicht mir, ich habe nur meins nicht gefunden.«

Sie hält inne, ich nicke.

»Ich heiße Magda.«

»Danke, Magda.«

Sie tut meinen Dank achselzuckend ab. Lächelt. Geht.

8

DAMALS

Ich mache mich auf den Weg zu meinem Job in der Innenstadt. Eigentlich sollte ich neben meinem Stipendium nicht arbeiten müssen, aber … Auf Johnnys altem Fahrrad schlängle ich durch die alten Straßen von Cambridge und die Parkanlagen der Colleges, ich genieße, wie der kühle Wind mir ins Gesicht peitscht. Bei Marks & Spencer kann ich mich im Voraus für meine Schichten eintragen, während der Vorlesungszeit schaffe ich mehr, in der Prüfungsphase weniger. Ich fahre an Grüppchen von Studierenden vorbei, sie trinken Kaffee, knutschen oder liegen mit ihren Handys im Gras. Viele Leute kenne ich noch immer nicht, finde mich aber am College und der Uni gut zurecht. Ich gehe regelmäßig in meine Kurse, meine Noten sind besser als erhofft. Alle beschweren sich über das Essen, und manchmal stimme ich der Form halber in die Klagen mit ein, aber eigentlich kann ich kaum glauben, dass mein Stipendium Unterkunft und Verpflegung enthält. Jede Mahlzeit kommt mir vor wie ein Restaurantbesuch.

Der Businessbereich der Männerabteilung ist für mich eine völlig neue Welt. Während der Einarbeitungsphase wurde mir bewusst, dass ich niemanden kannte, der so etwas trug. Nach einer Kindheit ohne unseren Dad, nur mit Johnny – den ich in seinem ganzen Leben noch nie in einem Hemd gesehen hatte, von einem Schlips ganz zu schweigen (die einzige Gelegenheit, bei der er etwas anderes als Jeans getragen hatte, war die Beerdigung meines Großvaters gewesen) –, entdeckte ich hier eine mir fremde Art von Kleidung.

Als ich vor dem Laden mein Fahrrad absperre, entdecke ich zwei Typen aus einem meiner Seminare. Ich werde verlegen, schüchtern. Will nicht, dass sie mich in diesem Aufzug sehen, ganz in Schwarz, mit angestecktem

Namensschild. Die anderen Studierenden scheinen alle keine Nebenjobs zu haben, nur zwei der anderen Stipendiaten geben Nachhilfe in Französisch und Deutsch. Ich habe nie eine Fremdsprache gelernt. Als ich gerade reingehen will, kommt Mia, das Mädchen aus der Einführung, auf die Jungs zu, zündet sich eine Zigarette an und unterhält sich mit ihnen. Mia ist die wohl natürlichste Person, die ich je gesehen habe. Sie taucht einfach irgendwo auf, immer besonders gekleidet, und jedes Mal erfahre ich etwas Neues über sie. Außerdem ist sie extrem nett, und wenn wir uns sehen, lachen wir immer viel. Sie ist witzig und sie hält mich für witzig, was mich irgendwie auch witzig sein lässt. Ich hatte nicht gewusst, dass sie raucht, bevor sie sich eben eine angesteckt hat. Letzte Woche waren ihre Haare noch rot, jetzt haben sie eine andere Farbe. Goldbraun. Einmal saß ich in der Vorlesung hinter ein paar anderen Mädchen, während sie über Mia und ihre Familie redeten und wie berühmt sie seien. Ich spitzte neugierig die Ohren und lehnte mich zurück. Sie waren wohlhabend, klar, das war allseits bekannt, und philanthropisch engagiert. Irgendwann dachte ich mir: *Genug, das reicht jetzt*. Mehr will ich gar nicht wissen, sonst fühle ich mich vielleicht nicht mehr so wohl mit ihr. Als ich jetzt an den Jungs vorbeigehe, springt Mia auf mich zu, um mich zu begrüßen. »Genau die Person, mit der ich sprechen muss.«

Ich lächle. »Sorry, ich muss zur Arbeit. Bin schon spät dran.«

»Ich weiß. Ich hänge einfach hier rum, bis du Pause machst, okay?«

»Ich weiß nicht genau, wann die ist.«

Sie zuckt mit den Schultern, als wäre Zeit etwas, was sie im Überfluss besitzt. Wenn man neben dem Studium nicht arbeiten muss, ist das wohl auch so.

»Okay.«

»Immer noch in der Anzugabteilung?«

Die zwei Typen heben den Blick. Mustern mich.

»Ja. Ich messe die Kragenweite von so ziemlich allen Männern im Anzug.«

Sie stößt ihr wildes Lachen aus, ohne sich auch nur im Geringsten unwohl zu fühlen. »So kann man dem Patriarchat natürlich auch die Luft abschnüren!«

Jetzt lachen wir beide. Ich mag sie so gerne. Seit ich an der Uni bin, ist sie immer da. Beim Essen schlängelt sie sich zu mir durch, und auch in den Seminaren sitzt sie neben mir, obwohl *alle* sie mögen. Anderen stellt sie

mich als ihre Freundin vor und zu mir sagt sie: »Du siehst richtig scharf aus, das weißt du, oder?« Ich werde dann immer ganz rot, da, wo ich herkomme, sagt niemand »scharf«. Schon gar nicht Mädchen übereinander. Als ich Cheryl am Telefon davon erzähle, fragt sie mich, ob Mia lesbisch sei.

»Ich glaube nicht, ich denke, das hätte sie mir gesagt. Sie hat auch immer irgendeinen Typen im Schlepptau.«

Cheryl seufzt. »Wärst du nicht auch gerne eins von diesen Mädchen, die genau wissen, dass sie alles haben können, was sie wollen? Ich kann sie schon aus Prinzip nicht leiden.«

Als sie und meine Mum mich einmal mit dem Zug besuchen kommen, nötige ich Cheryl, Mia kennenzulernen, und wir betrinken uns zu dritt in Mias Zimmer. Danach ist auch Cheryl überzeugt. »Sie hat Stil, aber sie übertreibt's nicht. Du hast recht, sie ist wirklich scheißcool.«

Bei der Arbeit im Laden bitten mich die anderen Angestellten immer, für irgendwelche farbenblinden Typen eine passende Krawatte zu Anzug und Hemd auszusuchen. Ich habe mir einen Namen als »Farbflüsterin« gemacht, aber eigentlich ist es reine Intuition. Inzwischen bin ich so selbstbewusst, dass auch ich an meine Gabe glaube und in Lichtgeschwindigkeit entscheide. Ich hoffe nur, dass ich sie nicht alle komplett falsch angezogen auf die Straße schicke.

Heute kann ich früher Pause machen, und so muss Mia nicht stundenlang auf mich warten. Ich greife nach meinem Rucksack. Ich habe ein bisschen Gebäck vom Frühstückstisch im College mitgehen lassen und in einem Plastikbehälter im Rucksack verstaut. Mia wartet auf mich, wo wir uns vorhin getroffen haben. Als ich näherkomme, ist sie von einer neuen Gruppe Jungs umringt. Mia schießt auf mich zu, und wir laufen zu einer Grünfläche mit Parkbank. Auf dem Weg deutet sie auf einen gut aussehenden Typen. Ich weiß, dass sie von mir erwartet, meine neuen Fähigkeiten einzusetzen und aus der Ferne seine Kragenweite zu schätzen. Ich bin ziemlich gut darin, aber selbst wenn nicht, würde es ihr nicht auffallen. Es reicht, wenn ich selbstbewusst klinge.

»16 Zoll.«

Wir lachen. Sie zupft sich ein Stück von meinem geklauten Croissant. Ich bin immer noch ratlos, warum sie auf mich gewartet hat. Sie wirkt jetzt nachdenklicher. Ich warte.

»Tess? Sag mal …«

Wir setzen uns hin. Ich warte darauf, dass sie weiterspricht.

»Warum hast du dich für Jura entschieden?«

Verwirrt versuche ich, mir eine Antwort auszudenken, bis mir einfällt, dass ich Mia vor mir habe und ihr einfach die Wahrheit sagen kann. »Ich glaube, die Idee kam mir, als mein Bruder mit siebzehn festgenommen wurde. Er hatte nichts gemacht, also bin ich davon ausgegangen, dass er davonkommt, aber er wurde verurteilt. Das war so ein beschissener Anwalt.«

Mia denkt nach. »Dann hast du eine Leidenschaft dafür?«

»Mhm.«

Mia zündet sich eine Zigarette an. »Ich breche das Studium ab.«

»Was? Warum?« Ich mache mich darauf gefasst, dass sie schwanger ist oder so. Warum sollte sie so eine Gelegenheit in den Wind schlagen?

»Schauspielschule.«

»Hä?« Jetzt bin ich wirklich verwirrt.

»Ich habe eine Zusage von der RADA. Royal Academy of Dramatic Art. In London.«

Langsam verstehe ich. Sie sieht so begeistert aus, dass ich aufmunternd lächle. Aber insgeheim bin ich auf egoistische Weise bestürzt, dass ich die einzige Person verlieren soll, die ich hier an der Uni mag. Dass ich noch einmal von vorne anfangen muss.

»Ich will nicht, dass du gehst!«

Sie legt einen Arm um mich und drückt mich so fest an sich, dass ich mich fast an einem Stück Croissant verschlucke.

»Du bist das Beste an der ganzen Erfahrung hier.«

Ich bin schockiert. Und komplett hingerissen.

»Der lustigste, klügste, authentischste Mensch, den ich je kennengelernt habe.«

Sie wirkt den Tränen nahe. Ich kriege Panik. »Ich gehe nirgendwohin. Du kannst mich immer besuchen.«

Sie lächelt. »Freundinnen für immer, okay?«

»Na klar.«

»Weißt du, Tess, meine Eltern werden gar nicht begeistert sein.«

»Warum?«

»Die würden mich gerne als Anwältin sehen.«

Es überrascht mich, dass ihre Eltern einen Einfluss auf ihre Entscheidung haben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass meine Mum mir

Ratschläge zu meiner Studienwahl gibt. Ich zucke mit den Schultern. »Aber es ist ja nun mal dein Leben!«

Mia strahlt. Als hätte sie das noch nie gehört. »Sieht ganz so aus, als wäre ich die eine von drei, die nicht Anwältin wird. Damit bist du vom Haken, du kannst dich also entspannen!«

Sie sagt das im Scherz, aber als ich nach der Arbeit zurück zur Uni radle, um mich umzuziehen, bevor es später in irgendeine Bar geht, kommt es mir doch vor wie ein Zeichen, dass ich es zu etwas bringen werde. Ich erinnere mich an die Einführungsveranstaltung und die Mahnung der Dekanin, nie unserem Instinkt zu vertrauen, sondern nur unserem juristischen Instinkt. Sie hatte recht. Und einmal mehr denke ich daran, was für ein Glück das ist. Denn hätte ich auf meine Instinkte gehört, wären Mia und ich niemals Freundinnen geworden.

9

VORHER

Am Morgen wartet Phoebe draußen im Foyer des Gerichts auf mich. Sie will sich ansehen, wie ich den Polizisten ins Kreuzverhör nehme. Sie wirkt irgendwie anders, erzählt mir, dass sie sich einen neuen Hosenanzug gekauft hat und ihn gleich heute probetragen wollte. Das Outfit steht ihr gut, allerdings hat es ein paar Schnörkel, die sie als Nachwuchs outen. Der Trick besteht darin, sich möglichst unauffällig und gleichzeitig so hochwertig wie möglich zu kleiden. Teuer wirkt der Anzug allerdings. Irgendwie mag ich Phoebe, ohne richtig benennen zu können, warum. Vielleicht, weil sie genau wie Mia mehr ist als nur ein Produkt ihres privilegierten Elternhauses? Vielleicht, weil ihr Herz genauso für das Gesetz schlägt wie meins, keine Ahnung. Phoebe ist verwirrend.

Leute wie ich übernehmen Mandate, weil sie überzeugt sind, Menschen vor der Polizei beschützen zu müssen. Wir sehen die Arbeit des Strafverteidigers als einen Akt sozialer Gerechtigkeit, als Möglichkeit, sich für geltendes Recht und für sozial Benachteiligte einzusetzen. Ich habe gesehen, was um mich herum passiert, wie Menschen aus den Wohnblocks gezielt von der Polizei ins Visier genommen wurden, mein Bruder zum Beispiel.

Adam ist da genau wie ich, und obwohl aus seiner Familie noch nie jemand mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist, treibt ihn doch eine philosophische Haltung an, ein festes Bekenntnis zum richtigen Handeln. Ich würde gerne glauben, dass auch meine Haltung zum Gesetz inzwischen eine rein philosophische ist. Ein Kampf für den Underdog. Aber manchmal setze ich mich nur für die Underdogs ein, weil ich selbst mal einer war.

Dann sind da Anwälte wie Julian, die für den Kampf brennen, für das

Spiel des Gesetzes, und in deren Augen das Strafrecht eine aufregende Arena für diesen Kampf darstellt. Alice ist eher Julians Lager einzuordnen, verliert aber gerade an Selbstbewusstsein. Und vor Gericht ist Selbstbewusstsein alles. Besonders im Strafrecht. Phoebe redet wie eine Kämpferin für soziale Gerechtigkeit, dabei stammt sie aus einer Bankiersfamilie. Das verwirrt mich. Ihr Herz schlägt für die Verteidigung, der Staatsanwaltschaft gegenüber ist sie knallhart – und beides scheint aus einem Feuer tief in ihrem Inneren zu kommen. Woher nimmt sie diese Leidenschaft für das Mandat?

Als ich mein Kreuzverhör beginne, macht Phoebe sich hinter mir Notizen. Der Polizist ist geradezu feindselig und starrt mich unverwandt an. Vom alten Schlag. Das bedeutet leichtes Spiel für mich. Sorgen muss man sich um die Höflichen, Nüchternen machen, die keine Verteidigungshaltung einnehmen. Der Typ hier, dieser Polizist mit seinem roten Gesicht und seinen geblähten Nasenflügeln, ist ein dankbares Ziel.

Ich beschließe, ihn mir in aller Ruhe vorzuknöpfen, damit Phoebe alles beobachten kann. Ich stehe auf und erwidere seinen finsteren Blick mit einem freundlichen Lächeln. Kein Problem. Tatsächlich sind Kreuzverhöre von Polizisten irgendwie … spaßig. Das würde ich niemals zu jemandem sagen, der nicht auch Anwalt ist. Es hat etwas sehr Befriedigendes, die Aussagen von Polizisten systematisch auseinanderzunehmen, indem man herausarbeitet, was abgekartet wirkt, und sie dann mit ihren eigenen Lügen konfrontiert. Wenn man sie einmal aus dem Konzept gebracht hat, gehen sie in die Defensive und dann passieren ihnen Fehler. Solche Fehler im Zeugenstand sind Gold wert. Denn wenn man sie erst mal bei einer Lüge ertappt, ist alles, was sie bis dahin gesagt haben, sofort weniger glaubwürdig, wenn man ihnen dann überhaupt noch irgendwas abnimmt. Meine Rolle besteht darin, die Aussage zu prüfen, sie immer und immer wieder auf die Probe zu stellen. Die Widersprüche ausfindig zu machen. Und wenn die Polizei die Angriffspunkte selbst bietet, braucht es nur noch den richtigen Instinkt und ein bisschen Übung, um einen Treffer zu landen.

Ich habe dem rangniedrigeren Beamten vor ihm alle nötigen Informationen abgerungen, und als der Sergeant in den Zeugenstand tritt, mache ich mir beinahe Sorgen, dass das Ganze zu schnell vorbei sein könnte und Phoebe um die Chance bringt, mich in Hochform zu erleben. Der massige Polizist räuspert sich. Ich warte, bis er so weit ist, und lege direkt los. »Gehe ich recht in der Annahme, Constable, dass Sie ein Mann sind, der

schnell wütend wird?«

»Nein. Und ich bin nicht Constable, sondern Sergeant.«

»Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie als Polizist häufig Fehler machen, Constable?«

»Nein – und der Rang lautet Sergeant.«

»Aber heute haben Sie einige widersprüchliche Aussagen gemacht, nicht wahr, Constable?« Ich lasse mir kurz Zeit. Hebe die Hand, bevor er mich korrigieren kann. »Bitte entschuldigen Sie – *Sergeant*.« Mein Argument ist klar. Ein Constable, der Fehler macht, ist eine Sache. Ein Sergeant, der Fehler macht, ist ein ernsthaftes Problem.

»Ich habe einen einfachen Fehler gemacht, mehr nicht.«

»Aber Sie haben den Bericht Ihres Partners gelesen, bevor Sie Ihren geschrieben haben, nicht wahr … *Sergeant*?«

Er zögert. Soll er das nun zugeben oder nicht? Ich bleibe ganz ruhig stehen.

»Ich weiß nicht.«

Ah … zu einfach. Ich lege den Kopf schief. »Oh, ich glaube schon, dass Sie das wissen, Sir. Lassen Sie sich ruhig Zeit.«

Ich rege keinen Muskel, strecke nur den Hals ein wenig, den Blick direkt auf ihn gerichtet. Er überlegt, was ich wissen könnte. Er kommt zu dem Schluss, dass etwas durchgesickert ist, jemand es vermasselt hat und er es wieder in Ordnung bringen muss. Es ist ein psychologisches Spiel. Selbstbewusstsein und Wagemut. Er riskiert eine Antwort. »Ja.«

»Ja, Sie haben den Bericht Ihres Partners gelesen, bevor Sie Ihren eigenen verfasst haben?«

»Ich habe ihn überflogen.«

Ich lasse seine Antwort kurz wirken. »Und als Sie den Bericht *überflogen* haben, ist das mit dem Wissen Ihres Partners geschehen?«

Er ist irritiert. Sein Gesicht rot. »Ja.«

»Hat er Ihnen den Bericht zu lesen gegeben, oder haben Sie darum gebeten?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

Ich neige wieder den Kopf.

»Vielleicht habe ich ihn darum gebeten.«

Ich mache ein verwirrtes Gesicht. »Mh, das ist seltsam, denn Ihr Partner hat heute hier vor Gericht ausgesagt, er würde Ihnen unter keinen Umständen seinen Bericht vorlegen und Sie würden auch niemals darum

bitten. Das heißt, einer von Ihnen sagt heute vor Gericht die Unwahrheit, nicht wahr, Constable?«

Er funkelt mich hasserfüllt an.

»*Sergeant!*«

Ich nicke. Warte einen Moment, lächle ihm zu. »Oh, entschuldigen Sie, Sir. Es war nicht meine Absicht, Sie *wütend* zu machen.«

Ich werfe Phoebe einen kurzen Blick zu. Sie versucht erfolglos, sich ein Grinsen zu verkneifen.

Als wir uns später im Pret nebenan mit Adam treffen, um unser Mittagessen zu kaufen, lässt sie die Verhandlung begeistert Revue passieren. Phoebe hegt ein tief sitzendes Misstrauen gegenüber der Polizei, genau wie ich. Das wirkt seltsam verbindend.

In der Schlange stehen ein paar Solicitors. Phoebe will wissen, woran ich das sehe. Ich mache sie auf die Seidenblusen der Frauen und die wirklich schönen italienischen Krawatten der Männer aufmerksam.

»Die sind von einem anderen Schlag«, kommentiert Adam. »Nichts als Unternehmensverträge und Baugenehmigungen.«

Ich lache und gähne übertrieben. Als wir später mit unserem Lunch wieder Richtung Kanzlei laufen, erzähle ich Adam und Phoebe die Geschichte von einer der Mentees, die wir vor ein paar Jahren hatten. Sophie.

»Sie hat die Aussage eines Beschuldigten aufgenommen, ich habe zugehört, und da fragt sie ihn ohne Witz: ›Aber jetzt mal ehrlich, haben Sie es getan?‹«

Adam beißt kopfschüttelnd in sein Sandwich, nuschelt zwischen Käse und Schinken hindurch. »Und du?«

»Hab sie weggezogen, so: ›Entschuldige, kann ich dich kurz sprechen, Sophie?‹ Und dann meinte ich zu ihr: ›Was zur Hölle machst du denn da?‹ Und sie nur so: ›Hä? Was?‹, und ich erkläre ihr: ›Wenn der jetzt sagt, dass er's war, kannst du ihn nicht vertreten, dann musst du ihn zu jemand anderem schicken.‹«

Adam schüttelt den Kopf.

»Wisst ihr, was sie geantwortet hat? Sie sagt: ›Naja, ich will ja niemanden verteidigen, der es wirklich gemacht hat, oder?‹«

Wir prusten los.

»Ich sage: ›Sophie, es ist nicht dein Job, das zu wissen, du nimmst

einfach den Auftrag an und machst das Beste aus dem, was du hast.‹ Da fragt man sich schon, ob die überhaupt Jura studiert hat.«

»Was ist aus Sophie geworden?«, fragt Phoebe.

Ich weiß es nicht mehr. »Ich glaube, sie ist verschwunden, einfach nie wieder aufgetaucht!«

Zurück in der Kanzlei erwartet uns ein langer Donnerstagnachmittag und die Vorbereitungen der Fälle am Montag. Zum zweiten Mal in dieser Woche taucht Julian vor meinem Büro auf. »Hey, wir gehen jetzt alle zu diesem Laden unten am Ufer. Kommst du mit?«

Ich nicke. Ja, das ist jetzt genau das Richtige. Abschalten, was trinken und ein bisschen tanzen.

Um acht überprüfe ich auf dem Klo meinen Lippenstift, richte meine Frisur. Als ich mir die Wimpern tusche, bekomme ich Mascara ins Auge. Ich hasse das, wenn es brennt, ich mir das Auge auswaschen, mein Make-up richten und noch mal von vorne anfangen muss. Ich stehe da und warte, dass das Brennen nachlässt. Ich frage mich, warum Anwälte sich alle so wohl miteinander fühlen. Vermutlich, weil andere Leute nicht verstehen, wie Verteidigung funktioniert. Dass Unschuldige ins Gefängnis kommen, weil sie arm sind, macht- und hilflos. Dass es zwei Rechtssysteme gibt – eines für die Gebeutelten und eines für die mit Geld. Vor Gericht habe ich gesehen, wie einfach es für reiche Leute ist, im System zu bestehen, indem sie teure Verteidiger engagieren, beeindruckende Gutachten von Bekannten vorlegen – im Gegensatz zu meinem Bruder und seinen Kumpels. Das Gesetz selbst mag objektiv sein, aber je höher der Rang in der Hackordnung, desto besser der Zugang zu guten Leuten. Ein hervorragender Anwalt, der jeden Stein umdreht, der vor Gericht klug und flexibel agiert, kann ausschlaggebend sein. Ich denke daran, wie ich immer wieder dieselbe Frage gestellt bekomme, wie alle Strafverteidiger und Anwälte. Bei jeder protzigen, selbstgerechten Dinnerparty fragt mich jemand: ›Wie kannst du jemanden verteidigen, wenn du weißt, dass er es war?« Ich erneuere die Wimperntusche. Diesmal präzise, ohne mich ablenken zu lassen. Trage roten Lippenstift auf und richte noch einmal meine Haare.

Tatsächlich verstehen nur andere Anwälte, dass wir paradoxerweise, obwohl alle denken, wir hätten all diese Macht, eigentlich gar keine so hochfliegende Funktion erfüllen. Wir haben nicht das Recht, zu *wissen*, ob unser Mandant schuldig ist oder nicht. Wie Adam sagt – »außerhalb stehen

und die Geschichte auf die Probe stellen«, es ist nicht unser Job, zu *wissen*, sondern *nicht zu wissen*. Aber erklär das mal jemandem. Die schauen dich an, so nach dem Motto: »Aber du weißt es doch, du musst es doch wissen.« Wenn Verteidiger ihre Mandanten verurteilen, funktioniert das System nicht mehr richtig. Natürlich haben wir hinter den Kulissen eine Meinung, aber es ist unsere Aufgabe, diese Meinung rauszuhalten und unsere Rolle zu spielen. Wir erzählen die beste Version der Geschichte unserer Mandanten. Die Staatsanwaltschaft wiederum erzählt die beste Version der Geschichte der Polizei. So kann das Gericht sich alles anhören und das Justizsystem seine Funktion erfüllen.

Wir übernehmen keine Verantwortung. Wir sind nur gewissenhafte Sprachrohre, die ihre Mandanten beraten, wenn ihre Geschichte nicht aufgeht. Geschichtenerzähler. Nicht mehr und nicht weniger. Entscheiden müssen die Jury und der urteilssprechende Richter. Nicht wir. Wir Menschen denken alle, die Wahrheit über unsere Leben zu kennen, aber wir alle machen Fehler. Alle könnten wir schwören, wir hätten unseren Schlüssel da und da hingelegt, nur um ihn dann doch woanders zu finden. Sind überzeugt, wir hätten bei einem bestimmten Abendessen ein blaues Kleid getragen, bis uns jemand ein Foto zeigt, auf dem wir ein rotes anhaben. Menschen sind fehlbar, ihre Version der Geschichte muss auf die Probe gestellt werden. Selbst wenn ich zu wissen glaube, was mein Mandant getan oder nicht getan hat, hat er noch immer das Recht, seine Geschichte vor Gericht zu bringen, das Recht, angehört zu werden. Sobald du anfängst, deinen Mandanten zu verurteilen, bist du am Arsch. Du verlierst dein Fundament. Das Rechtssystem ist verloren. Du bist verloren.

Ich werfe einen letzten Blick in den Spiegel und höre auf, über die Arbeit nachzudenken, als Alice nach mir ruft. Als ich aus der Toilette komme, sehe ich sie am Lift stehen. Wir brechen auf.

10

VORHER

Abends ist es rund um die Kanzlei unmöglich, ein Taxi zu bekommen, also gehen wir zu Fuß. Es ist ein lauer Londoner Sommerabend, noch ist es hell. Wir unterhalten uns ein wenig, überqueren die Brücke nach South Bank. Alice erwähnt, dass sie sich Sorgen macht, weil sie in letzter Zeit ein paar Fälle verloren hat. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

»Das ist nur eine Phase. Es gibt immer Ups und Downs.«

Ganz ehrlich bin ich nicht zu ihr. Tatsache ist, dass Alice sich vor Gericht zwar gut schlägt, aber eben nicht brillant. Sie bleibt einen Moment stehen und schaut über den Fluss.

»Denkst du manchmal darüber nach, was anderes zu machen?«

Wir schweigen. Ich versuche, die Dinge aus ihrer Perspektive zu sehen. Ich habe Mitleid mit ihr. Sie hat mir einmal erzählt, ihre Eltern wären am Boden zerstört, wenn sie das Anwaltsein an den Nagel hängen würde.

»Was würdest du denn stattdessen machen wollen?«

Sie wirkt wehmütig. »Ich weiß auch nicht. Vielleicht was mit Geschichte. Eine Stelle in einem Museum oder so.«

Darauf habe ich keine passende Antwort parat. Ich kann mir nicht vorstellen, dem Gericht den Rücken zu kehren, dafür bin ich mit viel zu viel Begeisterung dabei. Ich überlege, wie man wohl einen Museumsjob findet.

Ich habe wohl zu lang geschwiegen. Alice lacht. »Na ja. Vielleicht in einem anderen Leben.«

Wir gehen weiter. Über uns erstreckt sich der klare Abendhimmel. So ist es, in London zu leben, und ich betrachte es nie als Selbstverständlichkeit. Die tollste Stadt der Welt, und ich lebe hier.

An der Bar angekommen, halte ich mich eng neben Alice, während ich

auf einen Tisch voller Anwälte zusteuere. Teils sind es Bekannte aus dem Studium, andere kenne ich vom Gericht. Alle sind da, bis auf Adam. Er geht kaum noch aus, seit er ein Baby hat. Allerdings scheint das seinem Erfolg keinen Abbruch zu tun. Julian ist auch da, er hat schon ein paar intus, ist gut drauf. Die Musik ist laut, und jemand kommt mit einem Tablett voller Tequilas. Ihre Jacketts haben alle über die Stuhllehnen gehängt, die Haare sind offen, bereit für eine ordentliche Partynacht. Dass Strafverteidiger Partylöwen sind, ist ein Klischee, aber es ist auch die Wahrheit – und manchmal tragen wir auch ein bisschen dick auf. Nach der zweiten Runde Tequila reiße ich die Arme hoch. »Los! Tanzen!«

Nicht alle stehen auf, aber es ist ein befreiendes Gefühl, sich mit der Musik zu bewegen. Ich bin hier auf vertrautem Terrain, mit meinen Leuten, meinen Kollegen. Ich will nur den Abend zu Hause bei Mum vergessen, also kippe ich noch ein paar Shots, die auch die letzte Schüchternheit vertreiben. Ich winke Alice zu uns, aber sie ist gerade im Gespräch mit einem älteren Anwalt, der sie früher einmal betreut hat. Julian ist aufgestanden, tanzt ganz in meiner Nähe, jetzt gesellen sich noch ein paar andere dazu. Langsam haben wir alle gut einen sitzen. Zusammen grölen wir den Refrain des Songs, der gerade aus den Boxen dröhnt – *I fought the law, and the law won.*

Ich schüttle meine Haare. Julian ist ganz nah, er legt mir die Hände an die Hüften und zieht mich an sich. Es gefällt mir, aber ich bin mir auch sehr meiner Umgebung bewusst. Ich schaue zu Alice rüber, und sie wirft einen vielsagenden Seitenblick auf einen jungen Anwalt, der Julian und mich beim Tanzen beobachtet. Robin. Er assistiert mir in einer großen Sache, und er starrt uns an. Sie hat recht, er braucht mich nicht so zu sehen.

Ich flüstere Julian zu. »He. Alle sehen uns.«

Ihm ist das egal, selbstsicher, wie er ist. Ich klapse seine Hände weg, und er wirft mir einen Blick zu. Herausfordernd. Ich lache. Als der nächste Song einsetzt, beugt er sich zu mir und küsst meinen Nacken. Ein Stromstoß schießt mir den Rücken hinunter, aber ich drehe mich um und schüttle ihn ab. Wir lachen. Es ist schön, sich sexy zu fühlen, begehrt. Ich bin Dating-Apps gewohnt, das hier fühlt sich anders an. Trotzdem ist es komplett ausgeschlossen, dass ich mit ihm nach Hause gehe. Das ist Julian. Von der Arbeit.

Alice fängt meinen Blick auf, wir verdrehen beide die Augen. In meinem Kopf wabert eine herrlich neblige Unbeschwertheit, aber ich habe morgen eine Verhandlung, werde also nicht lang bleiben. Ein anderer Mann drängt

sich dazwischen, um mit mir zu tanzen, Julian zuckt mit den Schultern, bewegt sich aber nicht vom Fleck.

»Und was macht ihr alle so?«, fragt der Neue.

Er spricht mit mir, also antworte ich. »Wir sind Strafverteidiger.«

»Verstehe. Dann verbringt ihr eure Tage im Gericht?«

»Jup.« Ich werfe Jules einen Seitenblick zu. Wende mich dann wieder an den Eindringling. »Wir glauben an Gerechtigkeit. Wir glauben an das Gesetz.«

Ich schreie über die Musik hinweg, tanze aber weiter. Ich merke, dass meine Worte teils etwas verwaschen klingen. Der Typ versucht mich zu necken. »Ja, aber ihr setzt euch für Verbrecher ein, oder?«

Die alte Leier. Normalerweise würde ich einen Fremden, der mir damit kommt, einfach ignorieren, aber ich bin ein bisschen beschwipst und es gefällt mir, zu kokettieren, mich spielerisch streitlustig zu geben, also drohe ich ihm mit dem Finger. »Na, na, na. Bei der Strafverteidigung geht es darum, sich für die einzusetzen, die dich brauchen. Das ist ein Menschenrecht.«

Berauscht von meiner eigenen Formulierung wiederhole ich sie noch einmal laut, als die Musik wieder richtig Fahrt aufnimmt. »Ein Menschenrecht!«

Meine Arme sind in der Luft, ich tanze jetzt auf eine Art, die ich selbst für ziemlich sexy halte. Tatsächlich liefere ich wahrscheinlich nur eine steifere Version des Tanzstils meiner Mum, mit komischen Schulterbewegungen in die ein oder andere Richtung. Mia hat mich schon einmal dafür ausgelacht. Offenbar gibt es eine frappierende Diskrepanz zwischen meiner Selbsteinschätzung und meiner Außenwirkung.

Der Typ meldet sich wieder zu Wort. »Die Staatsanwaltschaft kämpft für das Recht!«

Ich setze eine gespielt entsetzte Miene auf. »Nein, die kämpft um Haftstrafen.« Ich mime eine traurige Figur hinter Gittern. Ich lache und bestärke mich selbst. »Die Staatsanwaltschaft arbeitet für die Polizei!«

Der Typ lacht, hat keine Ahnung, wovon ich rede. Er greift mich an der Taille, aber ich drehe mich weg. Vor mir steht Julian, sichtlich amüsiert. Er berührt mein Haar. Wieder sehe ich Alice auf der anderen Seite der Bar, sie tippt auf ihre Uhr. Ich schaue auf meine. Es ist schon weit nach eins. Scheiße, höchste Zeit, zu verschwinden.

Ich greife meine Jacke von hinter dem Stuhl, werfe Julian einen koketten

Blick zu. »Bis morgen.«

Er zuckt mit den Schultern.

»Bleib doch noch«, ruft der andere Typ. »Hey! Wie heißt du?«

Ich stolpere rüber zu Alice, die mich aus der Bar führt. Auf dem Weg entdecke ich, wie ein älterer Typ gerade Phoebe an die Wäsche geht. Er hat sie gegen die Wand gedrückt, ihr Kopf kippt immer wieder nach vorne, während er an ihrer Hose herumfummelt. Ich gehe rüber und packe sie mir. Spreche den Typen an. »He, die ist doch völlig hinüber. Was soll das?«

»Was geht dich das an?«

Ich lege den Arm um Phoebe und führe sie weg. Der Mann beschimpft mich, aber Phoebe hat viel zu viel getrunken, hält die Augen geschlossen. Ich höre den Typen vor sich hinmurmeln. »Ja klar, aber erst heiß machen ...«

Ich drehe mich um und mustere ihn angewidert von oben bis unten. Er verzieht sich. Es ist für uns alle Zeit, nach Hause zu fahren. Sie landet in einem Uber mit Alice, die nicht allzu begeistert wirkt, die ausgeknockte Phoebe zu Hause absetzen zu müssen. Ich springe in mein eigenes Uber und kurble das Fenster herunter, spüre, wie die kalte Nachtluft mir ins Gesicht strömt, während das Auto sich meiner Wohnung näher. Um mich herum die Lichter von London, die Geräusche und der Rhythmus der Straßen in den frühen Morgenstunden. Ich freue mich auf eine Tüte Schlaf, aber jetzt, in diesem Moment, bin noch immer herrlich unbeschwert.

11

VORHER

Am nächsten Morgen um acht, nach zwei Soja-Latte, bin ich zurück in der Kanzlei.

Ich habe einen Kater, keine Frage, bin mir aber sicher, dass ich damit nicht alleine bin. Auf dem Weg zu meinem Büro hole ich meine morgendliche Sausage Roll heraus, kann aber nicht einmal daran denken, sie zu essen. Zurück damit in die Tasche. Es ist seltsam, nach gestern Nacht wieder hier zu sein. Ich kann nicht so richtig abschätzen, wie viele Leute beobachtet haben, wie Julian mich angefasst hat. Bei Alice bin ich mir sicher, also bereite ich mich innerlich entsprechend vor und gehe erst mal zu ihr. Ich will die Kontrolle über die Geschichte behalten, wieder Normalität herstellen. Und ich will nicht, dass Adam davon erfährt. Keine Ahnung, warum, aber irgendwie schäme ich mich vor ihm. Dann sehe ich kurz Julian auf der anderen Seite. Er winkt, ich winke zurück und laufe schnell weiter den Gang entlang.

Als ich in Alices Büro platze, ist Phoebe schon da, fläzt im rosa Samtsessel in der Ecke. Alices Zimmer sieht immer so unbequem aus, so ordentlich und bürgerlich, aber mit der Meinung scheine ich allein zu sein. Auf ihrem Schreibtisch steht eine schicke Teekanne mit passenden Tassen, darunter eine Matte, die sie von einer ihrer Auslandsreisen mitgebracht hat. Sie mustert mich kurz und schenkt mir mit hochgezogenen Augenbrauen einen Tee ein. Natürlich ihren üblichen Grüntee, an den ich mich nie gewöhnen werde, serviert in zarten Schalen wie bei einer Teezeremonie. Phoebe hat ebenfalls eine Tasse vor sich stehen, trinkt aber auch nicht. Mir wird klar, dass mein Kater mir Gelegenheit gibt, die letzte Nacht abzutun.

»Hab ich einen Schädel!«

Alice lächelt schmallippig. »Glaub ich dir sofort.«

Sie schaut von Phoebe zu mir und zurück. Murmelt etwas von wegen zwischendurch mal Wasser trinken, wie sie es macht. Dann legt sie los. »Du und Julian also, mh?« Ihr Ton ist auf verwirrende Art vorwurfsvoll und neugierig zugleich. Phoebe wird munter, sie wusste nichts davon. Ihr Gesichtsausdruck verheißt: *Was zur Hölle?* Ich bin auf der Hut.

»Nee, wir haben nur getanzt. Zu viele Tequilas, zu gute Musik.«

Alice lächelt wissend, ich hasse dieses Lächeln. Ich versuche auszuweichen, aber sie lässt nicht locker. »Ich hatte den Eindruck, dass du dich gut amüsierst.«

Ich winke ab, betrachte die fein säuberlich geordneten Akten auf ihrem Schreibtisch. »Es war nur ein Flirt.«

Alice sieht mich an, lacht. Dann verändert sich ihr Gesicht. Sie ist jetzt ernst. »Er ist ein wirklich netter Kerl, ich freue mich für dich.«

Ich weiß nicht recht, was ich sagen soll. Sie ist schon eine Weile single, aber das sind wir alle. Dieser Job macht es einem nicht gerade leicht, langfristige Beziehungen aufrechtzuerhalten. Das Arbeitspensum in der Kanzlei, die Notwendigkeit, sich jetzt reinzuhängen, um es so schnell wie möglich an die Spitze zu schaffen, nicht abgehängt zu werden. Ich fühle mich in dieser Welt stärker ohne einen festen Freund. Es ist leichter, die Habachtstellung nicht aufzugeben, und wenn ich will, mangelt es nicht an unverfänglichen Begegnungen via Tinder. Mit Alice würde ich darüber niemals sprechen, manche Dinge kann ich nur mit Mia und Cheryl teilen.

Phoebe geht los, um Kaffee zu holen. Ich bin dankbar, als Alice endlich das Thema wechselt.

»Was steht bei dir so an?«

Ich denke an die vollgestopfte kommende Woche. So viele Fälle. Ich überschlage es schnell im Kopf – mindestens drei Verhandlungen.

»Einen Einbruch am Montag und dann noch zwei sexuelle Übergriffe.«

Alice betrachtet ihren Schreibtisch und versucht, einen Tintenfleck von der Platte zu wischen. »Heftig.«

Ich wittere, dass da gleich etwas kommt, bin aber nicht sicher, was. Manchmal fällt es mir schwer, Alice zu lesen.

»Die krieg ich raus. Bei dem Einbruch gibt es nur einen unglaubwürdigen Augenzeugen. Und bei der einen Sexualstrafsache hat der Beschuldigte eine PTSD aus Afghanistan, das heißt, wenn sie ihn drankriegen, schlachte ich das aus, damit er nicht einfährt.«

Schweigen. Ich gehe davon aus, dass sie darüber nachdenkt, wie ich den Mandanten mit der posttraumatischen Belastungsstörung am besten vor einer Haftstrafe bewahre. Ich denke es ebenfalls einmal durch. Gut möglich, dass man ihm ohnehin nichts nachweisen kann und ich gar nicht darauf eingehen muss. Aber Alice treibt etwas anderes um. Nachdem sie mit den Fingernägeln die Tinte weggekratzt hat, schaut sie auf. Betrachtet ihre sorgfältig manikürten Nägel, untersucht sie auf Schäden. Und dann kommt es. »Ganz schön viele sexuelle Nötigungen in letzter Zeit.«

Ich zucke mit den Schultern. *Und?* Ich überlege, ob das ihre bürgerliche Art sein soll, mir ein schlechtes Gewissen zu machen, weil ich mehr Arbeit habe als sie. Es gibt sicher das ein oder andere, was ich ihr zuschustern könnte, irgendetwas Langweiliges, worauf sie sich stürzen wird.

Aber dann wirft sie mir so einen Blick zu. Mir wird klar, dass sie nicht nur darauf hinauswill, dass ich mehr zu tun habe als sie, sondern speziell darum, dass ich mehr Sexualstrafsachen annehme. Ich fühle mich verraten. Sie ist klug und sie hat selbst schon ähnliche Fälle übernommen. Wie wir alle. Das ist selbstverständlich, man beschließt nicht plötzlich, dass bestimmte Delikte nicht zum Spiel gehören. Wir sind hier nicht bei irgendeiner Dinnerparty, sie kennt die Regeln, warum sagt sie so etwas? Sie sieht mich an, wartet auf eine Antwort. Als ich meine Stimme höre, ist sie herausfordernd und scharf. »Taxistandprinzip.«

Sie nickt.

»Nicht ich suche mir die Mandanten aus, sondern sie mich.«

Diese Regel stellt sicher, dass jeder eine gerechte Vertretung vor Gericht erhält.

»Worum geht es hier, Alice?«

»Ich weiß nicht, ich will solche Fälle eigentlich lieber nicht mehr annehmen.«

»Als Anwalt hat man da keine Wahl. Sonst würden manche Beklagte überhaupt keine Verteidigung mehr bekommen.«

Innerlich bin ich empört, dass sie die Regel infrage stellt. Als Strafverteidigerin. Ich warte ab, was sie als Nächstes sagt. Sie überlegt, und irgendwie hat das etwas Bedrohliches.

Der Terminplan eines Strafverteidigers wird von seinem Sekretär verwaltet, und wenn es freie Termine gibt und jemand anruft, um dich für ein Mandat in deinem Rechtsgebiet anzufragen, hat er ein Recht auf diesen Termin. Mein Spezialgebiet ist Strafrecht, und wenn mein Sekretariat eine

strafrechtliche Mandatsanfrage erhält, dann muss ich sie akzeptieren. Es funktioniert wie am Flughafen oder am Taxistand. Taxifahrer können sich ihre Fahrgäste nicht einfach aussuchen, wie sie wollen. Sie müssen nehmen, was kommt. Deshalb wird dieses Gebot in der juristischen Welt schon seit Ewigkeiten als Taxistandprinzip bezeichnet, alle kennen es und alle halten sich daran. Warum also stellt sie mir diese Frage? Schließlich antwortet sie. »Ich kenne die Regel, Tessa. Aber es gibt ja Mittel und Wege, sie zu umgehen.«

»Ich bitte dich! Ich bin Feministin, Alice, aber im Strafrecht kannst du dir deine Mandanten nicht aussuchen.«

»Ich glaube, dass Angeklagte sich in Sexualstrafsachen gezielt Anwältinnen aussuchen, weil es bei sexuellen Übergriffen oder Vergewaltigungsfällen vor Gericht besser aussieht, von einer Frau vertreten zu werden.«

Ich lasse sie nicht aus den Augen. »Das mag schon sein, aber wenn uns Mandanten anfragen, dürfen wir sie nicht ablehnen. Sie haben einen Anspruch auf uns. Das ist nur gerecht.« Mit vorsichtiger Stimme wiederhole ich die Regel. »Taxistand bleibt Taxistand.«

Aber Alice bleibt hartnäckig. Sie wirkt ehrlich besorgt. »Ich habe einfach das Gefühl, dass sich viele Verteidiger hinter dieser Regel verstecken.«

Mein Griff um die wertvolle Tasse mit langweiligem Tee wird fester. Es gefällt mir nicht, was sie da sagt. Sie spielt darauf an, was viele Menschen Strafverteidigern unterstellen – dass sie, wenn sie einen Fall nicht übernehmen wollen, ihr Sekretariat zurückrufen lassen und einen Urlaub oder familiären Notfall vortäuschen. Aber das ist falsch, und sie weiß das. Sekretäre dürfen das nicht zulassen. Ich stelle meine Tasse hin. Auge in Auge. Das hier ist wichtig.

»Nein, Alice. Wir spielen nach den Regeln.«

»Ich weiß. Tut mir leid. Es ist nur … ach nichts. Es tut mir leid, okay?«

Sie lässt es dabei bewenden. Fixiert wieder die Akte auf ihrem Schreibtisch. Ich denke daran, dass sie ihre letzten vier Prozesse verloren hat. Sie weiß, dass das nicht gut ist. Auch wenn wir alle mit theatralischem Eifer abwiegeln, weiß sie, dass wir uns alle panisch vor demselben Schicksal fürchten. Sie macht sich solche Sorgen um die Arbeit, und die Mandate flattern nicht mehr so zahlreich herein wie früher. Sie greift nach ihrer Akte, was auf Anwältisch so viel heißt wie »Ich muss jetzt arbeiten.« Doch ich rühre mich nicht vom Fleck.

»Ich könnte dir diese Woche ein paar Sachen rüberschieben.«

Eine kurze Pause, während sie darüber nachdenkt. Sie muss so tun, als hätte sie andere Aufgaben zu jonglieren.

»Und nächste Woche wahrscheinlich auch. Mein Kalender ist voll.«

Schließlich nickt sie, dankbar, ja, aber auch beschämt. Schweigend sitzen wir da, während ich darüber nachdenke, wie froh ich bin, nicht in ihrer Lage zu sein. Nebenbei könnte ich es mir auch gar nicht leisten, die Kanzlei ist teuer, und obwohl ich weiß, dass Alices Familie sie sicher unterstützen würde, wie sie es auch früher schon getan hat, ist mir auch klar, dass sie es hasst, darum bitten zu müssen. Es ist seltsam, sein eigener Boss zu sein, immer in dem Wissen, dass das aktuelle Mandat das letzte sein könnte.

Mia meint, genau so fühle man sich auch als Schauspielerin. Ich nehme mir vor, sie anzurufen und ihr für den letzten Abend ihres Stücks in Glasgow viel Glück zu wünschen. Zur Premiere im Tron bin ich als ihr Gast angereist, und sie war fantastisch. Ein Stück von Dennis Kelly, ihrem liebsten Bühnenautor. Danach hat sie vor ihren Schauspielfreunden einen Riesenwirbel um mich gemacht. Die meisten davon waren Schotten, und einer konnte alle möglichen Akzente imitieren, auch meinen. Mia hat ihnen immer wieder erzählt, ich würde mal Richterin werden, ich sei brillant und hätte das Zeug dazu. Zwar habe ich es als etwas abgetan, was sie nur sagte, weil sie so eine gute Freundin ist, mich aber gleichzeitig gefreut, das von der Enkelin eines Richters zu hören. Womöglich weiß sie ja besser als ich, was es dazu braucht. Aber Richter, das ist eine Nummer zu groß. Mein Hauptziel besteht darin, irgendwann Kronanwalt zu werden. Wenn ich den Preis gewänne, würde ich bald wahrgenommen werden und langsam aufsteigen.

Aber ich mag es nicht, wenn ich so übermütig werde. Als ich klein war, hat meine Mum immer gesagt, genau mit dieser Art von Übermut handle man sich nur böse Überraschungen ein. Man solle mit dem zufrieden sein, was man hat. Ich bin überglücklich über das, was ich habe. Manchmal fühlt es sich an wie ein Wunder, dass ich es bis hierhergeschafft habe.

Adam kommt vorbei und fragt, ob er einen Fall mit mir durchsprechen könne. Ich fühle mich geschmeichelt und bin außerdem froh um die Entschuldigung, mich von Alice zu verabschieden.

Als wir in Adams Büro ankommen, ist Julian auch da. Die Erleichterung, dem seltsamen Gespräch mit Alice entkommen zu sein, mischt sich mit einer merkwürdigen Verlegenheit, jetzt hier mit Julian zu sitzen. Adam

umreißt die Sache, es geht um einen Messerangriff, Adam steuert ein paar Vorschläge bei. Der Fall ist komplex und vielschichtig.

»Sieht aus, als könntest du auf Notwehr plädieren, aber letztlich hätte er das Messer überhaupt nicht bei sich tragen dürfen. Oder hatte er einen legitimen Grund?«

Adams Festnetz klingelt und Hailey von der Rezeption fragt über den Lautsprecher, ob ich bei ihm sei. Ich bejahe.

»An der Rezeption wartet ein Mandant für Sie.«

Ich bin verwirrt. Ich habe heute keine Mandantentermine. Hailey legt auf und die Jungs schauen mich an. Ich signalisiere, dass ich nichts von einem Mandanten weiß.

Julian sieht mich an. »Wieder mal ein Überraschungsgast?«

Er spielt darauf an, dass ich gelegentlich Mandanten habe, die sich über meinen Arbeitsplatz schlaumachen, nachdem sie erfahren haben, dass ich sie vertrete, und einfach vorbeikommen, bevor ich einen Termin vereinbaren kann. Julians Blick ist ein wenig anzüglich. Ich muss ihn abschmettern, damit Adam nichts mitbekommt, also schaue ich Adam an und reagiere mit einem Seitenhieb auf Julian. »Wenigstens habe ich richtige Mandanten. Die von Julian sind alle feine Freunde seines Daddys, die in der Patsche sitzen!«

Adam wirkt kurz erschrocken darüber, dass ich so direkt auf etwas Bezug nehme, worüber wir gesprochen haben. Mir wird klar, dass ich ihn damit nicht von der Fährte abbringe. Im Gegenteil. Julian reagiert gelassen. »Touché.«

Immer noch etwas ratlos erreiche ich die Rezeption. Dort steht ein Mann in alten Jeans und T-Shirt an Haileys Schreibtisch, und sie ist offensichtlich nicht begeistert von der Belagerung. Sie greift nach dem Telefonhörer und versucht, ein vertrauliches Gespräch zu führen. Irritiert stelle ich fest, dass der Typ Johnny ist. Meine beiden Welten im selben Raum. Im ersten Moment rechne ich mit einer Katastrophe.

»Alles okay mit Mum?«

Er nickt. Und da fällt mir unser Streit ein. Aber auch, dass er Vater wird und es mir noch nicht erzählt hat.

»Was machst du denn hier?«

»Ich war in der Gegend, um was für Cheryl abzuholen.«

Das wirkt wie eine Lüge. Er fühlt sich sichtlich unwohl, und ich bemerke plötzlich den Kamin aus Marmor, den antiken Stuhl am Empfang. Ich finde es schrecklich, dass er mich so hier sieht, ohne recht zu wissen, warum

eigentlich. Er scheint das zu wittern und ergreift die Initiative. »Können wir irgendwohin gehen?«

Hailey zuckt, als ich ihn am Arm greife und nach draußen führe. Schweigend laufen wir auf den Fluss zu. In dem Schweigen liegt eine merkwürdige Höflichkeit, die uns überhaupt nicht ähnlich sieht. Ich bleibe stehen und bestelle an einem winzigen Kiosk Kaffee, und als ich ihn frage, wie er seinen trinkt, weiß er es nicht, fragt nach Tee. Wir suchen uns ein Fleckchen am Ufer der Themse. Die Sonne scheint, und er schaut mich an, während er an seinem Tee nippt. Ich kann nicht mehr warten.

»Nicht zu glauben, dass du Vater wirst!«

Er bricht in Lachen aus. Und da sind wir wieder Johnny und Tess. In mir regt sich etwas, etwas Warmes, Vertrautes. Aber auch etwas Trauriges.

»Komisch, oder?«, fragt Johnny.

In diesem Moment sehe ich plötzlich sein zwölfjähriges Gesicht vor mir. Mein großer Bruder, vor dem Schulabbruch, vor den Tattoos, vor dem Ärger. In seinen großen Augen eine Hoffnung, die er kaum zu zeigen wagt. Ich lege meinen Kopf an seine Schulter. »Herzlichen Glückwunsch. Ich freue mich so für dich, und für Cheryl. Das sind tolle Nachrichten!«

Johnny sieht unsicher aus. »Freust du dich echt?«

»Klar.«

Zwischen uns entsteht eine Pause. Etwas Unausgesprochenes. Wir merken es beide, aber wenn man uns fragen würde, könnten wir es nicht benennen.

Dann platzt Johnny damit heraus. »Ich werde es viel besser machen als er.«

»Natürlich wirst du das.«

Johnny blickt über den Fluss. »Was du da letztens gesagt hast … Glaubst du echt, dass ich dich jemals schlagen würde?«

Tränen steigen mir in die Augen. Er sieht verletzt aus.

»Nein. Nein.« Meine Stimme zittert ein wenig. »Es tut mir leid. Wirklich.«

Kurz flackert ein Bild vor mir auf – Jonnys Gesicht, über das die Hand meines Vaters klatscht. Ich versuche, es auszublenden.

Tatsächlich erinnere ich mich bis auf die Schreckensmomente an so wenig, dass ich ihn nicht vermissen kann, wie Johnny es manchmal tut. Das einzige Mal, dass ich Johnnys Verlust eines Vaters nachempfinden konnte, war, als er endlich ein Fahrrad bekommen hatte und ihn ein paar Rowdys

die Straße entlangjagten. Ich weiß noch, dass ich voller Angst beobachtete, wie er versuchte, wegzufahren, die Bremsen plötzlich blockierten und er über den Lenker auf das harte Pflaster flog. Sie trampelten auf seinem Fahrrad herum und Johnny lag da wie ein Häufchen Elend. Noch bevor sie abhauten, rannte ich auf sie zu, gerade sieben Jahre alt, meine Wut bereits größer als die Angst. Sie lachten mich aus, traten Johnny und sicherheitshalber auch noch einmal sein Fahrrad. Als Johnny zu mir hochsah und fragte, ob seine Zähne eingeschlagen seien, sah ich nur eine Mundvoll Blut. Schon als Siebenjährige wusste ich, dass meine Reaktion darüber entscheiden würde, wie schlimm es für ihn war. Was mich entsetzte, waren nicht nur die eingeschlagenen Zähne meines Bruders, sein verändertes Gesicht und sein kaputtes Fahrrad, sondern die Verletzlichkeit, sein Blick, mit dem er mich anflehte, ihm zu sagen, dass er nicht hässlich war. Ich wollte, dass jemand diese Jungen aufspürte und ihnen wehtat. Ich wünschte, mein Vater wäre da und würde das für seinen Sohn erledigen.

Ich begriff plötzlich, wie alleine Johnny in dieser Männerwelt dastand, und hasste meinen Vater dafür, dass er ihn im Stich gelassen hatte. Dass er ein Vater war, der nicht für ihn da sein konnte, der so wenig Liebe für Johnny an den Tag legte, dass der sich würde enorm abhärten müssen, um zu überleben. Um mich selbst machte ich mir keine Sorgen. Immer nur um Johnny und Mum. Wegen der Gewalt, die auf sie einprasselte und sie so verängstigte, dass sie davor zurückschreckten, sich für wertvoller zu halten.

Ich war nur drei Jahre jünger als Johnny, aber mein Vater haute ab, bevor er auch mich schlagen konnte.

Johnny erzählt, mit seinem Job als Maler sei es vorbei. Er habe da aber was Neues in Aussicht. Ich freue mich von Herzen für ihn. Es geht um Gerüstbau. Ich weiß nicht, ob meine Schwarzmalerei von der Kindheit in einem gewalttätigen Haushalt rührt, oder ob ich mir nur übermäßige Sorgen um meinen Bruder mache, aber ich denke sofort mit Schrecken an einen Arbeitsunfall. Johnny scheint meine Zweifel zu wittern, glaubt aber wohl, ich sei skeptisch, wie er so schnell etwas finden konnte. Er erzählt es mir und wie ernst es ihm ist, wohl um mich zu beruhigen.

»Diese Polen zeigen mir, wie es läuft, und dann kann ich einen Kredit aufnehmen, einen Laster kaufen. Mein eigene Firma aufmachen.«

Ich kann nicht anders, vielleicht liegt es an meiner juristischen Ausbildung, wahrscheinlich aber eher an meiner Angst um Johnny. Auf jeden Fall geht meine erste Frage in einer andere Richtung, als er es erwartet.

»Sind die Typen versichert?«

Johnny verzieht das Gesicht. »Was weiß ich? Wahrscheinlich nicht.« Er lacht. »Selbst wenn die für eine Versicherung bezahlen wollten, würden sie wohl gar keine bekommen.«

Das beruhigt mich nicht im Geringsten. »Und du? Kann ich dir was für die Versicherung zuschießen?«

Kaum habe ich es gesagt, ist es mir schon unangenehm. Johnny kann es nicht leiden, wenn ich etwas für ihn bezahlen will. Wenn ich es doch machen will, darf er es nicht merken. Sein Gesicht verzieht sich zu einem Stirnrunzeln. Dann entspannt es sich. »Nee. Es ist ja deren Firma. Ich kriege nur Bargeld.«

Mir wird noch banger. »Mhm.«

Johnnys Miene hellt sich auf. »Cheryl hat Flyer gemacht.«

Ich liebe Cheryl, und sie glaubt an ihn. Was ist eigentlich mein Problem? *Zeig mal ein bisschen Begeisterung*, ermahne ich mich selbst. »Wie toll!«

Johnny wirft mir einen komischen Blick zu. Darunter ein Grinsen.

»Was?«

»Willst du sie sehen?«

»Na klar.«

Am liebsten würde ich vorschlagen, die Flyer in der Arbeit zu verteilen. Aber das geht nicht. Eine Welle des Bedauerns überkommt mich, denn ich weiß, dass Johnny und seine polnischen Kumpels kein Risiko sind, das wohlhabende Barrister bei der Renovierung ihrer Häuser eingehen würden. Sie engagieren Architekten und Designer, die Verträge mit Baufirmen unterhalten, die wiederum entscheiden, wer mit dem Gerüstbau beauftragt wird. Ich bin froh, dass er mir mein Mitleid nicht anmerkt – es würde ihn wütend machen, er würde sich klein fühlen. Meine Stimme klingt tonloser als beabsichtigt. »Schick mir den Flyer doch per Mail.«

Johnny nimmt meine Zurückhaltung nicht wahr, verwandelt sich für einen Moment in sein altes enthusiastisches Ich. »Ich hab ein paar ausgedruckte dabei. Warte.« Er wühlt in seinem Rucksack herum und zieht einen kopierten Flyer heraus. Reicht ihn mir stolz.

Ich mache genau die richtigen Geräusche. Ich fühle mich schlecht, dass ich nicht einen Stoß davon mitnehmen und in die Postfächer der Kanzlei stecken kann, wie es die anderen Barrister für ihre Freunde und Verwandten tun, deren Dienstleistungen wir alle einmal brauchen können. Als mir zum ersten Mal klar wurde, dass Leute mit Geld manches anders machen, habe

ich eine ganze Weile gebraucht, das zu erfassen. Es ging mir einfach nicht ein. Dass die meisten Menschen Handwerker und Handwerkerinnen nicht engagieren, weil sie einen Wasserschaden oder eine kaputte Tür haben oder weil ihr Haus in sich zusammenfällt, sondern um etwas bereits Funktionierendes umzugestalten und zu renovieren, war eine Offenbarung.

Was Johnny und mich trennt, ist nicht nur die Tatsache, dass ich zu Hause ausgezogen bin und in London lebe, sondern dass ich jetzt einen Einblick habe, wie die Welt für andere Menschen funktioniert. Ich habe aufmerksam gelauscht und mir meine Fragen verkniffen, bis ich verstanden habe, was für andere selbstverständlich ist. Da ist immer wieder eine Kluft, und ich gebe mir ununterbrochen Mühe, sie zu überwinden. Mein neues Leben birgt eine Einsamkeit, über die ich mit niemandem außer Mia sprechen kann, und manchmal nicht einmal mit ihr. Für Menschen, die in dieses Leben hineingeboren wurden, existiert diese Kluft nicht, aber für Johnny und mich ist sie immer da, nur dass ich das jetzt weiß. Ich bin gefangen im Dazwischen. Ich kann nicht sein wie sie – und will es auch gar nicht –, aber ich kann auch nicht zurück zur Unwissenheit. Zurück in die Zeit, als ich mir meiner Machtlosigkeit noch nicht bewusst war. Bevor ich an die Uni kam, wusste ich nicht, dass Menschen wie Alice und Julian, Menschen wie Phoebe, überhaupt existierten – dass sie überhaupt nicht wussten, wie Menschen wie ich und Johnny und Mum lebten. Wie wir wirklich lebten.

Ich weiß noch, wie es sich am Gericht anfühlte, wenn Leute meinen Dialekt kommentierten – mein Scouse, das ich mit nach Luton gebracht hatte, als Mum mit uns aus Liverpool hergezogen war. An der Uni war mir das egal gewesen, und Mia sagte immer: »Leg den ja nie ab, der ist so echt.« Ich weiß, dass ich ihn ein bisschen verloren habe – ziemlich sogar. Vor Gericht verschwindet er einfach auf magische Weise. Wie bei dem schottischen Anwalt, mit dem ich mich manchmal im Foyer unterhalte. Auch er hat einen breiten Dialekt, spricht extrem schnell, und wir lachen darüber, dass wir einander nur mit Mühe verstehen. Wenn er dann vor Gericht in gerichtstauglicher Geschwindigkeit redet, langsam und bedacht, in Juristensprache, ist da keine Spur mehr von seinem Dialekt. Wir werden beide darauf angesprochen, die Leute glauben, wir würden uns vor Gericht verstellen. Doch falls das so ist, merken wir es nicht einmal. Mia schämt sich nicht für ihren Dialekt, und ihretwegen mag ich meinen meistens, aber er ist entlarvend. Und für mich geht es um mehr als nur eine regionale Färbung, es

geht um meine Klasse. Meine Wortwahl. Zugegebenermaßen hatte mir die besonders verräterischen Wörter schon abgewöhnt, als ich aus Cambridge kam. Trotzdem frage ich mich, ob ich meinen Dialekt wirklich verberge, oder ob er einfach automatisch leichter wird. Zu Hause ist es, als wäre ich nie weggewesen, mein Dialekt ist sofort wieder da, auch wenn Johnny mich immer aufzieht, sobald ich ein einziges Wort benutze, das er als »nicht von hier« einordnet. Wenn auch nur einer meiner Vokale vornehm klingt.

Voller Begeisterung zeigt Johnny mir seine Flyer und ich sage, wie stolz ich auf ihn sei. Wegen des Jobs, und weil er hart darauf hinarbeitet, ein guter Vater zu sein. Da ist eine Zärtlichkeit zwischen uns, die wir beide wahrnehmen, mit der wir aber nicht recht umgehen können. *Warum schaffen wir das nicht?*, frage ich mich, bevor ich mich unwillkürlich zurückziehe. Ich stecke den Flyer in meine Tasche. Das ist das Ausmaß des Abgrunds zwischen meinem alten Leben und dem, das ich jetzt führe. Das Gewicht des Wissens. Die einsam machende Erkenntnis, wie es wirklich läuft und dass es nicht um Gerechtigkeit und harte Arbeit geht. Nicht wirklich. Ich kämpfe mich durch die Schichten an Unausgesprochenem, klammere mich an etwas Ungefährliches. »Mum wird überglücklich sein, ein Enkelkind zu haben.«

»Na ja, irgendjemand musste sich ja mal drum kümmern. Von dir ist an der Front ja nichts zu erwarten!«

Ich lache. Wir lachen beide. Dann beugt sich Johnny vor, spricht leiser.

»Es ist ein Mädchen. Wir werden sie nach Mum benennen, als Überraschung.«

Wieder fangen meine Augen zu brennen an. Zu viel Gefühl. Unsere übliche Lösung dafür sind Witzeleien. »Wie? June Junior?«

Ich lache, er sieht mich liebevoll an. »Wir nennen sie Junie.«

Ich nicke. Umarme ihn, rieche seinen Schweiß, spüre seine Rauheit, lasse los. Ein neues kleines Mädchen in unser aller Leben. Plötzlich fühlt sich Familie wieder echt an. Vielleicht eine Annäherung an das Mädchen, das ich einmal war. Ein Stolz auf meine Herkunft, all dem damit verbundenen Schmerz zum Trotz.

12

DAMALS

Als ich mit Mum und Johnny am Inner Temple ankomme, sehe ich keinen meiner Freunde aus dem Studium. Heute werden wir alle zum Barrister berufen. Das ist eine große Sache, alle werden kommen. Auf der anderen Seite des Innenhofs sehe ich einen Typen, der ebenfalls ein Leistungsstipendium hat. Wir waren beide zu einem Gespräch mit den Geldgebern geschleppt worden, als Beispiele dafür, wie sehr die Stipendien helfen. Es war ernüchternd, festzustellen, dass es nicht zu verhehlen war, wie sehr wir uns von den anderen unterschieden. Jacob stammt aus dem Sudan und ist als Geflüchteter nach England gekommen. Von ihm stammt auch unser geheimes Mantra: einmal Stipendiat, immer Stipendiat.

Mum und Johnny haben sich schick gemacht. Sie trägt neue Schuhe, von denen ich weiß, dass sie ein großes Ding für sie sind. Ich habe ihr auch eine schicke Jacke gekauft, in Dunkelblau. Sie sieht wirklich toll aus. Johnny hat sich von einem Freund einen etwas zu großen Anzug geliehen. Zum ersten Mal in seinem Leben trägt er Hemd und Krawatte. Ein Geschenk von mir, selbst ausgewählt und gekauft, mit meinen bei M & S neu erworbenen Fähigkeiten. Trotzdem sieht Johnny immer ein bisschen abgerissen aus.

Mum wird nervös, als sie eine andere Frau einen Hut tragen sieht, aber ich beruhige sie, das sei nicht nötig.

Wir stehen herum, nachdem wir mit Johnnys Handy Fotos gemacht haben. Ein paar von Mum und mir, dann von Johnny und mir. Eins nur von Johnny und Mum. Als Jacob rüberkommt und uns seinen Vater vorstellt, wird Mum ein wenig unruhig. Ich bitte Jacob, ein Foto von Mum, Johnny und mir zu machen, und obwohl Mum begeistert davon ist, ein Bild von »der ganzen Familie im feinen Zwirn« zu bekommen, wirkt sie ziemlich

angespannt.

Nachdem Jacob und sein Vater wieder weg sind, mustert Johnny die Leute um uns herum. Wir stehen etwas am Rand und haben einen guten Blick auf all die großen Familien, eine davon mit zwei Angehörigen in Gerichtsornat. Die Robe und die Perücke, die ich heute trage, sind geliehen, weil ich noch nicht genug angespart habe.

Mum beäugt die anderen Familien. »Alles ziemlich gut betucht, oder?«

Ich wiederhole mich zum hundertsten Mal heute. »Du siehst toll aus, Mum.« Ich weiß, wie nervös sie ist.

»Du siehst genauso piekfein aus wie die Beste von denen«, bestätigt Johnny. Er steckt sich eine Zigarette an und dreht sich zu mir. »Und wer beruft dich jetzt hier zum Barrister?«

»Der Master of the Temple.«

»Der verfickte Master of the Temple persönlich also.« Er merkt selbst, dass das etwas merkwürdig klingt. »Abgefahrener Scheiß, Tess. Meine feine kleine Schwester.«

Ich verdrehe die Augen. Er nimmt mich in den Schwitzkasten, der einzige Umgang mit mir, den er wirklich beherrscht.

»Pass auf, die Perücke.« Johnny tätschelt meine Perücke und raucht weiter. Ich lenke ein. »Komm, gib mal einen Zug.« Er reicht mir die Kippe. Ich ziehe daran. »Ich bin so scheißnervös.«

Er sieht mich an, das ist sein Terrain. »Warum denn? Du bist eine verdammte Maschine.« Er sieht sich um, mustert die alten Gemäuer. Weiß nicht recht, was er sagen soll. Ich weiß, dass ihn all das einschüchtert. Er richtet seine Aufmerksamkeit wieder auf die Leute um uns herum. Ein paar gehobene Barrister laufen vorbei. Einer von ihnen wedelt affektiert den Zigarettenrauch weg, ohne Johnny eines Blickes zu würdigen. Das gibt ihm die notwendige Munition. »Du scheißt auf diesen ganzen Haufen hier! Konzentrier dich einfach auf dein Spiel. Denk gar nicht an die anderen, du machst dein Ding.« Er nimmt mein Gesicht zwischen die Hände. »Alles klar?«

Es nervt. Ich sehe ihn an. Nehme seine Hände weg. »Ja, ja, schon gut. Nimm deine Pratzen aus meinem Gesicht, ich bin keine zwölf mehr, Johnny.«

Die anderen zukünftigen Barrister bewegen sich langsam auf den Temple zu, wo die Zeremonie stattfinden wird. Wir sitzen getrennt von unseren Gästen. Johnny packt mich an der Schulter und dreht mich in die

richtige Richtung. »Rein mit dir, Mum und ich sitzen im Publikum und jubeln dir zu, wenn sie deinen Namen aufrufen.«

Ich erstarre. »Mum!«

Sie schüttelt den Kopf. Johnny zwinkert mir zu. Als ich mich in die Schlange einreihe, höre ich hinter mir meinen Namen und drehe mich um. Mia ist da. Sie ist angezogen wie immer, fügt sich aber natürlich trotzdem ein. Sie winkt mir und steuert dann auf Mum und Johnny zu. Eine große Erleichterung erfüllt mich. Sie wird dafür sorgen, dass die beiden zu ihren Plätzen kommen und sich zurechtfinden. Als ich den Temple betrete, atme ich den Geruch ein, die geballte Vergangenheit, all die Barrister, die vor mir diesen Weg gegangen sind, die vor mir hier Platz genommen haben. Ich atme den Geruch nach neuen Roben ein, nach Aftershave und Parfüm, Deo und Haarspray, und den leichten Moder hunderter Jahre Justizwesen. Bei aller Geschichtsträchtigkeit der ganzen Berufungszeremonie erfasst mich das Gefühl, ein Teil davon zu sein. Zum allerersten Mal weiß ich, dass ich mir das verdient habe. Ich habe die richtigen Noten. Ich bin klug genug, klüger als die meisten anderen. Ich darf dazugehören.

13

VORHER

Ich nehme die U-Bahn nach Hause, steige am Westbourne Park aus und laufe die Harrow Road hinunter, weiche den Jugendlichen auf ihren Rollern aus, die zwischen den Passanten Slalom fahren. Am Supermarkt mache ich Halt, kaufe ein paar Suppennudeln. Ich mag dieses Viertel. Im Londoner Westen, etwas nördlich der Gegend, in der so viele Barrister wohnen, lebe ich in einer netten Wohnung, mitten in einer Gegend, in dem man sich als Teil einer Gemeinschaft wiederfindet. Der Kanal trennt die Harrow Road von Notting Hill und North Kensington. Für mich fühlt sich die Welt auf dieser Seite genau richtig an. Die Mischung aus sozialem Wohnungsbau und renovierten Wohnungen und Häusern gibt mir das Gefühl, dazuzugehören. Im Norden liegen Queens Park und die Bakerloo Line, mit der ich jeden Morgen fahre, aber abends nehme ich die Hammersmith and City Line und mache noch einen kleinen Spaziergang über die Harrow Road, um zu spüren: Hier bin ich wieder.

Mum kauft bei ihren Besuchen gerne in den kleinen familiengeführten Lebensmittelläden ein, es gibt Grünflächen und an diesen lauen Abenden lässt sich gut am Kanal entlang spazieren. Der Sommer fühlt sich hier an wie ein einziges Fest, so ist es in ganz London, aber besonders hier, wo die Kinder noch auf der Straße spielen und Familien sich an den Hausaufgängen versammeln. Auch ältere Menschen sind hier noch zu sehen, sie wurden noch nicht umgesiedelt, um Platz für teuer gekleidete Leute zu machen, und fast scheint es, als würde die Gegend dem prätentiösen Image der Stadt für immer etwas entgegenhalten.

Ich trete durch die Haustür und nehme die Treppe zu meiner Wohnung. Heute war ein langer Tag. Erschöpft lasse ich mich auf der Sofakante nieder

und esse meine Suppennudeln. Ziehe ein Memo aus meiner Tasche und werfe es auf den Boden. Greife mir die Fernbedienung und zappe mich durch die Kanäle, während ich die Nudeln hinunterschlinge. Ich rolle mich auf dem Sofa zusammen und ertappe mich dabei, wie ich mich stumpfsinnig von Realityshowfetzen und Wiederholungen öffentlich-rechtlicher Dramen berieseln lasse. Ich liebe meine Wohnung. Sie ist vor allem in Weiß und Erdtönen gehalten, gemütlich, mit zwei Zimmern und einer tollen Aussicht. Ich fühle mich hier zu Hause, und obwohl die meisten meiner Kollegen näher am Geschehen wohnen, habe ich es damit nicht eilig. Die Leute in den Wohnungen unter mir arbeiten für verschiedene Fluggesellschaften und sind oft unterwegs, aber wenn sie da sind, treffen wir uns manchmal im Garten der Erdgeschosswohnung auf ein paar Drinks. Sie erzählen von ihren Reisen und Erlebnissen, erkundigen sich nach meinen Fällen. Momentan ist niemand da, also verbinde ich mein Handy per Bluetooth mit dem Lautsprecher und drehe die Musik laut auf, auch wenn der Fernseher noch läuft. Es dauert eine Weile, bis ich mich entspannen kann. Als die Nudeln aufgegessen sind, schließe ich die Augen, schalte den Fernseher aus und liege eine Weile einfach da.

Ich rufe Mum an, aber sie geht nicht ran. Die Ansage auf ihrer Mailbox klingt gekünstelt, seltsam förmlich. Ich spreche nichts aufs Band. Ich schreibe ihr eine Nachricht. *Hab heute Johnny getroffen, alles okay zwischen uns. Hab dich lieb.* In Textnachrichten ist es immer einfach, das zu sagen. Persönlich ist das unmöglich.

Ich rufe Mia an. Sie hebt sofort ab. Ich erzähle ihr, dass Johnny und Cheryl ein Baby bekommen. Sie freut sich, wirkt aber abgelenkt. Kein Wunder, sie selbst hat schon fünf Nichten und Neffen. Mia hat ebenfalls Neuigkeiten. Das Stück, das in Schottland läuft, wird in Australien auf die Bühne kommen. Sie ist ein bisschen beschwipst, also haben sie wohl gefeiert. Sie wollte schon immer nach Australien, seltsame Tiere sehen und die Strände erkunden, aber sie fliegt schon bald, und ich erinnere sie daran, dass da unten jetzt Winter ist. Das sei egal, die Produzenten hätten eine Tour organisiert, sie werde also nicht nur den Winter über, sondern auch im Sommer dort sein. Es gebe da ein Festival in Sydney und eins im Süden, und die Truppe sei angefragt worden, kurzfristig für eine andere Produktion einzuspringen. Ich freue mich wahnsinnig für Mia, sie ist gut und hat das ganz alleine geschafft, ohne die Unterstützung ihrer Familie. Davor habe ich Respekt, ich bewundere sie dafür, dass sie sich nicht auf die Kontakte ihrer

Familie verlässt. Sie sagt immer: »Nein, bisher noch nicht. Aber früher oder später werde ich darauf angewiesen sein und dann werde ich aber so was von darauf zurückkommen. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul.« Notfalls sei sie da pragmatisch.

Sie ist ganz aufgeregt, und ich lache mit ihr am Telefon. Nächste Woche geht es schon los, weil die ganze Gruppe auf dem Weg nach Süden noch durch Südostasien reist. Eine spontane Idee ihrer Schauspielkollegen, von denen sie, wie sich herausstellt, mit einem ins Bett geht. Sie versorgt mich mit Details, einer ganzen Menge Details. Ich schenke mir ein Glas Sauvignon Blanc ein, öffne die Tür zu meinem georgianischen Balkon, stecke mir eine Zigarette an und stelle Fragen, den Blick auf Westlondon, in einen Balkonstuhl gelehnt und die Beine auf der Balkonbrüstung. Sie sprudelt nur so über vor Neuigkeiten und Geschichten.

Ich höre mir die sexuellen Einzelheiten ihrer Affäre an, und wie es ihr so mit diesem Leonard geht. Er scheint genau ihr Typ zu sein, sensibel, kreativ, talentiert, ein bisschen zügellos – aber diesmal mit einem gesunden Anteil an dysfunktionalen Familienverhältnissen und nicht so langweilig wie der letzte Schauspieler, mit dem sie etwas hatte.

Ich nippe an meinem Wein, höre die Nachbarskinder lachen, lausche meiner besten Freundin.

Irgendwann fragt sie nach meinem Sexleben, und auch wenn es da nicht viel zu erzählen gibt, erwähne ich, es gebe da einen Typ bei der Arbeit, der sich interessiert zeige. Und weil Mia eben Mia ist, wittert sie auf der Stelle, dass hinter der Sache mehr steckt als nur ein flüchtiges Gefühl. Sie nimmt gekonnter ins Kreuzverhör als der erfahrenste Barrister. Sie kennt mich gut genug, um den Unterton in meiner Stimme wahrzunehmen und bezichtigt mich, in Julian verknallt zu sein. Ich streite das sofort ab, und doch liegt ein süßer Reiz darin, mir eine Version von mir selbst in der Konstellation vorzustellen, die Mia da andeutet. Sie bittet mich, ihn ihr zu beschreiben, und ich sage, er sehe sehr gut aus, sei aber nicht der Typ Mann, auf den ich sonst so stünde. Sie lacht und wir reden über meinen früheren Freund, der mich im ersten Jahr in Cambridge besucht hatte.

Jason war ein Prachtexemplar von einem Kerl, in der Welt von Cambridge jedoch völlig deplatziert. Ich fand es lieb von ihm, dass er extra anreiste, weil er mich sehen wollte, nur um dann von Mia und unseren Freunden abgeurteilt und als nicht gut genug für mich befunden zu werden.

Sie täuschten sich auf so vielen Ebenen in ihm. Vielleicht hatte er noch

nie ein Buch gelesen und war ungebildet, aber er war so unbefangen und außerdem wirklich gut im Bett. Damals war ich zu schüchtern gewesen, Mia das zu sagen, also hole ich es jetzt nach. Sie ist kein bisschen überrascht. »Na ja, irgendwas musst du ja an ihm gefunden haben, und sein fantastisches Konversationstalent war es wohl kaum.«

Im ersten Moment nehme ich Jason wütend in Schutz, doch dann erinnert mich Mia daran, dass er mit der Krankenschwester durchgebrannt war, die sich um ihn kümmerte, nachdem er sich bei einem Klempnerjob die Schulter gebrochen hatte. Ich erzähle ihr, was das für eine Erleichterung gewesen sei. Meine Loyalität zu ihm hatte über alle anderen Gefühle überwogen. Wo ich herkomme, geht nichts über die Loyalität mit denen, die aus derselben Gegend kommen.

Als wir wieder auf Julian zu sprechen kommen, ist sie zurückhaltender. »Solche Typen können einem das Herz brechen, also verlieb dich lieber nicht zu heftig.«

Ich erkläre ihr, ich würde mich auf keinen Fall in ihn verlieben. Sie lacht, sagt, diese Privatschuljungs kenne sie zu Genüge, vor allem die von der teuren Schule, auf der Julian war. Die seien Landhäuser gewohnt, Dienstboten und Treuhandfonds.

Lachend widerspreche ich. »Er arbeitet wirklich hart und ist extrem ehrgeizig. Nichts mit Treuhandfonds.«

Das beruhigt sie. Ich bin jetzt ein wenig betrunken, werde wehmütig, weil sie für so lange weggeht. Sie sagt, ich solle mich in ein Flugzeug setzen und nach Asien oder Australien nachkommen. Die Vorstellung ist ein Traum und ich schwelge ein wenig darin, wohl wissend, dass das nicht geht. All meine anstehenden Fälle, der Kredit und die fällige Miete in der Kanzlei.

Bevor wir auflegen, beichtet mir Mia, dass sie trotz der Tournee unter Selbstzweifeln leide und das Gefühl habe, sie hätte schon viel mehr erreicht haben müssen. Es in ihrer Branche zu etwas zu bringen, ohne Kontakte spielen zu lassen, ist schwierig, und wir wissen beide, dass ihr diese Option jederzeit offensteht. Trotzdem kommt es mir vor, als würde sie mich um Erlaubnis bitten, ihre Netzwerke zu nutzen und durchzustarten.

»Talent braucht man trotzdem. Kontakte helfen nur bis zu einem gewissen Punkt.«

Es ist klar, dass ich das nur sage, damit sie sich besser fühlt. Sie weiß es trotzdem zu schätzen, und es dauert noch eine Weile, bis wir das Telefonat beenden, weil uns immer noch etwas einfällt.

Ich erzähle ihr noch, dass ich den Typen aus unserer allerersten Juravorlesung – Benedict – bei einer Abendveranstaltung wiedergesehen habe.

»Der ist jetzt Solicitor im Bank- und Finanzbereich!«

Wir lachen, weil wir das vorausgesehen haben und sein Leben sich genau so entwickelt hat wie erwartet. »Schätze, die eine von uns dreien, die es nicht geschafft hat, bin ich«, sagt Mia.

Ich winke ab. »Ein Jurastudium absichtlich hinzuwerfen ist was anderes als Scheitern!« Dann fällt mir noch was ein. »Ach so, und selbstverständlich hatte Benedict übrigens nicht den geringsten Schimmer, wer ich bin! Aber an dich hat er sich natürlich erinnert. Ich habe ihm erzählt, dass du jetzt eine berühmte Schauspielerin bist.«

Wir machen uns fast in die Hose vor Lachen.

Wenig später legen wir auf. Ich bin wieder allein.

14

VORHER

Es ist nach neun am nächsten Abend, und ich bin immer noch in der Kanzlei und mache ein paar Beratungsaufträge fertig. Ich lehne mich im Stuhl zurück und betrachte meinen Schreibtisch. Vier unangetastete Tassen Tee – die zurück in die Küche müssen, bevor sie jemand vermisst –, ein paar halbleere Kaffeebecher aus Pappe, überall Unterlagen, und doch hat dieses Chaos für mich Methode. Ich weiß bei allem, worum es sich handelt und warum es liegt, wo es liegt. Gesetzbücher liegen aufgeschlagen auf der Seite, die ich gerade prüfe, auf meinem Computer sind ein paar Fälle geöffnet, und die Regale quellen über vor weißen Aktenordnern und Krimskrams. Ich habe so viele Dinge angesammelt, und doch ist so wenig von mir in diesem Büro – keine Fotos bis auf den Schnappschuss von mir, Johnny und Mum vom Tag meiner Berufung.

Die Kanzlei ist so leer, dass ich das Surren der Klimaanlage höre. Ich schaue aus dem Fenster. Es wird langsam dunkel, und kurz überlege ich, nach Hause zu gehen, aber noch habe ich zu tun, und müde bin ich auch nicht. Ich strecke mich einmal und beuge mich dann wieder über den Laptop. Hebe Teile aus dem Memo zum anstehenden Kreuzverhör in einer großen Einbruchsache hervor. Ich bin ganz in die Arbeit vertieft, als ich plötzlich eine Stimme höre. Ich fahre zusammen. Julians Gesicht in der Tür. »Hey.«

»Scheiße, hast du mich erschreckt! Ich dachte, ich sei alleine hier.«

»Du und ich … und der alte Harrison ist auch noch da.« Er lächelt mich an, mustert kurz den Schreibtisch und sieht, dass ich tief in der Arbeit stecke. »Du siehst ziemlich beschäftigt aus.«

»Nein, fast fertig. Ich gehe nur noch eben ein Kreuzverhör durch.«

Ein kurzes Schweigen. Dann schneidet er ein Gesicht. Fragend, einladend. »Könnte ich … Könnte ich kurz das Memo für meine GefKV mit dir durchsprechen?«

Gefährliche Körperverletzung. Eine schwerwiegende Angelegenheit. Wir haben beide mit gravierenden Strafsachen von öffentlichem Interesse zu tun. Das verbindet. Ich lehne mich im Stuhl zurück, genieße, dass er meine Hilfe haben will. Ich grinse ihn an. »Ich hätte gedacht, eine große Nummer wie du holt sich höchstens mal Rat von Adam.«

Julian lacht. Ein süßes, bescheidenes Lachen. »Du bist doch auch für den Anwaltspreis nominiert!«

Er ist entwaffnend, und ich fühle mich geschmeichelt – aber ich will nicht übermütig werden. In meiner Antwort klingt keine Spur falscher Bescheidenheit mit, denn dieser Preis ist zu groß, als dass ich hoffen könnte, ihn jemals wirklich zu gewinnen.

»Ich bin nur nominiert, weil Adam ihn letztes Jahr bekommen hat.«

Doch es hat funktioniert, er hat mich für sich eingenommen. Ich freue mich, dass er mich für einen schlauen Kopf hält, auf den man bauen kann, für so schlau wie ihn und Adam. Ich wurde ein Jahr nach Julian zum Barrister berufen, und ich weiß ja, wie überzeugt er von sich selbst ist. Ich habe das Gefühl, dass sich gerade etwas Wichtiges verändert hat.

Ich lächle. »Ich bin gleich so weit. Ich bring das kurz zu Ende, dann gehöre ich dir.«

Er weitet anzüglich die Augen. Ich werde rot. Aber bevor mir etwas Schlagfertiges einfällt, um die Situation umzudeuten, ist er schon weg. Ich mache meine Notizen fertig und sammle meine Sachen zusammen. Räume sie weg und beschließe, dass es schneller gehen wird, morgen früh direkt ins Gericht zu gehen, also rolle ich meine Robe zusammen, quetsche sie grob in meine Barrister Bag, die Perücke obendrauf. Ich lege Deo auf. Betrachte mich kurz in dem kleinen Spiegel im Regal und bringe meine Haare in Ordnung, dann etwas Lipgloss, werfe vorher einem Blick über die Schulter, um sicherzugehen, dass Julian nicht inzwischen wiedergekommen ist.

Ich fühle den Nervenkitzel angesichts der Einladung, alleine mit Julian in seinem Büro zu sein. Mit diesem Typen, dessen Vater Kronanwalt ist, dessen ganze Familie dem juristischen Adel angehört. Der Vater seines Vaters und dessen Vater – alles Barrister. Bin ich denn so erbärmlich, dass ich auf ihr Gütesiegel auf meiner ausreichenden Klugheit angewiesen bin? Fühle ich mich immer noch nicht schlau genug? Wie vielen Prüfungen muss

ich mich noch unterziehen, bis ich endlich glaube, dass ich mich hier wirklich entspannen kann?

Ich krame herum und finde ein kleines Fläschchen Parfüm. Überlege, es aufzulegen, entscheide mich dann aber dagegen. Deo reicht. Ich denke an Julians Berührungen auf der Tanzfläche – sanft, unwiderstehlich selbstsicher. Sein Körper wusste sich zu bewegen, und ich habe es ganz unwillkürlich genossen, von ihm angefasst zu werden.

Ich betrete Julians Büro, als wäre das ein ganz alltäglicher Vorgang. Als wäre es nicht nach neun Uhr abends und als wäre es nicht ungemein exklusiv eingerichtet. Ja, es ist klein, aber die Art, wie er alles arrangiert hat, verleiht dem Raum ein ganz besonderes Flair. Ich lasse alles auf mich wirken. Die fest eingebauten Bücherregale, das moderne rote Sofa in der Ecke, das genau die richtige Größe für den Raum hat, der Teppich, der einfach so hingeworfen wirkt, aber mit Sicherheit wohlüberlegt platziert wurde. Sein Schreibtisch ist klein, damit er ins Zimmer passt, besteht aber aus teurem dunklen Holz, der Stuhl ist lederbezogen. Vor dem Sofa steht ein kleiner Beistelltisch, auf dem ordentlich ein weißer Aktenordner platziert ist, daneben ein paar Memos und handbeschriebene Bögen Papier. Julians Privatschulh andschrift, schwungvoll und leserlich. Ich bin hingerissen.

Er zeigt auf die Unterlagen, und ich setze mich und blättere sie durch. Dann klappt er ein Fach im Bücherregal herunter, und eine kleine Bar kommt zum Vorschein. Er holt Gläser und eine Flasche Wodka hervor und setzt sich zu mir aufs Sofa. Ich spüre, dass er mich beobachtet. Sein Aftershave oder Parfüm kitzelt meine Nasenlöcher, ich atme den Duft ein. Er zieht das Jackett aus, krempelt die Ärmel seines weißen Hemds hoch, entblößt gebräunte Unterarme. Julian entgeht völlig, wie sehr mich das für einen Moment ablenkt. Er stellt mir eine juristische Frage, lehnt sich zu mir, blättert durch die Akte, um mir zu zeigen, wo er Schwierigkeiten hat.

Als er näher kommt, fühle ich mich benommen, leicht berauscht, und das liegt nicht nur am Wodka. Dann fixiere ich die Unterlagen, und es zieht mich hinein, alle Spuren von Anziehung rücken in den Hintergrund. Alles andere wird unwichtig, die juristische Maschine in meinem Kopf übernimmt. Rechnet die Geschichte gegen die Rechtsdoktrin auf. Vergleicht Beweisschnipsel mit Gesetzesklauseln. Ich sage Julian, das sehe nicht gut aus für seinen Mandanten. Er stimmt mir mit grimmiger Miene zu.

»Ich versuche verzweifelt, etwas zu finden, irgendetwas, aber ich

komme einfach nicht weiter. Soll ich einfach auf eine möglichst geringe Strafe plädieren?«

Julian steckt in dieser bestimmten Zone fest, in der wir uns alle von Zeit zu Zeit wiederfinden. Wenn man das Leben eines anderen Menschen voll und ganz in der Hand hat. Wenn eine Strategie über die Risiken entscheidet, die man eingeht oder nicht. Ich versuche, mir ein Bild von Julians Mandanten zu machen.

»Hat er denn Vorstrafen?«

Julian seufzt und schenkt uns Wodka nach. »Ja, er hat eine Vergangenheit. Und auch noch alles ganz ähnliche tätliche Angriffe.«

Unsere Blicke treffen sich. Wir wissen beide, wenn er sich schuldig bekennt, wird er mit Vorstrafen definitiv ins Gefängnis gehen, und zwar vermutlich eine ganze Weile. Aber immerhin würde die Haftstrafe dann kürzer ausfallen, als wenn er vor Gericht unterliegt. Die Sache ist komplex, wir sprechen Polizeiberichte und Beweise durch. Es besteht die Möglichkeit, dass das Material der Polizei nicht ganz ausreichen wird, aber die Entscheidung, welchen Rat Julian seinem Mandanten geben soll, gleicht einem Drahtseilakt.

Ich überfliege die feinsäuberlich dokumentierten Beweise. Es ist still im Raum, ich spüre, dass Julian hofft, ich möge etwas finden, irgendetwas. Ich spüre seinen Blick auf mir, überall auf mir, und wage es nicht, hochzusehen. Ich scanne die ganze Seite – und da entdecke ich etwas. Blättere ein paar Seiten zurück, sehe eine Ungereimtheit. Triumphierend weise ich Julian darauf hin.

»Schau mal, der Polizist sagt das hier, aber wenn man hier zwischen den Zeilen liest, deutet er das genaue Gegenteil an. Sieht ganz so aus, als hätten sie da dran rumgepfuscht, um keine Zweifel aufkommen zu lassen.«

Julian schaut es sich an, seine Miene hellt sich auf. »Scheiße – das ist ja super!«

Eine solche Ungereimtheit ebnet einem den Weg, ein Kreuzverhör durchzuführen und zu zeigen, dass jemand gelogen oder sich abgesprochen hat. Ein tolles Gefühl.

Ich hake nach. »Wer ist denn das vermeintliche Opfer?«

Julian konzentriert sich noch immer auf die Polizeiberichte. Ich greife nach den Fotos vom Tatort.

»Nur so ein Penner aus dem Pub. Haben beide zu viel Rum erwischt.«

»Hat deiner geredet?«

»Ja, er hat eine Aussage gemacht, aber er ist kein unbeschriebenes Blatt, war also nicht viel aus ihm rauszukriegen.«

Mich packt plötzlich die Aufregung, denn ich habe etwas auf den Fotos entdeckt. »Julian, ist in dem Bericht von CCTV-Aufnahmen die Rede?«

Julians Blick folgt meinem Finger. »Nein.«

»Da über den Toiletten ist eine Überwachungskamera. Und das Lämpchen leuchtet, die läuft.«

»Na schau mal einer an!« Julian beugt sich vor. »Fuck. Kamera. Und keine Aufnahmen in der Akte. Tja, die wurden ganz bestimmt versehentlich vernichtet.«

Er sieht mich an. Ich zucke mit den Schultern. Wir lächeln beide.

»Wer weiß!«

Er sieht mich immer noch an. »Gut beobachtet. Damit kann ich arbeiten.«

Ich lehne mich zurück, zufrieden, erleichtert und mit Wodka in den Venen. Betrachte Julians strubbelige Haare, die ihm ins Gesicht fallen, während er sich wieder in die Akte vertieft. Ich registriere die Marke seines Hemds. Wie ich erwartet hatte. Sein Nacken ist glatt, warm, gebräunt. Ich spüre seine Hitze neben mir und bewege meinen Arm ein wenig von ihm weg. Ich hatte eindeutig zu viel Wodka.

Als ich mich umschaue, ist die Bürotür zu. Das habe ich vorhin nicht bemerkt. Den Kopf immer noch gesenkt sieht er mich an, hält sich die Haare aus der Stirn und wirft mir ein atemberaubend langsames Lächeln zu. Ich bin unter seinem Blick wie gelähmt. Er richtet sich auf und rückt näher, streift mich mit dem Arm und ein Stromstoß schießt durch meinen ganzen Körper. Jetzt lehnt er den Arm gegen meinen, das Gewebe seines Hemds ist ganz nah.

Und dann küsse ich Julian. Die ganze Atmosphäre hat sich verändert, da ist keine Akte mehr, nur noch Wodka, der durch meinen Körper pumpt, das Sofa, sein Gesicht nah an meinem und unsere aufeinandergepressten Lippen. Er ist zärtlicher als erwartet, jungenhaft, verlegen. Jules! Wer hätte das gedacht. Das ganze Gewitzel und Gefrotzel, das Fußballgerede und die freche Fassade, und darunter verbirgt sich das. Rein äußerlich entspricht er überhaupt nicht meinem Beuteschema. Während ich ihn küsse, muss ich plötzlich an Mia und unser letztes Gespräch denken. Auch sie würde sagen, dass er nicht der Typ Mann ist, den ich normalerweise attraktiv finde, so sauber, geleckt und teuer. Aber hier und jetzt, auf diesem Sofa und in diesem

Augenblick, ist er genau das, was ich will.

Wir küssen uns, ziehen uns wortlos aus. Dann treiben wir es nach allen Regeln der Kunst auf dem Luxussofa. Als ich auf ihn klettere, mustert er gierig meinen Körper, es ist empowernd und sexy. Sein Blick macht mich kühn, ich sehe ihm dabei zu, wie er meinen Körper berührt und küsst. Ich bin bestimmt, sage ihm, was sich gut anfühlt, gebe ihm ein Zeichen, wenn er es genau richtig macht. Wir verknoten uns ineinander, und als ich kurz vor dem Höhepunkt bin, sagt er, ich solle leiser sein. Mir wird klar, dass ich geschrien habe und Harrison noch nebenan sitzt. Nachdem wir beide gekommen sind, liegen wir da, noch heiß und verschwitzt, einander zugewandt, und er schaut mir in die Augen. Die Pupillen geweitet, der Mund hungrig, Schweiß in den Augenbrauen.

Ich will lachen, aber er sagt: »Du bist unglaublich.« Er ist ernsthaft, verträumt. Streichelt mir über Gesicht und Hals, sieht mich intensiv an.

Ich muss das durchbrechen. »Was für ein Scheißklischee. Anwälte, die es in der Kanzlei treiben.«

Ich bin erleichtert, als er lacht, als der alte Julian zurück ist. Aber dann zieht er mein Gesicht zu sich und küsst mich innig. Es verschlägt mir den Atem. Nach dem Kuss sieht er mich wieder an. Er ist gleichzeitig der alte und dieser neue Julian. Kurz wird er wieder ernst. »Ich hätte nie gedacht, dass ich eine Chance bei dir habe.«

Das bringt mich völlig aus dem Konzept. »Wirklich?«

Ich muss mich neu sortieren. Wann zur Hölle bin ich die Art von Mädchen geworden, die Art von Frau, bei der ein Julian Brookes keine Chance zu haben glaubt? Ich bin mir plötzlich meiner Nacktheit sehr bewusst, schäme mich für meine offensive Körperlichkeit. Ich fange an, mich wieder anzuziehen. Julian weiß nicht, was mit mir ist, spürt aber eine Veränderung. »Hey?«

Das ist mir alles zu intim, diese sanfte Stimme. Ich habe Unterwäsche und Bluse wieder an. Auch er sucht jetzt seine Sachen zusammen. Ich bin noch ganz benebelt, spüre aber keine Reue – wobei die vielleicht noch kommt. Gerade versuche ich einfach zu begreifen, was passiert ist. Sein Oberkörper ist noch nackt, seltsam vertraut jetzt. Er sieht mich an. Ist er sauer? Verwirrt? Was ist los? Ich versuche, die Situation einzuordnen. »Ich komme nicht aus deiner Welt, Julian.«

Er ist verdutzt. Keine Ahnung, warum ich das gesagt habe. Ich bin nicht weniger wert als er. Daran glaube ich doch inzwischen. Fuck. Ich sehe wohl

aus, als wollte ich das ausführen, er hält meinen Blick, lächelt freundlich. »Woher kommst du denn?«

Ich weiche zurück und ziehe meine Anzughose hoch. Meine Gedanken rasen, ich muss meine letzte Bemerkung irgendwie relativieren. Ich werfe ihm den frechsten Blick zu, den ich zustande bringe. »Aber ich habe eine bessere Privatschulperformance drauf als die echten Privatschulmädchen.«

Er sieht mich irritiert an, und ich gebe meine beste Imitation eines Privatschulmädchens, stolziere auf und ab, werfe die Haare zurück. Ich hebe sogar beim Laufen den Blick, wie sie es immer machen, wie ich es stets nachzuahmen versucht habe. Denn die Wahrheit ist, dass ich diese Mädchen über Jahre studiert habe, sogar Mia. Ich habe beobachtet, wie sie sich verhalten, sich nicht verstecken, voller Selbstbewusstsein das Wort ergreifen, sich sicher fühlen. Es hat mir imponiert und mich eingeschüchtert, aber als Anwältin wurde mir klar, dass so vieles von dem, was ich vor Gericht tue, Theater ist, und dass der beste Weg, mich ihnen ebenbürtig zu fühlen, darin bestand, sie zu imitieren, zu laufen wie sie, mir beim Sprechen Zeit zu lassen, wie sie es tun, weil sie fest davon ausgehen, dass man ihnen zuhört. Ich habe sie in Ankleideräumen beobachtet, habe gesehen, wie sie sich zugehörig fühlen, habe gelauscht, wie sie von ihren Familien und ihrem Leben sprechen. Ich habe ihre Frisuren kopiert, ihre Outfits analysiert, besonders die Schuhe, beeindruckt von ihrem Wissen darum, wie man sich kleidet und wie man steht. Ich zeige Julian, dass ich keine von ihnen bin, nur eine Nachahmerin, ich mache für ihn einen Witz daraus, um etwas von mir preiszugeben, aber auch, um zu demonstrieren, dass mich seine Klassenzugehörigkeit nicht einschüchtert. Ganz versteht er es nicht, aber ein bisschen schon. Mit meiner aufsässigen Art, mich über meine Lehrmeisterinnen lustig zu machen, sage ich: »Mir doch egal.« Dabei war es mir nicht egal. Denn sobald man erst einmal als minderwertig eingestuft ist, und sei es nur durch beiläufige Bemerkungen über die eigene Klasse, sobald man also erkannt hat, dass man an den Status anderer nicht heranreicht, werden die eigenen Komplexe, genährt von Scham und Demütigung, zu einer tiefen Wunde, die nur selten wieder verheilt.

Ich befürchte, Julian könnte den Eindruck gewinnen, ich würde ihn und seinesgleichen durch meine Darbietung verhöhnen, denn natürlich tue ich das irgendwie. Aber eigentlich ging es mir vielmehr darum, mich dem Moment zu entziehen, und ich sehne mich ja wirklich schon so lange danach, eine dieser Frauen zu sein. Julian fühlt sich nicht angegriffen, er

lacht herzlich, und ich habe das Bedürfnis, mich zu erklären. »Also, was ich damit eigentlich sagen wollte, du bist nicht mein üblicher Typ … Ich meine, du hast Eton und Oxford quasi im Blut.«

Julians Antwort kommt prompt. »Das ist so peinlich.«

Das hatte ich nicht erwartet. Eher einen schlagfertigen, witzigen Spruch, um mich in die Schranken zu weisen. Ich will zurückrudern, ich bin kein Mensch, der Leute gerne in unangenehme Situationen bringt oder sogar beschämt.

»Was? Warum denn?«

Ich bin aufrichtig verwirrt, will unbedingt die Antwort hören – oder ist das ein Trick? Nein, Jules ist es ernst, er ist ehrlich, hält einen Moment inne. »Weil ich mich wirklich frage, ob ich es je geschafft hätte – ohne meinen Dad.«

Ich sehe ihn an, er wirkt nackt und verletzlich, ich bin ratlos. Verzweifelt überlege ich, was ich kürzlich zu Mia gesagt habe. Dass sie Talent habe und sich ihrer Privilegien nicht zu schämen brauche. Aber er kommt mir zuvor. »Ich meine, ja, ich bin natürlich sehr klug …«

Ich lächle. Da ist er wieder, der alte Julian. Und er hat recht, er ist klug, extrem klug.

»Aber sonst …«

Das Schweigen zwischen uns ist nicht unangenehm, es fühlt sich an, als wäre gerade etwas Echtes passiert. Ich sehe Julian an, den schönen Jules. Ich sehe ihn an und sehe etwas, was ich zuvor nicht wahrgenommen habe. Eine Offenheit, eine Zugänglichkeit. Er vertraut mir. Ich frage nach dem Beruf seiner Mutter.

»Professorin für Sprachwissenschaften an der University of London.«

Ich denke kurz darüber nach. Ja, klar, hätte ich mir denken können. So viel Sicherheit, ein unter ihm aufgespanntes Sicherheitsnetz. Ohne groß darüber nachzudenken, sage ich, was mir als Erstes in den Sinn kommt. »Ich beneide dich.«

Wir sind beide überrascht. Ich, weil ich es ausgesprochen habe. Er, weil er nicht genau versteht, worum ich ihn beneide. Er mustert mich fragend. »Was macht denn dein Vater?«

Ich versuche es mit einem Witz. »Der ist kein Kronanwalt, so viel ist schon mal klar.«

Aber er zündet nicht. Wir haben eine Ehrlichkeit zwischen uns etabliert, und er hält diesen Raum offen, wartet darauf, dass ich etwas von mir

preisgebe. Ich habe das Bedürfnis, mich ihm zu zeigen, diesem Mann, der nicht mehr Julian Brookes ist, diesem Mann, der gerade mit mir geschlafen hat, der mich in seinem Kanzleibüro innig geküsst hat.

»Ich weiß nicht, was er macht.« Eine Pause entsteht. Ich füge halbherzig hinzu: »Sitzt vermutlich im Knast.«

Julian weitet interessiert die Augen. Ich habe das Gefühl, dass ich zu weit gegangen bin. So etwas hat er nicht erwartet. Ich rudere zurück. »Scherz. Er ist abgehauen, als ich sechs war.«

Ich wollte ihm überhaupt nicht so viel erzählen, aber jetzt ist es raus. Verletzlichkeit macht sich auf meinem Gesicht breit, Julian muss es bemerkt haben, denn er greift nach meiner Hand und legt sie an seine Wange. Die Geste ist so liebenswert, dass ich mich an ihn schmiege, als er die nächste Frage stellt. »Und deine Mum?«

Ich bin müde, und ich kann mich nirgends verstecken. Ich lehne den Kopf gegen ihn. Die Fassade ist gefallen. Es ist spät, und ich muss niemandem etwas beweisen.

»Arbeitet als Putzfrau.«

Ich höre seinen Herzschlag. Er ist gleichmäßig und beruhigend. Er sagt nichts, küsst meinen Scheitel. Dann höre ich seine Stimme, sanft, behutsam. »Harter Job.«

Blut pumpt durch sein Herz, in meinem Ohr. Ich denke bei mir: *Du machst dir keine Vorstellung.* Und sage nichts. Er drückt mich an sich, und ich gebe der Müdigkeit nach. Ruhe mich aus. Als ich ihn sanft schnarchen höre, weiß ich, dass er eingeschlafen ist.

Ich löse mich vorsichtig, schaue mich in seinem Büro um. Gehe zu seinem Schreibtisch und betrachte eine Reihe von Fotos. Seine Eltern, ein Bruder, alle gut aussehend, lächelnd, die Arme umeinander gelegt, im Hintergrund ein riesiges Landhaus. Noch eines von ihm und seinem Vater, beide mit Robe und Perücke, in der Nähe liegt das Buch seines Vaters über Verleumdung. Ich nehme es in die Hand und blättere es durch, das Nachwort enthält eine Widmung für Julian, Araminta und Rupert – das müssen seine Mutter und sein Bruder sein. Ich schaue rüber zu Julian auf dem Sofa und greife mir eine Fallsammlung aus dem Regal. Keiner liest mehr die Printausgaben, die Fälle sind alle online abrufbar, aber das Buch ist wohl ein Geschenk von seinem Vater, denn als ich das Buch aufschlage, steht vorne mit heller Tinte *Rupert Brookes* darin. Ich setze mich hin und lese einen Fall, dann noch einen. Das beschäftigt mich eine Weile, aber ich weiß nicht

recht, was ich als Nächstes tun soll. Ich will Julian nicht schlafend in seinem Büro zurücklassen, damit ihn nicht morgen jemand so vorfindet und Fragen stellt. Ich ziehe Socken und Schuhe an und wecke ihn sanft. »Julian. Jules. Bist du wach?«

Es dauert eine Weile, aber dann wacht er auf und blinzelt mich an. Ich hebe meinen Blazer auf. »Ich muss nach Hause. Es ist drei Uhr morgens und ich habe morgen einen großen Fall.«

Süß sieht er aus, so verschlafen. Jetzt kommt er langsam wieder in Gang, entschuldigt sich. »Musst du wirklich gehen?«

Obwohl ich das eben schon gesagt habe, habe ich das Gefühl, einen Grund zu brauchen, also denke ich mir einen aus. »Ich muss meine Katze füttern.«

Oh Gott. Ich habe gerade eine Katze erfunden. Er ist jetzt wach und zieht sich die restlichen Klamotten an. Schlurft herum. »Klar. Sorry. Ich bin gleich so weit.«

Ich zücke mein Handy und rufe ein Uber. Als er angezogen ist, verlassen wir die Kanzlei. Es ist unangenehm. Er greift nach meiner Hand, ich ziehe sie weg, fühle mich dann aber schlecht und signalisiere ihm, dass ich etwas auf meinem Handy nachsehen muss. Er nickt, lächelt.

Als wir zusammen draußen vor der Kanzlei stehen, bin ich mir nicht sicher, ob das nur eine galante Geste ist und er wieder reingehen wird, sobald ich weg bin, oder ob er sich selbst ein Taxi anhalten will. Noch ist es dunkel, aber die Sonne geht schon früh auf, und ich will nicht mehr hier sein, wenn der Tag anbricht. Ich habe meine Barrister Bag mit meinen Kleidern fürs Gericht und meine Umhängetasche mit den Akten. Das Uber kommt, Julian kratzt sich am Kopf, ich drücke ihm einen Kuss auf die Wange und öffne die Beifahrertür. Das würde ich normalerweise nicht tun, aber Julian steht direkt vor der Hintertür. Als ich mich auf den Beifahrersitz fallen lasse und den Fahrer grüße, registriere ich, dass Julian die Hintertür aufgemacht hat und Anstalten macht, einzusteigen. Ich bin irritiert, verstehe nicht recht, was das bedeuten soll.

»Oh … Du kommst mit?«

Julian sieht beschämt aus und macht einen Schritt zurück, die Hand an der offenen Autotür. Der Fahrer dreht sich nach ihm um, Julian beugt sich zu mir. »Oder auch … nicht … wenn dir das lieber ist?«

Zwischen uns breitet sich ein unangenehmes Schweigen aus, ich weiß

nicht, was er erwartet hat. Will er mit zu mir? Nach Hause? Was ist hier los? Ich versuche, die Situation irgendwie zu retten. »Es ist nur … ich muss schlafen.«

Julian nickt, schließt die Tür und tritt zu mir an die immer noch offene Beifahrertür. Ich rechne damit, dass er mich küsst, aber er sagt: »Wollen wir … ähm … vielleicht diese Woche was unternehmen?«

Mir wird klar, dass Julian nervös ist. Oh mein Gott, Julian Brookes ist nervös. Ich bin verblüfft. Es macht ihn nervös, mich um ein Date zu bitten. Mir fällt keine Antwort ein, vor allem, weil mich seine Unsicherheit so entgeistert, aber auch, weil ich nicht recht weiß, was ich dazu sagen soll. Der Fahrer wartet geduldig, den Blick nach vorne gerichtet.

»Ich meine, wenn du …?«

Ich bin entzückt. Julian ist nervös. Der Fahrer scheint es auch zu spüren. Er zuckt ein wenig, während sie beide auf meine Reaktion warten.

»Wir müssen auch nicht, wenn das für dich … komisch ist.«

Er sieht so klein aus, so zart. Ich habe tatsächlich ein komisches Gefühl. Wir arbeiten in derselben Kanzlei. Was, wenn sich das herumspricht? Ich schaue ihn an.

Ich kenne meine Antwort selbst nicht, bevor sie aus meinem Mund kommt. »Ich würde mich freuen.«

Allgemeine Erleichterung. Julian strahlt und küsst mich auf die Wange, dann wirft er die Autotür zu und winkt. Der Fahrer atmet erlöst aus und lehnt sich entspannt im Sitz zurück. Ich halte den Blick nach vorne gerichtet, auf die Straßen von London, verlassen und fremdartig in ihrer Ruhe, und genieße den angenehmen Eindruck, dass sich in meinem Liebesleben etwas regt.

15

VORHER

Ich bin in der Kanzlei, und Cheryl schreit: »War der Sex gut?« Ich drehe die Lautstärke runter. Seit der Nacht mit Julian sind ein paar Tage vergangen, wir sprechen per Facetime. Sie ist wegen der Schwangerschaftsübelkeit schon wach, und ich bin vor meinem langen Tag vor Gericht extra früh ins Büro gekommen. Ich gerate in Panik. »Cheryl! Ich bin bei der Arbeit und du auf Lautsprecher!«

Sie lehnt sich näher zur Kamera und wiederholt ihre Frage im Flüsterton. Ich spüre, dass mein Gesicht mich verrät.

Sie quietscht begeistert. Dann nimmt sie mich ins Visier. »Oh mein Gott, du wirst ganz rot.«

Heilige Scheiße.

»Du magst ihn, oder?«

»Nein.«

Cheryl riecht den Braten und verfällt in einen neckenden Singsang. »Tess und Julian. Julian und Tess. Tessa und Julian. Jules und Tess …«

Ich unterbreche sie. »Psssscht … Er arbeitet auch hier. Bitte, Cheryl …«

Sie hört auf und mustert mich, jetzt mit ernster Miene. »Bist du in ihn verliebt? Oh Gott, du bist verliebt!«

»Ich leg jetzt auf. Ciao.«

Ich beende das Gespräch und bleibe einen Moment sitzen. Sofort trudelt eine Textnachricht von Cheryl ein. *Tessa und Julian*, dazu ein rotes Herz-Emoji. Ich habe Julian seit der Nacht in der Kanzlei nicht mehr gesehen und habe ein bisschen Paranoia, dass er jemandem davon erzählt haben könnte. Adam? Ich ertrage die Vorstellung nicht, dass er es Adam erzählt. Ich glaube, ich mache mir Sorgen, was Adam denken wird, oder dass es unsere

besondere Arbeitsbeziehung stören könnte. Er ist ein Verbündeter, ein Vertrauter. Vielleicht wundert sich Adam auch über meine Wahl. Schluss jetzt. Warum schert es mich überhaupt, was irgendjemand denkt? Besonders Adam, der schließlich nicht nur Julians, sondern auch mein Freund ist. Ich ziehe es einfach vor, sexuelle Begegnungen und Arbeitswelt zu trennen, um Komplikationen zu vermeiden. Aber jetzt ist es eben passiert. Ich ertappe mich dabei, wie ich an lustige Sachen denke, die Jules gesagt hat, und er wird mir immer sympathischer.

Phoebe schlendert herein, wie ich in Turnschuhen. Wir haben beschlossen, zum Gericht zu laufen, über meinen Fall zu sprechen und einen kleinen Umweg einzulegen. Wir gehen die Chancery Lane entlang. Ich muss einen Kragen abholen, den ich bestellt habe. Wir waren alle schon bei Ede and Ravenscroft. Das Geschäft existiert schon seit Ewigkeiten. Seit es Barrister gibt, ist es Bezugsquelle Nummer eins für Anwaltsperücken, Roben und Krägen. Außerdem hat es teure Hemden, Männersocken und Richterkleidung im Sortiment. Die schwarzgoldenen Perückendosen, die alle als Geschenk zu ihrer Berufung bekommen, gibt es ausschließlich hier. Neben dem Namen des Geschäfts werden die Initialen ihres Besitzers aufgedruckt oder eingraviert.

Ede and Ravenscroft ist eine Institution, die uns mit allen Barristern der Geschichte verbindet. Die Perücken der Richter und Kronanwälte werden hier auch hergestellt, die eigentümlichen Symbole von Hierarchie und geheimnisvoller Exklusivität, die den Beruf so elitär halten, so teuer und so inszeniert. Oben in den Regalen, entlang der Decke, sind die großen – die allergrößten – Perückendosen aufgereiht, die für die großen Perücken, die Perücken der Richter.

Auf einer der Dosen steht der Name von Lord Denning. Ich schaue immer nach oben, wenn ich den Laden betrete. Sein Name kam in so vielen Urteilen vor, die ich im Studium gelesen habe, und hier komme ich einem Gegenstand nah, den er berührt hat. Wobei die Richter damals Angestellte hatten, die ihnen beim Anziehen halfen, die Roben und Perücken hüteten und pflegten – und sie den ehrwürdigen Männern anlegten. Nur eine Handvoll Männer und Frauen wissen, wie man die patentierten Perücken von E & R fertigt. Sie arbeiten in der Werkstatt unter dem Geschäft, knüpfen und flechten das Schweifhaar von Pferden, bis wie von Zauberhand die neue Kopfbedeckung eines Barristers oder Richters entsteht. Niemand kennt das Geheimrezept oder die genaue Methode dieser älteren Damen, die das

Protokoll im Laufe der Zeit geerbt haben. So vieles dreht sich in der Justiz um Erbe, aber in diesem Fall finde ich es faszinierend.

Ich weiß noch, als ich mit Johnny und Mum hier war, um meine Größe anpassen zu lassen, und ihnen von den Frauen erzählte, die unten die Perücken herstellen. Johnny scherzte, ob sie sich wohl bei den Anwälten, die sie nicht leiden konnten, rächten, indem sie ihnen in die Perücken spuckten. Auch wenn das nicht Johnnys Absicht gewesen war, fand ich die Vorstellung einer Umkehrung des Patriarchats und all dessen, was es für die Frauen bedeutet, die sich da unten mit dem Pferdehaar abschuften, berauschend.

Und doch stand natürlich auch ich in der Schlange, um mir meine eigene Perücke abzuholen.

16

DAMALS

Johnny und Mum begleiten mich zu Ede and Ravenscroft, in meine Welt. Als ich vor ihren Augen berufen worden war, hatte ich die Perücke und Robe eines älteren Anwalts getragen, der sie nach seiner Pensionierung für »Bedürftige« aufbewahrt hatte. Die Regel besagte, dass ich sie benutzen durfte, bis ich mir meine eigenen leisten konnte. Der alte Barrister kann nicht sehr groß gewesen sein, denn die Robe war mir zwar etwas zu lang, aber niemand machte eine Bemerkung. Allerdings hat er offenbar einen großen Schädel gehabt – »damit das Riesenhirn Platz hat«, hatte Johnny damals lachend vermutet –, und die Perücke rutschte mir ununterbrochen vom Kopf, teils in den denkbar ungünstigsten Situationen. Ständig fürchtete ich, sie könne gleich wieder runterfallen. Sie hatte auch einen seltsamen Geruch, an den ich mich beim Tragen irgendwann gewöhnte, der mir aber manchmal plötzlich am Wochenende in die Nase stieg, sodass ich mir schon Sorgen machte, meine Haare hätten ihn irgendwie angenommen.

Johnny macht mich nervös, fasst alles an und zischelt die Preise von Hemden zwischen den Zähnen hervor. »Scheiße, allein von dem, was das Teil hier kostet, könnte ich mein Auto in die Werkstatt bringen.«

Ich sehe Tommy hinter vorgehaltener Hand grinsen und mir zuzwinkern. Tommy ist einer der Verkäufer, groß, gut aussehend, er spricht ebenfalls Scouse. Wir haben uns kennengelernt, als ich von einem piekfeinen, untersetzten Mann vermessen wurde, der sich als Mr Powell vorstellte, und plauderten, während sich der Untersetzte darüber mokierte, dass ich mit den Angestellten sprach. Augenrollen. Mr Powell war unheimlich schlecht gelaunt, und er ist heute wieder hier. Gerade nimmt er die Maße eines älteren Mannes, der, wie mir klar wird, wohl frisch zum

Kronanwalt berufen wurde und mit einer Ehrerbietung behandelt wird, die in scharfem Kontrast zu den Blicken steht, die Mr Powell meiner Familie zuwirft. Mum und Johnny merken nichts davon.

Tommy bedient gerade einen anderen Kunden, also warten wir, bis Mr Powell fertig ist. Es gibt einen Stuhl, aber sich in einem Geschäft hinzusetzen, widerstrebt meiner Mum. Der Laden ist klein und eine seltsame Mischung aus modernen digitalen Zahlungsgeräten und dem England des siebzehnten Jahrhunderts. Ich schaue hinauf zu Lord Dennings Perückendose, ein antiquiertes, sperriges Teil, auf dem sein Name prangt. Hier wurde sie aufbewahrt, die Perücke des großen Richters. Vielleicht hat er sogar einmal auf demselben Fleck gestanden wie ich jetzt.

Als wir an der Reihe sind, holt Mr Powell meine Bestellung und behandelt jedes Teil, als würde mir gerade ein kostbares Geschenk überreicht. Keine Rede davon, dass ich für den Aufzug eine erhebliche Summe hinlege. Als ich schnell die Robe überziehen will, veranstaltet er ein großes Trara und besteht darauf, dass ich es korrekt mache. Anschließend legt er mir fachmännisch einen Damenkragen um. Bisher habe ich einen für Männer getragen und war eigentlich zufrieden damit, auch wenn ich mir ein paarmal Kaffee darüber geschüttet habe. Ich bin gar nicht sicher, ob ich so einen Damenkragen will, traue mich aber nicht, das zu sagen.

Im Geiste rechne ich, wie viel mehr es damit kosten wird, und ärgere mich, weil ich den Mund nicht aufmache. Mr Powell weist Johnny zurecht, er solle »bitte die Regale nicht anfassen!« Er spricht in diesem unerträglich überheblichen Ton, den wortgewandte Menschen gegenüber Kindern anschlagen, und jetzt hören wir es alle. Mum verstummt, Johnny macht einen Satz zurück.

Als Mr Powell meine neue Perücke behutsam aus der Schachtel hebt – in seiner Vorstellung ein heiliger Moment für meine Familie –, sieht Johnny mich an und zeigt Mr Powell unauffällig den Mittelfinger. Das ist vielleicht der Moment, in dem ich Tommy richtig lieb gewinne, denn als ich mich umdrehe, um zu sehen, ob noch jemand es bemerkt hat, besteht beim Anblick von Tommy kein Zweifel. Sein Mund ist zu einem stummen unterdrückten Lachen aufgerissen. Kurz bin ich stolz auf diese subversive Geste. Warum sollen wir uns hier alle so steif und deplatziert fühlen – ich tätige gerade eine größere Ausgabe, und ich bin Anwältin. So kann mich Mr Powell doch nicht behandeln.

Die Perücke wird mir wie eine Krone auf den Kopf gesetzt. Einen

Augenblick lang betrachte ich mich im Spiegel, in dieser brandneuen Robe, diesem bisher ungetragenen weißen Kragen und dieser brandneuen und – so rede ich mir zumindest ein – eigens für mich gefertigten Perücke. Ich stehe da und bin plötzlich nicht mehr in einem Raum mit Mr Powell, ich betrachte mich, diese Perücke auf dem Kopf, die ich für etliche Jahre tragen werde, in die ich meinen Namen werde schreiben lassen, die mir gehört. Verdientermaßen. Im nächsten Moment wird mir klar, dass ich aussehe wie ein Kind in einer neuen Schuluniform, frisch und knitterfrei, angepasst und korrekt.

Hinter mir im Spiegel taucht Tommy auf, lächelt sanft. Ich drehe mich um und frage ihn, wie ich aussehe.

»Einfach hinreißend!«

Er verarscht mich. Mum wirkt verblüfft und ein bisschen ängstlich, Johnny will mir durchs Haar wuscheln, erwischt aber nur die Perücke. »Schau dir den Pferdeschädel an!«

Bevor alles eingepackt wird, wendet sich Mr Powell an Johnny und Mum. »Es ist allgemein üblich, dass die Familie erwägt, eine Eve-and-Ravenscroft-Perückendose mit Initialen in Auftrag zu geben, damit die Perücke ihre optimale Form behält.«

Ich schüttle den Kopf.

Wir verabschieden uns, und ich sehe den beiden hinterher. Am Ende der Straße bleiben Mum und Johnny an der Ampel stehen. Hier in London wirken sie so exponiert. Habe ich mich nicht schon genug bewiesen, indem ich es hierhergeschafft habe? Kann ich es nicht einfach Johnny gleichtun – dem Ganzen den Mittelfinger zeigen und es gut sein lassen? Als ich die beiden aus den Augen verliere, besteht kein Zweifel, dass ich mich ohne sie einsam fühle, und trotzdem erkenne ich voller Entsetzen, dass es mir in ihrer Nähe manchmal genauso geht. Wo ich einmal hingehört habe und wo ich jetzt verzweifelt versuche hinzugehören, sind nun Orte, an denen ich so tun muss, als ob. Beide. Aus meiner Welt habe ich mich herausstudiert, aber es braucht mehr als nur Köpfchen, um sich in dieser neuen Welt einzufügen – einer Welt, deren obligatorisches Kostüm ich hier in einer großen Tasche mit einem klangvollen Namen darauf herumtrage.

Eine Erinnerung an die Woche zuvor lässt mich einfach nicht los. Bei einem Gespräch mit Kollegen über Schulferien erwähnte ich den einzigen Ausflug, den wir als Familie je unternommen hatten. Mum war für zwei Tage mit uns in den Lake District gefahren. Wir waren damals schon älter,

Johnny und ich, aber es war wie eine Reise in ein anderes Land. Ohne es darauf anzulegen oder groß darüber nachzudenken, erzählte ich, wie schön und außergewöhnlich anders es dort gewesen war. Vanessa, die im selben Jahrgang wie ich berufen worden war, saß auch dabei, und irgendjemand drehte sich zu ihr um und fragte neugierig, ganz ohne irgendwelche Hintergedanken, ob ihre Familie denn immer noch das Landhaus dort habe. Vanessa antwortete völlig jenseits von Stolz oder Statusdenken: »Ich weiß gar nicht, glaube schon, aber wir haben ja jetzt das Haus in Südfrankreich, und wenn die Familie zusammenkommt, dann meistens dort.«

Vanessas Nonchalance, ihre Schwierigkeiten, sich zu erinnern, war bar jeder Boshaftigkeit oder Provokation. Sie musste einfach überlegen. Was mich beschämte, war die Tatsache, dass das nicht bei allen anderen einen Aufschrei hervorrief, dass das nicht das Abwegigste war, was sie je gehört hatten. Die Leute, die sich da um mich herum unterhielten, verglichen mich nicht mit sich, sie sprachen einfach Fakten aus. Sie stellten mich nicht bloß, aber ich spürte meine Herkunft, und das war kein angenehmes Gefühl. Ich empfand keinen Stolz, wie es vielleicht möglich oder angemessen gewesen wäre. Ich versank in Scham. Schämte mich für mich selbst, weil ich nicht besser darauf achtete, was ich preisgab. Schämte mich für mein eigenes mangelndes Wissen darum, was ich alles nicht wusste.

Mir wurde etwas klar. Dass ich nicht nur nicht dazugehörte, sondern noch nicht einmal das komplette Ausmaß der Gründe überblickte, aus denen ich nicht dazugehörte. Dass ganz und gar harmlose Enthüllungen einen ins Rampenlicht stellen können, und zwar nicht auf die ersehnte Art. Von vorhergehenden Erlebnissen wusste ich, dass meine Herkunft, auch wenn ihn nie jemand erwähnte, immer bemerkt wurde, dass der Unterschied greifbar war. Eine Frau am Gericht zu sein, war schwer genug. Da brauchte ich das nicht auch noch.

Später am selben Tag setzte sich Danielle im Speisesaal des Gerichts zu mir. Ihr Vater ist Solicitor, sie kennt diese Welt, doch als Schwarze Frau versteht sie auch, wie es ist, sich nicht zugehörig zu fühlen, wie schwer es ist, seinen Platz zu finden. Danielle war Teil des Gremiums gewesen, das darüber entschieden hatte, ob ich den praktischen Teil der Ausbildung an meiner Kanzlei würde absolvieren dürfen. Sie wusste, dass ich ein Stipendium hatte, kannte meinen Hintergrund, und war zweifelsohne eine der Stimmen gewesen, die sich für mich ausgesprochen hatten. Als ich das anspreche, bringt sie mich scharf zum Schweigen. »Bedank dich nicht bei

mir. Den Platz hast du deinen Noten im Studium, deinem Einsatz vor Gericht und deiner Kompetenz zuzuschreiben.«

Für diesen Kommentar werde ich ihr ewig dankbar sein.

17

VORHER

Als Phoebe und ich Ede and Ravenscroft betreten, klingelt ein kleines Glöckchen an der Tür. Tommy kommt auf uns zu, im Morning Suit. Er geht jetzt auf die sechzig zu und ist immer noch hier. Während wir uns unterhalten und herumwitzeln, steht Phoebe daneben. Mir geht auf, dass Tommy zu meinem Netzwerk gehört, zu den Menschen, mit denen ich mich angefreundet habe und die hinter den Kulissen insgeheim die Macht haben. Tommy zieht meinen Kragen hervor und erzählt, es gebe eine Lieferengpass, aber er habe einen für mich zurückgelegt.

Ich werfe Phoebe einen triumphierenden Blick zu. Sie steht kleinlaut neben mir.

Als ich sie Tommy vorstelle, ist er höflich, aber ganz wild darauf, mir von einem Kronanwalt zu erzählen, der sich eine Allongeperücke hat anpassen lassen, weil er jetzt zu offiziellen Anlässen eine tragen darf. Als das Lachen verklungen ist, fragt Tommy mich völlig ernsthaft: »Was denkst du, wann du Kronanwalt wirst?«

Es ist nicht so, dass ich noch nie daran gedacht hatte, es nicht insgeheim sogar plante, aber am Gericht spricht darüber niemand so richtig. Tommys direkte Frage setzt mich unter Druck, besonders vor Phoebe. Ich winke lachend ab, aber nicht so sehr, als würde ich es ausschließen. Phoebe mustert mich neugierig. Sie ist noch in der Ausbildung, ein Baby Barrister. (Das ist zwar kein offizieller Titel, aber wir alle benutzen ihn.) Sie ist ein Baby Barrister und ich bin auf dem Weg zum Senior Junior. Aus einem Baby Barrister wird ein Junior und anschließend ein Senior Junior. Senior Council wird man erst, wenn man zum Kronanwalt ernannt wird. Dazu muss man berufen werden. Zwar ist es möglich, sich selbst vorzuschlagen, aber das

Auswahlverfahren ist intransparent. Es folgt mitnichten dem Leistungsprinzip, das es vorgaukelt.

Phoebe und ich verlassen E & R, holen uns einen Latte zum Mitnehmen und spazieren weiter. Durch die Parkanlage, vorbei an all den Statuen von Männern, über die Brücke und weiter zum Inner Court.

Phoebe kommt auf das Taxistandprinzip zu sprechen. Sie hat darüber nachgedacht. Jemand hat ihr gesagt, wenn sie zu etwas nicht bereit sei, könne sie wenn nötig auf »indisponibel« machen.

»Das verstößt gegen das Gesetz, Phoebe. Sonst würden Barrister die Verteidigungen links liegen lassen, die über die Prozesskostenhilfe gedeckt sind, und nur noch lukrative Privatmandate annehmen. Und wer würde dann noch für die arbeiten, die keine Macht und kein Geld haben?«

Phoebe weiß das aus der Rechtsethik im Studium, will aber sichergehen, unter welchen Voraussetzungen sie einen Fall ablehnen darf. Diese Frage haben mir schon viele Baby Barrister gestellt.

»Du kannst das Mandat nur zurückweisen, wenn du glaubst, dass der Fall außerhalb deines Fachgebiets liegt und du dem Mandanten deshalb keine gute Arbeit garantieren kannst.«

Ich komme langsam ins Schwitzen, und nach dem ganzen Gerede vom Taxistandprinzip schlage ich vor, für den restlichen Weg ein Taxi zu nehmen. Die Klimaanlage ist eine willkommene Erleichterung.

»Zum Inner Court bitte«, sage ich dem Fahrer.

Wir schnallen uns an, und dann verpasst mir Phoebe völlig aus dem Nichts einen Schock.

»Mein Dad ist mal verhaftet worden.«

Habe ich mich verhört? Das kommt überraschend.

»Da war ich dreizehn.«

Mich schockiert nicht die Tatsache eines verhafteten Familienmitglieds, sondern dass es in Phoebes Familie passiert ist. Ich spüre ein Verbundenheitsgefühl in mir aufwallen. Es ist tapfer von ihr, mir das zu erzählen. Am Gericht grassieren Gerüchte ungebremst. Ich weiß, dass das ein Vertrauensbeweis ist.

»Darf ich fragen, warum?«

Mir ist klar, dass ich mich auf heiklem Terrain bewege. Selbst Mandanten erzählen ihren Gefängnisgenossen oft nicht, wofür sie einsitzen. Phoebes Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen. »Es war nichts Sexuelles!«

Ich fühle mich mies, weil sie glaubt, mir das versichern zu müssen, wo ich daran überhaupt nicht gedacht habe.

»Er wurde wegen Finanzbetrugs verhaftet.«

Es hängt in der Luft. Wirtschaftskriminalität.

»Es war die Hölle.«

Ich nicke mitfühlend. Frage mich, ob Menschen mit Macht bei ihrer Verhaftung genau so eine schreckliche Angst haben wie mein Bruder beim ersten Mal.

»Er hat es nicht gemacht.« Ein kurzes Schweigen, um ihre Worte zu unterstreichen. »Er wurde freigesprochen.«

Wir wissen beide, dass das nichts darüber aussagt, ob er es getan hat oder nicht. Phoebe seufzt. »Aber er hatte einen kompletten Zusammenbruch.«

Das Taxi schlängelt sich auf das Gericht zu. Ich fühle mit ihr, weiß, wie viel Trauma sich hinter diesen schlichten Sätzen verbirgt.

»Gott, Phoebe, das tut mir so leid.«

Sie dreht sich zu mir und sieht mir in die Augen. »Ich weiß, dass er es nicht gemacht hat. Er war unschuldig.«

Ich will sie beruhigen.

»Verhaftet zu werden macht einen noch lange nicht schuldig.«

Ich habe das Bedürfnis, sie zu beschützen, frage mich, wie viele Menschen wohl von dieser Geschichte wissen. Die Verhaftung ihres Vaters hat es mit Sicherheit in die Presse geschafft. Sie wirkt verwundbar. »Die Verhandlung war … schrecklich.« Dann sammelt sie sich, und ihre übliche Wut erwacht. »Niemals arbeite ich für die Staatsanwaltschaft.«

Wir halten gerade auf das Gericht zu, und ich zögere. Denke daran, wie auch ich immer beteuert hatte, niemals für die Staatsanwaltschaft zu arbeiten, bis sie mich dann eines Tages beauftragte. In solchen Momenten bringt einen das Taxistandprinzip dazu, Dinge zu tun, von denen man behauptet hat, man würde sie niemals tun. Dann entdeckst du, dass die Regeln dazu dienen, dich vor dir selbst zu schützen. Dich daran zu erinnern, dass du als Barrister nur eine Stimme bist, die man sich mieten kann, ein Sprachrohr, das vor Gericht eine Version einer Geschichte anbietet. Die Entscheidung, welche Version die beste ist, obliegt der Jury, der Allgemeinheit. Ich versuche, meine Antwort an Phoebe trocken und ironisch klingen zu lassen. »Es sei denn, die Staatsanwaltschaft beauftragt dich! Dann arbeitest du sehr wohl für sie.«

Sie verzieht das Gesicht, aber da bleibt das Taxi auch schon stehen, wir zahlen und gehen gemeinsam auf das Gerichtsgebäude zu. Zwischen uns ist eine ungewöhnliche neue Vertrautheit entstanden. Selbst wenn wir nie wieder darüber sprechen. Auch wenn es im Falle ihres Vaters um einen Wirtschaftsdelikt ging und bei meinem Bruder um Gewalt auf der Straße, kennen wir beide die Angst vor dem Hereinbrechen des Gesetzes über unsere Familie. Nur dass ihr Vater freigesprochen wurde. Trotzdem werden in ihren Akten immer Straftaten vermerkt bleiben.

An der Sicherheitskontrolle müssen wir beide unsere Wasserflaschen herausnehmen und einen Schluck daraus trinken. Eine einfache, aber effektive Methode, um zu beweisen, dass wir keine brennbaren Flüssigkeiten oder Sprengstoff mit uns führen. Ich quatsche mit Lionel von der Security, als ich mich nach seinem Hund erkundige, strahlt er. Phoebe beobachtet uns amüsiert.

»Was?«

»Du kennst echt alle.«

Ich denke kurz darüber nach und komme zu dem Schluss, dass das schon irgendwie stimmt. Ich kenne Leute, die Phoebe, Alice and Julian nicht kennen. Das gefällt mir. Ich drehe mich noch einmal zu Lionel um, der sich an seinen imaginären Hut tippt.

Wir betreten den Ankleideraum der Frauen. Ein paar Senior Juniors sitzen dicht gedrängt um einem kleinen runden Tisch und arbeiten konzentriert an ihren Laptops. Wir nicken uns zu, seltsam vertraut mit der Arbeit der anderen, ohne zu wissen, was in unseren Leben vor sich geht. Ich mag den Ankleideraum, so deplatziert ich mich auch früher hier gefühlt habe. Ich weiß noch, wie fasziniert ich in meinem ersten Jahr davon war, dass die Frauen alle zu wissen schienen, welche Art von Schuhen sie sich kaufen mussten. Alle vom selben Designer, teuer, aber schlicht, bequem, aber stylish, alle in ähnlichen Farben.

Als ich schließlich nach der Marke suchte, um den Look zu kopieren, ließ mich das Preisschild völlig fassungslos zurück. Warum bezahlte jemand solche Summen für derart langweilige Schuhe? Schuhe, die niemandem überhaupt auffielen, die beinahe orthopädisch aussahen, wenn man doch für ein Viertel des Preises viel schönere bekam.

Einmal traute ich mich, Alice danach zu fragen. Sie lachte, als wäre die Antwort offensichtlich.

»Vor Gericht trägt man lieber unauffällige Schuhe, außerdem muss man

den ganzen Tag darin stehen können.«

Sie waren wie ein Abzeichen oder eine Uniform, eins der Geheimnisse unter Juristinnen, durch das man Teil einer unausgesprochenen Clique wurde.

Als ich mein erstes extrem lukratives Privatmandat übernahm, trug ich dann selbst genau die Marke, über die ich mich so lustig gemacht hatte. Redete mir ein, dass sie ihren Preis wert waren, aber wenn ich ehrlich bin, ging es nie um das bequeme Fußbett.

Während ich meine Sportschuhe einpacke und zu Phoebe rüberschaue, wird mir klar, dass sie schon über die passenden Schuhe Bescheid gewusst haben muss, bevor sie überhaupt ans Gericht kam. Sie trägt die richtige Marke.

Phoebe zückt ihre Perückendose und zieht ihre noch recht neue Perücke hervor. Offenbar hatte ihr Onkel ihr seine ausgemusterte angeboten, doch die hatte sie ausgeschlagen und sich ihren Ernährungsgewohnheiten entsprechend eine vegane Perücke bestellt. Als ich zum ersten Mal davon hörte, dass es vegane Perücken aus Hanffasern gibt, musste ich lachen, aber ich bewundere sie dafür, dass sie sich dem System widersetzt und sich selbst treu bleibt. Sie ist kühn, zeigt der ganzen Statusnummer die kalte Schulter.

Vielleicht ist das leichter, wenn man aus einer Juristenfamilie kommt. Vielleicht ist es aber auch eine Art systemimmanente Rebellion, um ihrer Wut über die Festnahme ihres Vaters und das Verfahren Luft zu machen.

Bei mir fielen diese subversiven Akte jedenfalls anfangs subtiler aus, wurden aber mit meinen Jahren am Gericht immer deutlicher. Alle Frauen hier bedienen sich der ein oder anderen List dieser Art. Eine kragenlose Bluse zum Hosenanzug, bunte Strumpfhosen oder spektakuläre Ohrringe. Nachdem Frauen so lange Zeit ausgeschlossen waren, im Beruf des Anwalts so unterrepräsentiert, nachdem sie jahrelang die männlichen Barrister und Richter beobachtet haben, wie die, überzeugt von ihrer eigenen intellektuellen Überlegenheit, vom Ausschluss von Frauen, People of Color und Menschen aus der Arbeiterklasse keinerlei Notiz nahmen, hat diese geheime Ausdrucksmöglichkeit der Frauen etwas wohltuend Befreiendes.

Den ultimativen Kick bedeutet es allerdings, eine von uns auf der Richterbank zu sehen. Der Stolz darüber funktioniert still und einvernehmlich, ganz ähnlich wie die verstohlen ausgetauschten Blicke der Solidarität, wenn ein männlicher Richter seinen Hammer auf eine von uns niedersausen lässt.

Ich ziehe meine treue Tupperdose hervor, die ich meiner Mum vor vielen Jahren geklaut habe. Ich habe meine geliehene Perücke darin aufbewahrt und benutze sie noch immer. Letztes Jahr kündigte jemand an, mir eine Perückendose zu kaufen, um meine »loddrige« Tupperdose nicht mehr sehen zu müssen. Es war nur ein Witz, und meine Reaktion überraschte mich selbst.

»Die erinnert mich daran, wo ich herkomme und was mich ausmacht.«

Ich erntete einen bestürzten Blick, ein Eingeständnis mangelnden Bewusstseins. Es gefällt mir, mit diesem Plastikbehälter aus der Küche meiner Mutter auch mein Leben in der Hand zu haben. Phoebe hat ihre Perückendose wieder in ihrem Damastbeutel verstaut und lächelt beim Anblick meiner Tupperdose. Ich packe sie nicht mehr wie früher schnell und verschämt aus und ein.

Vanessa, die ebenfalls gerade im Ankleideraum ist, spricht mich an. »Ich assistiere heute der Staatsanwaltschaft. Du machst deine Sexualstrafsache immer noch allein?«

Ich setze meine Perücke auf. »Ja. Und ich habe heute unsere Mentee dabei. Das ist Phoebe.«

»Ja, wir kennen uns.« Sie nickt Phoebe zu, die grüßt zurück.

Als wir vom Ankleideraum zum Besprechungszimmer gehen, um mit meinem Mandanten letzte Vorgaben durchzugehen, sagt Phoebe: »Wie kommt es eigentlich, dass du allein verteidigst und sie noch von einem Kronanwalt angeleitet wird? Ihr seid doch beide gleich weit, oder?«

Ich wiegle ab. Am Gericht geht es überall um Konkurrenz, man muss das ignorieren, sonst wird man paranoid. Die Staatsanwaltschaft hat im heutigen Fall nur zwei Zeuginnen, das mutmaßliche Opfer und ihre Schwester. Ich habe die Stellungnahmen der beiden gelesen.

Phoebe ist aufgeregt. »Ich kann's kaum erwarten, dir zuzusehen.«

Mein Mandant ist da. Wir ziehen uns für eine kurze Besprechung zurück. Ich stelle ihm die üblichen Fragen, mache noch einmal klar, warum ich ihn nicht als Zeugen aufrufe. Ihm kommt das sehr entgegen. Er ist kein angenehmer Zeitgenosse, und er weiß, dass ich weiß, dass er schon wegen häuslicher Gewalt auffällig geworden ist. Er behauptet steif und fest, er habe die Klägerin nicht vergewaltigt, und plädiert auf nicht schuldig.

Phoebe behandelt ihn höflich. Sie hatte noch nie einen Vergewaltigungsfall. Er genießt es ganz offensichtlich, Phoebe zu beeindrucken, sieht sie nach jeder Antwort auf meine Fragen an, um ihre

Reaktion zu beobachten. Er besteht darauf, die Klägerin habe freiwillig mit ihm geschlafen, sie seien lange um die Häuser gezogen und schließlich bei ihr gelandet.

Ich sammle eine Menge Details für das Kreuzverhör der Klägerin. Mein Kopf rattert, ich mache mir ausführlich Notizen. Es ist ein ganz gewöhnlicher Fall, aber ich will Phoebe etwas bieten. Nachdem der Mandant zu seiner Familie gegangen ist, erinnere ich Phoebe daran, wie Adam in Kreuzverhören bei sexuellen Übergriffen vorgeht.

»Die Klägerin nicht fertigmachen, nur den Fall auf die Probe stellen.«

Sie erinnert sich an das Gespräch in der Kanzlei. »Adams Taktik.«

»Ja, ganz genau. Wenn ihre Geschichte Lücken hat, weist man darauf hin.«

Auf dem Weg zum Verhandlungssaal gebe ich ihr weitere Tipps. »Bleib ruhig, mach einfach deutlich, dass du nur Informationen abgleichst, und zeig der Klägerin dann, dass die Beweise nicht stimmig sind. Es ist leichter, als man denkt.«

»Okay.«

»Meiner Erfahrung nach geben sie einem mehr Informationen, je einfühlsamer man vorgeht.«

»Macht sich dein Mandant dann nicht Sorgen, dass du nicht energisch genug bist?«

Ich lächle. »Was der Mandant denkt, spielt keine Rolle. Es geht darum, die Jury zu überzeugen und den Fall zu gewinnen.«

Ich winke einem Barrister zu, den ich kenne, mit raschelnden Roben eilen wir den Flur entlang.

»Der Trick besteht darin, zu signalisieren: Ich will dieser Frau kein Leid zufügen. Der Jury irgendwie zu vermitteln, dass du davon überzeugt bist, dass sie einen Anspruch auf diesen Termin vor Gericht hat, es aber deine Aufgabe ist, darauf hinzuweisen, wenn sie sich irrt. Und zwar, indem du gleichzeitig ausstrahlst, dass dir das schwerfällt, weil sie vermutlich keine Lügnerin ist, sondern sich in diesem Fall eben einfach täuscht.«

Phoebe überlegt. »Und wenn sie doch lügt?«

»Dann gehst du genauso vor. Drüberstehen und sich nicht hinreißen lassen, sie fertigzumachen. So handhabe ich es zumindest. Die Geschichte geht selten auf – womit ich nicht sagen will, dass sie alle lügen. Die juristische Wahrheit ist eine Sache für sich. Und nur die suchen wir. Die juristische Wahrheit. Mit der arbeitest du, damit dein Mandant möglichst

nicht ins Gefängnis wandert.«

Phoebe erzählt mir von einem Vergewaltigungsprozess, den sie während des Studiums gesehen hat. Der Typ, der das mutmaßliche Opfer ins Kreuzverhör nahm, hielt die Unterwäsche in die Höhe, die sie getragen hatte, und argumentierte, die Spitzendessous seien ein Beweis dafür, dass sie damit gerechnet habe, jemandem ihre Unterwäsche zu zeigen. Wir alle kennen solche Geschichten, aber das kommt nicht mehr vor. Ich kenne keinen Anwalt, der so blöd wäre, so etwas vor einer Jury abzuziehen.

»Als Strafverteidiger musst du alles tun, was deinen Mandanten nach vorne bringt und Zweifel an der Geschichte der Gegenseite aufkommen lässt. Das ist dein Job. Du bewegst dich innerhalb der Regeln, und solange es erlaubt ist, bestimmte Beweise zu präsentieren oder im Kreuzverhör eine bestimmte Technik zu fahren, musst du abwägen, ob du deinem Mandanten damit einen Gefallen tust. Adam und ich sind uns einig, dass ein zu forsches Auftreten kontraproduktiv sein kann.«

Phoebe nickt. »Ich finde eure Strategie super. Mit der traue ich mir solche Fälle zu. Denn irgendwie hat die Frau im Zeugenstand ja Glück, dass sie es mit dir oder jemandem wie dir zu tun hat, der versucht, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, ohne sie fertigzumachen.«

Sie hat's kapiert.

Ich hoffe, Alice fragt Phoebe nach ihrer Meinung zu meinem Auftreten vor Gericht. Ich bin immer noch ein wenig gekränkt von ihrer Bemerkung, ich würde zu viele sexuelle Nötigungen übernehmen. Es ist eine alte juristische Weisheit, dass ein hervorragender Barrister jeden verteidigen kann, ganz unabhängig vom Verbrechen. Ein hervorragender Strafverteidiger dient dem Gesetz und sorgt dafür, dass ein Fall in erster Instanz geklärt wird.

Als wir uns dem Verhandlungsraum nähern, herrscht ein regelrechter Medienrummel. Zwischen den vielen männlichen Journalisten sind auch ein paar Gerichtszeichnerinnen, das sind immer Frauen. Ich entdecke auch Rachel Myers von der *Times*. Sie hat wohl selbst einen juristischen Hintergrund und weiß, wovon sie schreibt.

Im ersten Moment denke ich, sie wollen alle zu unserer Verhandlung, aber offensichtlich läuft im Saal nebenan der Prozess um einen bekannten Rugbyspieler, der wegen Drogenhandels angeklagt ist. Sie verschwinden, Phoebe und ich gehen in den Saal, der meinem Mandanten zugewiesen

wurde. Der Gerichtsbeamte begrüßt mich, ich stelle Phoebe vor. Wir nehmen Platz und arrangieren unsere Unterlagen und Akten. Phoebe hat die komplette Strafprozessordnung mitgeschleppt. Ich weiß genau, was ich brauche, aber sie will jeden in der Verhandlung angesprochenen Paragrafen genau im Blick behalten.

Vanessa aus dem Ankleideraum und der von der Staatsanwaltschaft betraute Kronanwalt, dem sie assistiert, betreten den Saal. Ich muss auf der Hut sein. Trotzdem reizt mich die Herausforderung. Sie macht einen eventuellen Sieg nur noch süßer. Der Kronanwalt strahlt eine träge Unnahbarkeit aus. Das tun die meisten älteren Anwälte. Mit Erfolg. Wir treten alle zur Seite, wenn sie den Raum betreten. Die Regel besagt, dass sie im Gerichtssaal den Vortritt haben, von uns wird erwartet, uns zu fügen. Jüngere Kronanwälte legen weniger Wert auf solche Konventionen. Der Kronanwalt ist ein Liebling der Staatsanwaltschaft und übernimmt viele ihrer Verfahren. Ich sehe auf, entdecke meinen Mandanten hinter der Glasscheibe auf der Anklagebank, seine Familie auf der Galerie darüber. Sie können ihn nicht sehen, aber ich habe sie alle im Blick. Eine seltsame Familienähnlichkeit springt mich sofort an. Auf der anderen Seite des Zuschauerraums sitzen zwei Frauen Mitte dreißig. Wahrscheinlich Freundinnen der Klägerin. Ich ermahne Phoebe, die beiden nicht so anzustarren. Sie denkt, sie kennt eine der beiden, merkt dann aber, dass sie sich getäuscht hat.

Die Jury betritt den Saal, nimmt Platz, die Verhandlung beginnt. Der Bericht der Polizei wird nicht angefochten. Mein Mandant hat nichts Belastendes gesagt. Ich schätze, nach seiner Verurteilung wegen häuslicher Gewalt hat er gelernt, den Mund zu halten.

Die Staatsanwaltschaft ruft die Klägerin auf. Sie nennt ihren Namen, ich notiere ihn. Jenna Quinn. Als sie im Zeugenstand Platz nimmt, sieht sie sich im Saal um und lächelt liebevoll ihren Freundinnen zu – oder sind sie vielleicht Schwestern? Sie lässt ihren Blick auf mir ruhen, begreift im ersten Moment nicht, dass ich den Beschuldigten verteidige. Ich nicke freundlich. Sie ist nicht, was ich erwartet hatte. Sie hat ein intelligentes Gesicht, ist sorgfältig frisiert und trägt keinen Hosenanzug, wie die Staatsanwaltschaft es normalerweise vorgibt. Sie ist einfach sie selbst, in einem hellen Kleid. Jenna macht ihre Aussage ohne Tränen, ohne Tamtam. Ich notiere alles sorgfältig auf der einen Seite meines Notizblatts – auf die andere Seite kommt das, was ich im Kreuzverhör sagen will. Hin und wieder stehe ich auf

und erhebe einen respektvollen Einwand.

»Euer Ehren, entschuldigen Sie die Unterbrechung, aber mein geschätzter Kollege argumentiert hier weit über die Beweislage hinaus.«

Einigen meiner Anträge wird stattgegeben, anderen nicht. Ich stelle sie vor allem, um Phoebe zu unterhalten und meinem Mandanten und seiner Familie zu demonstrieren, dass ich meine Arbeit mache. Der Richter scheint das zu wittern und wird etwas ungeduldig mit mir. Ich lächle, versuche eine Verbindung zur Jury herzustellen. Ich weiß, dass der ganze Fall an meinem Kreuzverhör hängt. Ich habe mir während der Direktvernehmung ausgiebige Notizen gemacht, habe alle Lücken erfasst, die es aufzudecken gilt, habe registriert, wo die Schwächen der Staatsanwaltschaft liegen. Jetzt muss ich nur noch im Kreuzverhör darauf hinweisen. Muss mein sympathischstes Gesicht aufsetzen und die Zeugin dazu bringen, sich bei mir wohlzufühlen, nicht zu wohl, aber wohl genug, um verwirrt zu sein. Das hat sie nicht erwartet.

Jenna ist Mitte dreißig und Grundschullehrerin. Sie hat meinen Mandanten in einer Bar kennengelernt und sich zu einem Date bereit erklärt. Mein Mandant ist Mitte vierzig, geschieden und leitet eine Sportfirma. Die Staatsanwaltschaft darf seine frühere Verurteilung nicht zur Sprache bringen, solange ich nicht mit seinem »guten Charakter« argumentiere, was angesichts seiner Vorstrafe wegen häuslicher Gewalt natürlich das Letzte ist, worauf ich die Jury stoßen will. Ich habe mir den Fall näher angesehen, er hat wohl eine Tür eingetreten, nachdem das Schloss ausgetauscht worden war. Da ist mir ehrlich gesagt schon Schlimmeres untergekommen.

Bevor ich mich erhebe, sehe ich zu Jenna rüber, sie schaut mich direkt an, wartet. Auch Phoebe sieht mich von der Seite an. Ich stehe langsam auf, räuspere mich und benutze die Stimme, die sich für solche Situationen als hilfreich erwiesen hat. Ich spreche voller Mitgefühl mit Jenna, weil ich es aufrichtig bedaure, dass sie hier sein und sich zu etwas äußern muss, was in so hohem Maße ihre Privatsphäre betrifft. Aber ich weiß auch, dass die Freiheit eines Mannes auf dem Spiel steht. Wird er schuldig gesprochen, wandert er ins Gefängnis, so viel ist klar. Ich wende mich an Jenna. »Es tut mir wirklich leid, Ms Quinn, aber Sie verstehen sicher, dass ich Ihnen ein paar Fragen zu der Nacht stellen muss, die Sie mit meinem Mandanten verbracht haben.«

Jenna nickt und antwortet mit starker, klarer Stimme. »Ja, das verstehe

ich.«

Ich lege direkt los. »In Ihrer Aussage geben Sie an, Sie hätten selbst dabei geholfen, Ihre Klamotten auszuziehen.«

»Ja.«

Ich spreche noch etwas milder. »Wir wissen, dass Sie in dieser Nacht im Club Alkohol konsumiert haben. Können Sie bestätigen, dass Sie zwei Gin Tonic getrunken haben, einen Wodka Lime und zwei Gläser Wein?«

»Ich glaube schon, ja.«

Ich notiere ihre Unsicherheit. Dann fahre ich in meiner sanftesten Stimme fort. »Und ich kann davon ausgehen, dass es sich dabei um mindestens …«, ich schaue in meine Notizen, »… normal große Gläser gehandelt hat?«

Jenna verzieht keine Miene. »Ja.«

»Anschließend haben Sie meinen Mandanten in Ihre Wohnung eingeladen und dort gemeinsam mit ihm weiteren Alkohol konsumiert? Je zwei Tequila-Shots und zusammen eine Flasche Wein?«

Jenna sieht mich nicht an. »Das ist richtig.«

Ich schaue von meinen Notizen auf. Ein Blick zur Jury, die gebannt zuhört. Dann sehe ich Jenna an, und obwohl ich die Antwort bereits kenne, frage ich ganz ruhig: »Ist es möglich, dass Sie unter Alkoholeinfluss standen?«

Eine Pause, ein leises Kichern irgendwo im Saal. Ich ignoriere es. Phoebe neben mir schreibt energisch mit.

Jenna antwortet. »Ja, ein wenig. Aber ich–«

Sie hält inne, also hake ich nach.

»Ja, Sie standen unter Alkoholeinfluss?«

»Ja.«

Ohne weiter darauf herumzureiten, stelle ich direkt die nächste Frage. »Und würden Sie mir zustimmen, dass Sie, während Sie also unter Alkoholeinfluss standen, ein wenig …«, ich prüfe meine Notizen, »… *orientierungslos* waren, wie Sie in der Direktvernehmung zu Protokoll gegeben haben?« Ich warte geduldig auf ihre Antwort. Der Richter hustet, ich spüre, dass der Kronanwalt kurz davor ist, aufzuspringen, aber noch bleibt er sitzen.

»Ja. Wie schon gesagt.«

Mein Herz schlägt schnell, aber meine Stimme muss ruhig bleiben, sanft. Ich stelle meine nächste Frage. »Dann kann ich davon ausgehen, dass Sie,

während Sie sich selbst ausgezogen haben, nicht ›Nein‹ gesagt haben?«

Ihre Antwort kommt zu schnell. Sie hat auf die Frage gewartet. »Nein. Ich weiß, dass ich nicht mit ihm schlafen wollte.«

Das ist für die Beweislage irrelevant und führt mich zu meiner nächsten Frage. Sachte, mitfühlend: »Dann kann ich davon ausgehen, dass Sie, auch wenn Sie es sich, wie Sie sagten, vielleicht anders überlegt haben, das zu keinem Zeitpunkt zum Ausdruck gebracht haben?«

Ihre Antwort ist eindeutig, klingt aber einstudiert. »Nein. Ich habe ihn aufgefordert, zu gehen. Ich habe ›Nein‹ gesagt.«

Bei meiner nächsten Frage gehe ich behutsam vor. Ich will die Jury nicht verlieren. Ich will die Zeugin nicht fertigmachen, aber ich muss auf die Fehler hinweisen.

»Das verwirrt mich jetzt ein wenig, denn haben Sie nicht zu Protokoll gegeben, dass Sie erst als Ihre Schwester sich nach dem Date erkundigte, und zwar einige Tage später, das erste Mal angedeutet hätten – und das sind Ihre eigenen Worte, Ms Quinn –, ›dass es *vielleicht* ein sexueller Übergriff gewesen ist‹?«

Sie kommt ins Stocken, ich warte. Als Jenna schließlich spricht, wirkt sie panisch. »Also …«

Ich tue so, als würde ich ein paar Unterlagen durchblättern, gebe der Jury Zeit, die Situation zu erfassen. Dann fahre ich fort. »Ah, ich sehe gerade, es waren drei Tage. Ist das richtig?«

»Ja.«

Ich stehe ganz still. Sehe sie direkt an und stelle ihr eine Frage, bestehend aus einem einzigen Wort. »*Vielleicht*?«

Die Pause, die darauf folgt, verstärkt meinen entscheidenden Einwand: Das mutmaßliche Opfer ist sich überhaupt nicht sicher, dass es zu einem sexuellen Übergriff gekommen ist. Sie hat es selbst gesagt. Zumindest hatte sie begründete Zweifel. Wenn sie nicht sicher ist, ist eine Verurteilung ausgeschlossen. Ich warte, dass Jenna etwas erwidert.

Sie schweigt, also fahre ich ruhig fort. »Haben Sie es so ausgedrückt, Jenna?«

Alle, ich selbst eingeschlossen, sind ein wenig erschrocken, dass ich gerade ihren Vornamen benutzt habe. Ich wollte freundlich und fürsorglich klingen, aber es war zu persönlich, das merke ich jetzt.

»Das haben Sie gesagt, nicht wahr, Ms Quinn? Und Ihre Schwester hat es heute vor Gericht noch einmal bestätigt – dass es vielleicht passiert ist, Sie

sich also nicht sicher sind.«

Sie ist aufgebracht. »Ich *bin* sicher. Ich habe nur–«

Sie hält inne. Ich erkläre, dass ich keine weiteren Fragen habe. Der Fall ist glasklar. Phoebe wirft mir einen Blick zu, der so viel heißen soll wie »Wow«, aber es war einfach. Während der Gerichtsbeamte auf Jenna zugeht, um sie aus dem Zeugenstand zu führen, rutschen die Jurymitglieder nervös auf ihren Stühlen hin und her. Bevor sie geht, lehnt sie sich vor, sieht mich direkt an und sagt gedämpft, aber doch laut genug, dass es alle im Saal hören können: »Ich habe nichts davon, auszusagen. Ich will hier nicht stehen. Ich mache das nur, um andere Frauen vor diesem Mann zu beschützen. Ich will, dass Sie das wissen.«

Sie sieht mir in die Augen und scheint nicht mit der Anwältin in mir zu sprechen, sondern von Frau zu Frau. Normalerweise bringt mich so etwas Einfaches nicht aus dem Konzept, aber ihre Worte sind so aufgeladen.

Reglos stehe ich da, wie erstarrt. Der Richter wartet darauf, dass ich die Einstellung des Verfahrens fordere, aber ich hänge fest. Schließlich meldet er sich selbst zu Wort. »Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben, Ms Quinn, Sie können jetzt gehen.«

Ich beobachte sie, wie sie auf die Tür zugeht, stark, souverän und anmutig, ohne sich noch einmal umzudrehen. Ob sie mich hasst? Bestimmt. Dann gerät sie plötzlich völlig aus der Fassung. Stößt ein ersticktes Schluchzen aus und scheint in der Mitte zusammenzuklappen. Gemurmel aus den Reihen der Jury. Der Gerichtsbeamte hilft ihr auf die Beine und führt sie nach draußen. Ich lasse sie nicht aus den Augen.

Nach der Verhandlung stehen wir draußen in der sommerlichen Wärme. Ich schalte mein Handy wieder ein. Phoebe weicht mir nicht von der Seite. Sie sprudelt nur so vor Energie.

»Das war der Wahnsinn.«

Ich stecke mir eine Zigarette an, antworte ungerührt. »Alle denken, sie könnten sich erinnern.«

Phoebe hat keine Ahnung, worauf ich hinauswill. »Ja.« Sie kommt wieder auf den Fall zu sprechen. »Aber du hast ihn rausgeboxt, du hast gewonnen. Was für ein Kreuzverhör.«

Sie denkt, dass ich meinen Sieg herunterspiele. In Wirklichkeit war es viel leichter als gedacht. Jedem anderen, der mit im Saal saß, dürfte das klar sein, aber Phoebe hat die Geschichte schon für sich umgeschrieben, mit mir

als Heldin.

Wir sehen meinen Mandanten mit seiner Familie das Gerichtsgebäude verlassen, sie feiern. Ich habe drinnen schon eine routinemäßige Abschlussbesprechung mit ihm geführt und keine Lust, noch einmal mit ihm zu reden. Phoebe winkt, er kommt auf uns zu, aber ich trete meine Zigarette aus und dirigiere uns in eine andere Richtung. Phoebe dreht sich verschwörerisch zu mir. »Glaubst du, er hat es getan? Hältst du ihn für schuldig?«

Ich zucke mit den Schultern. Sie beäugt mich eingehend. Ich spüre, wie mein ganzer Körper aufseufzt.

»Komm schon, Phoebe, du weißt genau, dass es darum nicht geht. Wenn er es getan hat, gab es nicht genügend Beweise dafür, oder?«

Sie lächelt.

»Ich muss jetzt los, aber frag ihn doch einfach, wenn du willst.«

Sie lacht und kommt mit mir, schaut auf ihr Telefon, bis sie schließlich zufällig eine Freundin trifft. Sie plaudern, ich gehe weiter. Eine leise Stimme in meinem Kopf wiederholt Phoebes Frage. *Was, wenn er es getan hat und ich ihn rausgehauen habe?* Ich schüttle den Gedanken ab. Tatsache ist, dass man ohne vernünftige Beweise niemanden einsperren kann. Ich denke an Jennas Abgang aus dem Saal, sie trug dieselben Schuhe, wie ich sie früher getragen habe. Ich rufe mir in Erinnerung, dass der Typ zwar ein Arschloch ist, aber vielleicht kein Vergewaltiger. Das ist die Verantwortung, die mit diesem Beruf einhergeht. Man muss darauf vertrauen, dass das System funktioniert. Daran glauben, dass das System die Wahrheit ans Licht bringt.

Ich drehe mich nach Phoebe um, die sich immer noch angeregt unterhält. Mein Handy vibriert. Eine weitere Nachricht von Julian. *Kann ich dich am Freitag, 20:00, zum Abendessen einladen? In das neue japanische Restaurant, von dem alle reden? Xxx J.* Drei Küsse. Mein Atem beschleunigt sich, ich antworte schnell mit einem Daumen nach oben. Dann kommt mir das plötzlich mickrig vor, also schicke ich noch ein *Klingt perfekt!* hinterher. Ich weiß, dass er die ganze Woche einen Prozess in einem anderen Bezirk hat, und auch ich muss bis Freitag noch einiges abarbeiten.

Ich rufe meine Mum an, lege auf und rufe noch einmal an, damit sie weiß, dass ich es bin, falls sie bei der Arbeit ist. Als sie rangeht, ist sie außer Atem, hat den Bus nach Hause verpasst, obwohl sie gerannt ist.

Sie fragt, wie es mir geht, und ich erkundige mich nach Johnny, Cheryl und dem Leben zu Hause. Sie weiß, dass Johnny bei mir war, und plappert

überschwänglich von seiner bevorstehenden Selbstständigkeit und davon, wie stolz sie auf ihn sei. Ich weiß, dass sie etwas übertreibt, weil sie nicht will, dass es zwischen Johnny und mir Spannungen gibt. Sie sagt, Cheryl sei noch einmal beim Ultraschall gewesen.

Ich werde hellhörig. »Warum? Ist alles in Ordnung?«

»Ja, ja. Warum nimmst du denn gleich das Schlimmste an? Das war eine ganz normale Untersuchung. Das Baby gedeiht prächtig. Und weißt du was?«

»Was?«

»Es ist ein Mädchen.«

Ich gebe mich überrascht. Frage mich, ob sie auch schon weiß, dass die Kleine heißen wird wie sie. Aber sie sagt nichts in die Richtung. Ich schlage vor, übernächste Woche zum Abendessen vorbeizukommen. Sie will sich nicht festlegen. Ich halte einen Moment inne.

»Mum, tut mir leid wegen letztens. Ich hätte nicht–«

Aber sie hat schon aufgelegt, ihr Bus ist gekommen.

Den Rest der Woche bin ich schwer beschäftigt, jeden Tag steht ein neuer Fall an. Der erste ist ein lukratives Privatmandat für einen Typen aus der City, der zweite eine komplizierte Pflichtverteidigung. Am Freitag wird meine Verhandlung verschoben, und auf dem Weg zurück zur Kanzlei gehe ich shoppen. Ich denke an das Essen mit Julian. Schnell finde ich ein spektakuläres Kleid, probiere es an, und es sieht so sexy aus, dass ich mich sofort verliebe. Ich habe schon die passenden Schuhe dazu, es ist aus einem seidigen Stoff und umschmeichelt meinen Körper.

Ich brauche neue Unterwäsche und finde mich bei Bravissimo in Covent Garden wieder. Die Verkäuferin schüchtert mich zuerst etwas ein, bleibt aber unbeeindruckt, während ich mehr und mehr meines Körpers vor ihr entblöße. Ich probiere ein paar BHs und passende Slips an, und eine atemberaubende seidig schwarze Garnitur fügt sich nahtlos unter mein neues Kleid. Ich komme mir plötzlich sehr erwachsen vor, so etwas habe ich noch nie gemacht. Es fühlt sich so luxuriös an. Ich fahre mit der Hand über den Stoff, betaste die sorgfältig aufgenähte Spitze, und der bodentiefe Spiegel in der Umkleidekabine zeigt mir die Frau, die ich gerne wäre. Ich erinnere mich an einen Artikel über erfolgreiche Frauen, denen die richtige Unterwäsche mehr Selbstbewusstsein verleiht. Ein bisschen bescheuert, aber es hat etwas Dekadentes und geheimnisvoll Erotisches, als Einzige zu

wissen, dass man zueinander passende sexy Dessous trägt.

Zwei teuer wirkende Einkaufstüten baumeln an meinem Arm, als ich ein Taxi anhalte, um zurück zur Kanzlei zu fahren. Am Lincoln's Inn steige ich aus und gehe durch die Gärten, die einmal so abweisend auf mich gewirkt und mir mit all ihren *Rasen-nicht-betreten*-Schildern das Gefühl gegeben haben, von lauernden Augen umzingelt zu sein. Jetzt sehe ich nur noch einen seltsamen, altmodischen Park, durch den ich gerne spaziere. Ich wage es, an den Abend zu denken, an Julian und mich und was wohl daraus werden könnte. Ich lasse ein paar sexuelle Details unserer letzten Begegnung nachklingen, mein Puls beschleunigt sich. Ich merke, dass ich ihn mag, also so richtig. Ich muss lachen.

Als ich schwer beladen mit Ledertasche und Barrister Bag zum Ausgang komme und meine Einkäufe in den noblen Tüten hin- und herschwinge, stoße ich beinahe mit Kronanwalt Hugh Dalton zusammen. Er erschrickt, fängt sich aber schnell wieder. »Ms Ensler, genau Sie hatte ich gesucht. Ich komme gerade aus Ihrer Kanzlei.«

Verwirrung, leise Panik. Warum sollte Dalton mit mir reden wollen? Die Nervosität scheint mir ins Gesicht geschrieben, denn er lächelt warm und fährt schnell fort. »Ich habe einen Vorschlag für Sie. Gehen wir ein Stück zusammen?«

Er geht auf den Rand des Weges zu, ich folge ihm respektvoll, unter unseren Schuhen knirscht der Kies. Dalton spricht mit seiner wohlklingenden Stimme. »Ich komme gleich zur Sache, Ms Ensler. In unserer Kanzlei ist ein Platz freigeworden, und wir sind auf der Suche nach einer ehrgeizigen jungen Kandidatin, die uns unterstützt. In dem Zusammenhang haben wir an Sie gedacht.«

Er weiß, dass er mir da ein grandioses Angebot unterbreitet. Sein Blick ist freundlich, er wirkt zufrieden. Ich bin baff. Passiert das wirklich?

Ich fühle mich geschmeichelt.

Dalton sieht mich erwartungsvoll an. »Es ist wohl unnötig zu erwähnen, dass das vorerst vertraulich zu behandeln ist.«

Ich nicke energisch.

Er fährt fort. »Es ist uns, oder vielmehr mir im Speziellen, nicht entgangen, dass Sie in letzter Zeit einige komplizierte Fälle gewonnen haben und obendrein für einen namhaften Preis nominiert wurden.«

Er macht eine Pause, und ich lege mir eine Antwort zurecht, schweige jedoch. Er redet weiter. »Wir glauben, dass Ihre Aufnahme in unsere Kanzlei

für beide Seiten ein Gewinn wäre.«

Endlich finde ich meine Stimme wieder. »Das ist sehr freundlich, Sir.«

Insgeheim kalkuliere ich. Das ist eine Spitzenkanzlei. Sie verlangen viel mehr für einen Büroplatz, das kann ich mir niemals leisten. Dalton ist noch nicht fertig, er verlagert sein Gewicht auf den anderen Fuß, gestikuliert mit den Händen.

»Vielleicht könnten Sie nächste Woche auf einen Kaffee vorbeikommen?«

Ich bin überwältigt. In mir meldet sich eine tadelnde Stimme: *Nick schon, verdammt noch mal, bedank dich.*

»Herzlichen Dank, Mr Dalton.«

Er greift in seine Tasche und zückt eine Visitenkarte. Als ich danach greife, richtet Daltons Aufmerksamkeit sich auf meine Einkaufstüten. Ich folge seinem Blick und werde rot. Auf der einen Tüte steht in einer sexy Schlafzimmerschrift: *Intimate Apparel*. Er registriert es nicht, trotzdem versuche ich, sie hinter der anderen Tüte zu verstecken. Dalton setzt wieder ein Lächeln auf.

»Ich freue mich, von Ihnen zu hören.«

Und weg ist er. Verschwindet Richtung Lincoln's Inn, dem öffentlichen Park, in dem man den Rasen betreten *darf*. Wie ein Kind mache ich einen Satz auf das verbotene Gras. Ich bin sprachlos und begeistert, kann mir selbst beim Nachdenken zuhören.

Wenn die Sache mit Julian sich positiv entwickelt, muss ich ja irgendwann sowieso woandershin, oder? Als Paar kann man unmöglich in derselben Kanzlei arbeiten, und er ist schon länger dort als ich. *STOPP. Scheiße, wir sind noch nicht mal zusammen! Abgesehen davon kann ich mir das im Leben nicht leisten.*

Den Weg zur Kanzlei lege ich fast im Laufschritt zurück, aber natürlich kann ich es dort keinem erzählen. Die Anwälte in Daltons Kanzlei machen extrem spannende Arbeit, Menschenrechtsprozesse und hochkomplexe internationale Sachen. Das Ganze schmeichelt mir ungemein, aber zurück in meiner Kanzlei muss ich mir eingestehen, dass es mit meinem aktuellen Einkommen einfach nicht umsetzbar ist. Ich will nicht noch härter arbeiten als jetzt, nur um mir die Gebühren leisten zu können. Vor lauter Stress würde ich mir nie wieder Urlaub gönnen. Außerdem sind deren Büros riesig. Ich würde mich darin verlaufen. Ich mag mein Büro, es ist mein Zuhause in der Kanzlei. Ich nehme mir vor, trotzdem erst mal niemandem etwas davon

zu erzählen.

18

In der Kanzlei gibt es keinen hohen Spiegel, in meinem Büro nur einen kleinen mit Griff. Ich reiße die Etiketten von den Dessous, streife Anzug, Bluse und meine alte, verwaschene Unterwäsche ab. Die Frau im Laden hat die Träger des neuen BHs eingestellt, und sie gleiten mit einem leichten Schnappen perfekt an Ort und Stelle. Ich will gerade einen letzten Blick auf die Unterwäsche werfen, bevor ich das Kleid überstreife, als es an der Tür klopft.

»Sekunde, ich zieh mich grade um.«

Alice.

»Ich bin's nur.«

Das Kleid ist schnell angezogen, ich bitte sie rein, unangenehm berührt, dass sie mich so zu Gesicht bekommt, aufgebrezelt für eine Verabredung. Damit hat Alice nicht gerechnet.

»Oh wow. Gehst du auf einen Empfang?«

Ich nicke. Sie ist entwaffnet.

»Du siehst toll aus, ich hätte nie gedacht, dass du dich so rausputzen kannst.«

Ich bin ein bisschen angefressen, wie sehr sie das überrascht, aber wenn ich ehrlich bin, überrascht es mich selbst ganz genauso. Ich habe mich so an die Hosenanzüge und diese inszenierte Nonchalance gewöhnt, die ich mir von anderen Anwältinnen abgeschaut habe, dass meine sexy Klamotten eigentlich nur noch Tinder-Dates oder Clubabenden mit Mia vorbehalten sind. Alice ist auf dem Weg nach Hause, braucht aber noch ein Buch über Deliktsrecht zurück, das sie mir geliehen hat. Es liegt noch genau dort, wo sie es hingelegt hat, und ist so im Chaos meines Büros leicht zu finden. Als

ich es ihr reiche, mustert sie noch einmal mein Kleid. Da dämmert es ihr. »Oder hast du etwa ein Date?«

Ich verdrehe die Augen. »Nein, natürlich nicht.«

Keine Ahnung, warum ich es abstreite. Ich muss ihr ja nicht sagen, dass es Jules ist. Aber ich weiß auch, dass er ihr Kumpel ist und sie sich ständig beschwert, weil ihre Freunde alle heiraten und Kinder kriegen, und dass sie inständig darauf hofft, auch jemanden zu finden. Und überhaupt kann ich es ihr jetzt gerade nicht sagen. Das würde ein ausgewachsenes Gespräch nach sich ziehen. Außerdem möchte sie gerne glauben, dass sie mir in Sachen Dating einen Schritt voraus ist. Ich weiß auch nicht, warum ich diesen Eindruck befeuere, vermutlich weil es stimmt. Jedenfalls sieht mir die ganze Aufregung wegen heute Abend gar nicht ähnlich.

Sie lässt sich nicht abwimmeln. »Was ist das denn für eine Veranstaltung?«

Ich schieße schnell zurück. »Galeriegedöns.«

Für einen Moment ist sie irritiert. Noch nie zuvor habe ich ihr gegenüber eine Galerie erwähnt.

Ich tue genervt. »Die Ausstellung meiner Freundin? Habe ich dir doch erzählt.«

Sie gibt vor, sich zu erinnern. Für einen Moment fürchte ich, dass sie gleich vorschlagen wird, mich zu begleiten. Aber nein.

Als Alice weg ist, schlüpfe ich in meine Schuhe und gehe Richtung Toilette. Ich stelle mich auf einen Klodeckel und überprüfe, wie der untere Teil des Kleides aussieht, schaue noch einmal auf die Uhr und öffne meine Schminktasche. Ich fühle mich wohl. Als ob die Barrister-Tess und die entfesselte Tess zu einer seltsamen Mischung verschmelzen. Ich trage Make-up auf, mache mir die Haare und schminke mir die Lippen rot. Ein Stück Klopapier zum Abtupfen, dann noch eine Schicht. Schwarze Wimperntusche. Ich trete einen Schritt zurück. Mir gefällt, was ich sehe. Ich entspanne mich und mache ein Selfie. Schicke es Mia. *Date night!* Ich weiß, dass es eine Weile dauern wird, bis sie es sieht, aber ich mag das Foto.

Ich verlasse die Kanzlei, ohne jemandem zu begegnen. Hailey hat längst Feierabend und die meisten anderen sitzen vermutlich schon bei ein paar Freitags-Drinks (oder in Adams Fall zu Hause bei Frau und Tochter). Die Schuhe, die ich noch in der Kanzlei hatte, passen zum Kleid. Bisher habe ich

sie erst einmal getragen, sie drücken leicht am Absatz. Ich laufe langsam, aber in diesem Kleid und bei meiner Stimmung erfüllt mich der kurze Spaziergang zu diesem neuen japanischen Restaurant mit der nötigen Selbstsicherheit.

Als ich um die Ecke biege und der Eingang des Restaurants auftaucht, hat Julian mich schon entdeckt. Muss er zweimal hingucken? Er lächelt, formt mit den Lippen ein *Fuck* und kommt auf mich zu.

»Du siehst verdammt scharf aus.«

Das lasse ich kurz auf mich wirken. »Danke.«

Mein Ton klingt unbeabsichtigt verführerisch. Ich beobachte, wie sein Blick an meinem Kleid entlangwandert. Dieser Moment, in der man alle Fäden in der Hand hält und selbst solche wie Julian mit all ihrem Selbstbewusstsein nervös und sprachlos machen kann.

Schließlich macht er den Mund auf. »Holy shit.« Er lehnt sich näher, der Blick flirtend, beißt sich auf die Unterlippe. »Ich habe einen Tisch.«

»Perfekt.«

Er lässt mich vorgehen, ich weiß, dass er mich taxiert, dass sein Blick über meinen Körper wandert. Das gefällt mir. Seltsam, wie man als Frau manchmal nur ein Bombenoutfit, ein bisschen sexy Make-up und hohe Schuhe braucht, um das Gefühl zu bekommen, man könnte alles schaffen. Es fügt sich einfach, man weiß, es ist flüchtig, man hat etwas zu fassen bekommen, was sich nicht festhalten lässt. Nicht nur ist es nicht von Dauer, es besteht auch aus Elementen, die man nicht in der Hand hat, wie die Haut gerade strahlt oder eben nicht, ob man gerade prämenstrual aufgebläht ist oder nicht, eine unbeschreibliche innere Energie, so viele Faktoren spielen dabei eine Rolle, man muss sie nur annehmen und mitnehmen. Voller Staunen und Erregung. Mit sanftem Griff. Es ist wie wenn ich vor Gericht weiß, dass ich die Präzision und das Timing habe, um den Fall zu gewinnen. Dieses Sonnen im Augenblick, der langsame Sieg. Es ist ein seltsames Gefühl von Macht, das Gefühl, die Situation komplett in der Hand zu haben – und das Gegenüber weiß das.

In diesem Augenblick ist Julian voller Ehrfurcht, und ich genieße es. Will das Gefühl voll auskosten. Beinahe erzähle ich ihm von Dalton, hüte mich dann jedoch. Zwischen uns herrscht eine anregende Konkurrenz. Er ist ein paar Jahre älter und hat mehr Erfahrung, aber ich hole auf. Es gefällt mir, dass kluge Frauen ihn nicht einschüchtern. Mein Ansehen für ihn wächst.

Julian inspiziert das Restaurant. Niemand da, den wir kennen. Wir

bestellen Sake ohne Eis, es gibt zig verschiedene Sorten, das war mir nicht klar. Aber Julian händelt die Situation fachmännisch, und ich frage mich, ob er wohl schon einmal hier war. Auf einem Date? Etwas fliegt mich an. Neugier? Nein, Eifersucht. Wow.

Julian redet, aber bei mir kommt nichts an. Wir sitzen uns eng gegenüber, zwischen uns ein kleiner Tisch aus schwerem Holz. Als der Sake kommt, gießt er mir ein und bedeutet mir mit einer Geste, dasselbe für ihn zu tun. Japanische Tradition. Er plaudert freundlich mit der Kellnerin, sie mustert ihn aufmerksam. In dem kurzen Gespräch gelingt es ihm, zu erwähnen, dass wir beide Anwälte sind und eine harte Woche hinter uns haben. Sie ist klein und hübsch, wirft mir beim Hinlegen der Speisekarte einen Blick zu. Ich lächle. In ihren Augen sind wir ein Paar. Ich sehe, wie sie die Information verarbeitet und daraufhin leicht die Stirn runzelt, als Julian sie anlächelt. Auch mir ist nicht entgangen, was sie gesehen hat: Er ist freundlich, aber da ist noch etwas anderes in seinem Lächeln. Eine Erwartungshaltung, eine arrogante Großzügigkeit ihr gegenüber. Will er mir zeigen, dass er dem Dienstleistungsgewerbe wohlwollend gegenübersteht, oder flirtet er mit ihr? Eine leichte Anspannung in ihrem Hals, ein kaum wahrnehmbarer Seitenblick zu mir. Ich weiß, was er da versucht. Er demonstriert mir, dass die klassistischen Annahmen, die ich über ihn angestellt habe, nicht zutreffen. Dass er ein netter Kerl ist.

Ein winziger Anflug von Widerstand regt sich in mir, bevor ich die Wärme des Sake nicht nur im Mund, sondern weich den Rachen hinuntergleiten spüre und Julian und ich im Gleichklang sind. Er erkundigt sich nach meinem Tag, ich gebe ihm eine möglichst unterhaltsame Zusammenfassung, streue ein paar Witze über andere Anwälte ein, die ich in der Eingangshalle des Gerichts gesehen habe. Jules hört geduldig zu, zeigt sich an den richtigen Stellen interessiert und lehnt sich näher zu mir. Seine ganze geballte Aufmerksamkeit zu haben, ist intensiv. Ohne den Sake wäre ich unsicher, aber gerade gefällt es mir.

Kurz bevor das Essen kommt, legt er mir die Hand auf den Unterarm, und ein Stromstoß schießt durch meinen Körper. Dieselbe Elektrizität. Innerlich ringe ich um Luft, ich ziehe reflexartig den Arm weg, mache ein großes Gewese um das Essen, das jetzt zwischen uns auf den Tisch gestellt wird. Sushi und Sashimi, noch mehr Sake, scharfe Bohnen, Teller um Teller mit Gemüse, Fisch und Fleisch. Kleine Portionen, darauf ausgelegt, spektakulär auszusehen. Julian greift nach den Essstäbchen und hantiert

damit wie ein Profi. Ich weiß, dass ich mich damit nur blamieren würde, und bitte die Kellnerin um eine Gabel. Erwarte, dass Julian mich dafür aufzieht, aber beim Abendessen ist er ein völlig anderer Mann.

Er hatte die letzte Woche über eine Verhandlung außerhalb Londons. Ein Mordfall mit spannenden Elementen von Augenzeugenidentifikation. Ich lausche gebannt.

Der Sake schwindet schnell zwischen uns, und ich mag die sanfte Wärme, den süßlichen Strom in meiner Kehle. Ich höre mich selbst lachen und sehe Julian über die Reaktion strahlen, als er detailliert einen Teil der Verhandlung beschreibt, die für die Staatsanwaltschaft ordentlich schiefgelaufen ist. Er greift etwas mit den Stäbchen und bietet es mir an. Wortlos öffne ich den Mund, und er füttert mich mit geweiteten Pupillen und hungrigen Lippen. Ich schlucke es hinunter, was es auch war. Spüre sein Bein unter dem Tisch näher kommen.

Als die Kellnerin wiederkommt, schiebt mir Julian die nächste Köstlichkeit in den Mund. Ich kann nichts sagen, und Julian ignoriert sie komplett. Ohne ein Wort eilt sie weiter. Mir wird plötzlich sehr bewusst, was für ein öffentlicher Ort das Restaurant ist. Nur ein Schirm aus Musselin trennt uns von den anderen Gästen. Ich linse dahinter hervor und erkenne niemanden. Der Moment ist dahin, mein Mund wieder leer, nur sein Bein drückt sich an meins.

Ich sehe, wie Julian der Kellnerin schweigend bedeutet, mehr Sake zu bringen.

Ich erzähle ihm von einer Übung, an der ich auf einer Konferenz teilgenommen habe. Alle Anwälte bekamen Aufnahmen einer Straftat auf der Straße zu sehen. Zweimal. Als Anwälten war uns natürlich klar, dass man uns zu unseren Beobachtungen befragen würde. Wir wussten also, was uns erwartete. Fragebogen wurden ausgeteilt – austauschen durften wir uns nicht.

Bei Julian fällt der Groschen. »Ah, wie ein Zeuge vor Gericht. Man kann nicht mit den anderen Zeugen reden.«

»Ganz genau. Wir füllen also die Blätter aus. Bei vielen Antworten lege ich meine Hand ins Feuer, bei einigen bin ich etwas unsicher, aber nach kurzem Überlegen weiß ich wieder, was ich gesehen habe.«

Mehr Sake.

»Und natürlich hast du ordentlich Eindruck geschunden.«

»Nein. Das ist es ja.«

Er lacht. »Wie bitte? Die brillante Tessa Ensler hat einen Fehler gemacht?

Brillant. Ich werde ein wenig schwach, weiß, dass ich von diesem Moment noch tagelang zehren werde. Julian Brookes, schon länger in der Branche als ich, Sohn eines Kronanwalts, hat mich brillant genannt.

»Nein, Julian. Das Erschreckende war, dass keiner von uns mehr als vierzig Prozent richtig hatte.«

Julian ist ehrlich überrascht. »Wo war der Haken?«

»Kein Haken. Sie wollten uns zeigen, dass Augenzeugenberichte immer fehleranfällig sind. Wenn selbst Anwälte, die *wissen*, dass man sie dazu befragen wird, was sie gesehen haben, dass sie die Szene werden schildern müssen, unmittelbar, nachdem sie sie beobachtet haben, sich nicht eindeutig erinnern können. Wir saßen da, und obwohl wir längst wussten, wie wenig verlässlich Augenzeugen sind, hätten wir auch nur für eine Sekunde für möglich gehalten, dass wir selbst, die im Umgang mit Beweisen geübt sind, so unzuverlässig sein könnten.

Julian grinst mich kopfschüttelnd an. »Unmöglich! Die haben das gezinkt.«

Ich bin nicht ganz sicher, warum ich mit so viel Nachdruck widerspreche, denn es rückt mich nicht unbedingt in ein gutes Licht.

»Wir haben unsere Antworten selbst kontrolliert. Ich hatte nicht einmal die Farbe des Autos richtig. Es war wirklich erschütternd!«

Er winkt ab. »Also, ich weiß nicht … Ich würde mich sicher an alles erinnern.«

Mir klappt die Kinnlade runter. Ich spiele mit, streife sanft seinen Unterarm. »Dann glaubst du also, du wärst ein besserer Augenzeuge als die ganzen Barrister und Anwälte auf dieser Konferenz?«

Er schenkt mir Sake nach und nickt. Lacht. Erzählt mir eine andere Geschichte von einem ehemaligen Mandanten. Während er redet, fährt er sich hin und wieder mit der Hand durch die Haare, einen flirtenden Blick in den Augen. Sein Bein drückt noch immer gegen meins, und doch klingt sein Ton vollkommen professionell, gespickt mit einem gelegentlichen Augenrollen oder einer Ausschmückung. Wir stoßen mit den Sakeschalen aus Keramik an, bevor wir daran nippen. Ich spüre etwas in mir aufwallen, was ich schon eine Weile nicht mehr gespürt habe. Eine gespannte Erwartung dessen, was wohl noch passieren mag, und die Wärme des Wissens, dass ich mich in diesem Gespräch auf sicherem Terrain befinde.

Mit Julian über Juristisches zu reden, gefällt mir besser als erwartet. Normalerweise rede ich nur mit Adam über unsere Fälle. Da ist diese unausgesprochene Agenda, die uns beiden bewusst ist und in deren Kontext sich die jeweiligen Mandanten bewegen. Es ist auf seltsame wie angenehme Art anders, mit Jules zu sprechen und das Ganze aus seiner etwas humorvolleren Perspektive zu betrachten. Das Augenrollen, das seine Erzählungen begleitet, sein finster komisches Timing, sein Wissen darum, dass zwischen seiner Position und der des Mandanten eine Million Welten liegen. Langsam glaube ich, dass Julian komplexer ist, als ich dachte. Der Sex in der Kanzlei hat mir etwas von seiner weicheren, verletzlicheren Seite gezeigt. Jetzt ist davon gerade nichts zu sehen, und doch wittere ich eine Einsicht, die ich nicht erwartet hatte, ein Bewusstsein für seinen Platz in der Gesellschaft. Ich finde es attraktiv, dass er daraus keinen Hehl macht.

Ich sehe Jules an, höre Jules zu, und plötzlich wird mir klar, dass die mangelnde Sensibilität seiner Erzählung eine Erleichterung ist, für Raffinesse und Unterhaltung sorgt. Nicht jeder Fall muss vor Verzweiflung triefen, und vielleicht ist nicht jeder Kontext meinen emotionalen Einsatz wirklich wert.

Es gefällt mir, dass er es schafft, sich von der Geschichte zu distanzieren, sie ein wenig zum Klingen zu bringen. Davon könnte ich mir eine Scheibe abschneiden. Ich könnte meine Arbeit etwas leichter nehmen und weniger angestrengt sein. Nicht alles so persönlich nehmen.

Vielleicht kann Julian mir das beibringen.

Vielleicht liegt es am Sake.

Das Blut pulsiert in meinen Adern. Julian hat den Tag beschrieben, die Situation, den schwierigen Richter. Hat mich mit ein paar versprengten Details zum Lachen gebracht. Eine Frau draußen vor dem Gerichtssaal, deren Kleinkind ihn beinahe ankotzt. Ich stelle mir Julians Entsetzen angesichts eines Kotzeschwalls auf seinem Designeranzug vor. Ich will mit ihm lachen, muss aber an Cheryl denken und kann mir lebhaft vorstellen, wie sie mit einem kotzenden Kleinkind vor einem Verhandlungssaal sitzt und den Ausgang von einem von Johnnys Zusammenstößen mit dem Gesetz erwartet. Wie es sie einschüchtern würde, wenn jemand wie Julian wütend auf sie wäre, wie nervös sie der Gedanke machen würde, jemand könnte gesehen haben, was passiert ist, wie viel Angst sie hätte, an Ansehen zu verlieren, wenn sie in diesem Umfeld überhaupt je welches besessen hat. Mehr Sake. Beflügelt von meinem anfänglichen Lachen erzählt Julian weiter,

zieht mich in die Geschichte hinein.

»Als ich von den Zellen hochkomme, wartet die Familie des Mandanten auf mich. Alle völlig aufgelöst. Der Vater ist ein Pastor oder so was, so ein Hundertprozentiger, Pfingstkirchler, die ganze Familie. Ich stehe also da, die um mich rum. Die Mutter weint, die Tochter auch. Offenbar warten fünf weitere Geschwister und ein Onkel noch im Foyer. Die Tochter ist sehr hübsch.«

Ich werfe ihm einen finsteren Blick zu.

Er lacht.

»Sie ist so Mitte zwanzig, klammert sich an meinen Ärmel. Ich bin überfordert von so vielen Emotionen und verfluche Adam dafür, dass er mir diesen Fall eingebrockt hat.«

»War es ursprünglich seiner?«

»Ja. Das war an dem Tag, an dem bei seiner Frau die Wehen eingesetzt haben.«

Ich nicke. Klingt nach einem von Adams Mandaten.

Als könnte Julian meine Gedanken lesen, fährt er fort: »Ich meine, Adam und seine Pflichtverteidigungen! Hilfe! Wie sich herausstellte, lief dieser Fall über die Rechtsberatung der Kirche, die sich an Adams sentimentaler Ader festgebissen hatte. Der Vater betet und redet auf mich ein, was für ein guter Junge der Angeklagte sei. ›Mein Sohn würde so etwas niemals tun‹, bla, bla, bla. Seine Frau flennt mir die Robe voll, und die Schwester hängt an mir dran. Laut Polizeibericht waren an dem Bankraub drei Personen beteiligt. Sie haben die Wohnung von meinem gefilzt und dort Sneaker gefunden, deren Profil mit den Abdrücken in der Bank übereinstimmen.«

Ich nicke, warte auf die Wendung.

»Ich lese also Adams Notizen. Er hat eine klare Verteidigungsstrategie, alles eindeutig. Diese Schuhe, und Adam liefert natürlich gleich die Daten dazu mit, sind das meistverkaufte Modell in der meistverkauften Farbe von der meistverkauften Marke in ganz Großbritannien. Jeder hat die. Also kein guter Beweis. Jeder Typ in der Straße des Jungen trägt die. Adams Notizen weisen detailliert darauf hin, wie die Polizei in der besagten Gegend gezielt Schwarze Jugendliche ins Visier nimmt. Er liefert sogar einen Kommentar mit, den ein Richter in einer Verhandlung dazu gemacht hat. Du kennst ja Adam ...«

Ich lächle.

»Ich gehe also zu dem Mandanten in die Zelle – eine Freilassung gegen

Kaution war abgelehnt worden. Der Junge ist erst achtzehn. Er wirkt verängstigt, starrt mich an, flehender Blick. Hat noch Schnitte am Kinn von der schlechten Rasur. Ich meine, der Typ sieht aus wie fünfzehn. Ich erkläre ihm, dass er im Falle eines Schuldspruchs ins Gefängnis wandert, ein Schuldbekenntnis aber strafmindernd wirkt. Er bricht fast in Tränen aus. Ich sage ihm: ›Keine Sorge, wir haben gute Chancen, ich schlage vor, wir versuchen es.‹ Ich mache es wie immer, verspreche, mich darum zu kümmern. Wenn es nicht noch irgendetwas gebe, was er mir sagen will, würde ich alles Weitere regeln. Er sieht mich nur mit Dackelaugen an und nickt. ›Ich war's nicht, ich war's nicht‹, und so fort. Fleht mich an. ›Warum sagen die, dass ich das gemacht hab?‹«

Julian greift ein Stückchen Sashimi und bewegt es auf meinen Mund zu. Unsere Blicke treffen sich. Das Sashimi verschwindet in meiner Kehle.

»Der Junge ist ein Lämmchen. Hilft seiner Mum im Haus, seinem Dad in der Kirche oder was auch immer. Liebt seine Familie. Und mit einem Mal denke ich bei mir: ›Scheiß drauf, die Staatsanwaltschaft mach ich fertig.‹ Es ist glasklar, dass der Junge nichts mit der Sache am Hut hat.«

Er legt eine Kunstpause ein. Macht mich neugierig.

»Ich gehe also zum Vater vor dem Verhandlungssaal, verspreche ihm, mich mit aller Kraft für seinen Sohn einzusetzen. Der Vater ist ein älterer Mann, das Gesicht voller Sorgenfalten. Die ganze Familie, all diese Kinder, starren mich an, als würde ich gleich ein Zauberkunststück aufführen. Das Gewicht des gesamten Rechtssystems lastet auf meinen Schultern. Ich komme mir vor wie Adam. Verdammt, ich komme mir vor wie *du*!«

Er funkelt mich flirty an. Ich bin voll im Moment, ganz hingerissen.

»Die Verhandlung beginnt. Die Jury ist eingeschworen. Schon während die Sache aufgerufen wird, bin ich Feuer und Flamme. Brodle innerlich. Ist schon eine Weile her, dass ich mich das letzte Mal so gefühlt habe.«

Die Kellnerin taucht auf, fragt, ob wir mit unserem Essen zufrieden waren. Ich schwärme ein bisschen, Jules bittet um die Rechnung. Sie wirkt jetzt unsicherer, nicht mehr so freundlich. Nervös? Sie bringt die Rechnung und legt sie Julian hin. In einer schnellen Bewegung hat er die Karte gezückt und in die Ledermappe gelegt, ohne auch nur einen Blick auf den Betrag zu werfen. Als er der Kellnerin die Mappe zurückreicht, streift er mit dem Finger ihre Hand. »Und legen Sie dreißig Prozent für sich selbst drauf.«

Er will mich wohl mit einem fetten Trinkgeld beeindrucken. Oder demonstriert er nur seinen Status? Die Kellnerin wirkt peinlich berührt,

hastet davon. Ich bin betrunken, aber die Anwältin in mir ist scharf auf das Ende der Geschichte. »Erzähl, wie ging's weiter?«

Julian nimmt den letzten Schluck von seinem Sake. »Die Staatsanwaltschaft zaubert plötzlich noch ein Beweismittel aus dem Hut, offenbar ist noch eine Aufnahme von einer Überwachungskamera aus der Bank aufgetaucht, obwohl der Hauptkassierer eigentlich angegeben hatte, sie sei nicht aktiv gewesen. Sie sagen, es sei ein Datumsstempel auf dem Band. Ich bekomme eine Kopie. Die Sitzung wird vertagt. Ich schaue mir die Aufnahme im Ankleideraum auf meinem Laptop an. Und heilige Scheiße. Da ist der Typ und winkt praktisch in die Kamera, ein verfluchtes Messer in der Hand. Ich renne also zurück in die Zelle, zeige ihm das Video, beobachte sein Gesicht, während er es anschaut. Er verzieht keine Miene. Immer noch Babyface, immer noch unschuldiger Dackelblick. Sieht sich alles an. Als das Video aus ist, dreht er sich zu mir und sagt … und ich lüge nicht … ›Aber der Typ auf dem Video hat einen Kinnbart.‹«

Ich stöhne mitfühlend auf.

»Ich raste aus. Ich frage ihn: ›Erwartest du ernsthaft von mir, dass ich in diesen Verhandlungssaal spaziere und der Jury und dem Richter erzähle, dass das nicht du bist?‹ Er starrt mich nur an. Ich muss deutlicher werden. ›Alter, ich bin in deinem Team, und sogar ich sehe, dass das du bist.‹ Er überlegt immer noch. Ich stehe auf. ›Scheiße noch mal, du hast Rasierbrand. Den Leuten ist klar, dass man einen Bart abrasieren kann.‹ Er seufzt. Es war alles Theater.«

Ich lache. Da müssen wir alle durch. Es ist ein Schock, sie von »Ich bin so unschuldig« auf »Scheiße, aufgeflogen« umschalten zu sehen. Ich frage Julian: »Der muss sich doch komplett ins Hemd gemacht haben?«

Julians Ton wird jetzt leicht schrill. Er ist außer sich. »Nein. *Nein!* Er sagt, seelenruhig, in einem ganz anderen Ton, ohne die Show: ›Dann ist das jetzt wohl ein guter Moment, sich schuldig zu bekennen.‹ Ich meine, der Junge war ein unbeschriebenes Blatt, aber der hat mich nach Strich und Faden verarscht. Keine Vorstrafen hin oder her – der Typ hatte es faustdick hinter den Ohren.«

Ich lache über Julians Entrüstung. Es freut mich, dass der Junge ihn drangekriegt hat. Es gehört einiges dazu, so erfahrene Strafverteidiger wie uns noch aufs Kreuz zu legen. Wir machen das seit Jahren, und immer mal wieder meldet sich in uns die Empörung über eine Menschenrechtsverletzung und lässt uns zu Hochtouren auflaufen. Wir

betrachten uns als Kämpfer für die Verfolgten, Gefolterten und fälschlich Bezichtigten. Aber wenn jemand einen dann komplett schockiert, jemand, dem man geglaubt hat, lässt einen das demütig zurück. Es erinnert uns daran, dass wir eben nur Sprachrohre sind und unsere Aufgabe nicht darin besteht, uns ein Urteil zu bilden. Und es ist doch so: Wenn wir denken, dass jemand wirklich so richtig unschuldig ist und einer systematischen Unrechtsbehandlung zum Opfer fällt, Racial Profiling oder voreiligen Schlussfolgerungen der Polizei oder Staatsanwaltschaft, stürzen wir uns kopfüber in den Kampf. Das gibt uns das Gefühl, nützlich zu sein. Es ist der Stoff, aus dem Filme sind, aus dem Helden sind, und insgeheim sehnen wir uns alle nach diesem Musterprozess, diesem einen Fall, dieser einen Verhandlung, die zeigt, dass wir die Welt verändert haben. Unser geballter Zynismus soll nur über unseren tiefen Wunsch hinwegtäuschen, eigenhändig zu demonstrieren, dass das Gesetz wirklich ein Instrument des Guten ist.

Als ich damals gerade angefangen habe, als Anwältin zu arbeiten, hat eine ältere Verteidigerin mir einmal gestanden, dass sie vor Gericht am meisten Angst hat, wenn sie von der Unschuld ihres Mandanten überzeugt ist. Heute verstehe ich das. Oft genug geht es darum, Zweifel zu äußern, das System zur Verantwortung zu ziehen und den Mandanten zu einem ordnungsgemäßen Verfahren zu verhelfen, ihnen die Chance zu geben, sich Gehör zu verschaffen. Wir denken nicht darüber nach, ob sie es getan haben oder nicht, sondern erfüllen unsere Funktion und überlassen die Entscheidung dem Gericht.

Aber wenn ein Fall uns unter die Haut geht, wenn der Mandant uns restlos von seiner Unschuld überzeugt hat, wenn wir allein zwischen seiner Freiheit und seiner Inhaftierung stehen – dann ist das furchterregend.

Jeder hat diesen einen Prozess, der ihn heimsucht. Selbst wenn wir uns später damit beruhigen, der Mandant könnte es vielleicht *doch* getan haben. Wir wissen, dass wir ihn hätten rausboxen müssen. Wenn wir davon überzeugt waren, dass er es nicht war, ist es eine Katastrophe. Es reißt einen um drei Uhr morgens aus dem Schlaf. Man hasst die Staatsanwaltschaft dafür, dass sie Anklage erhoben hat. Man lässt die Beweislage und die eigene Rolle wieder und wieder Revue passieren. Um sich davon loszueisen, braucht es einen anderen Verteidiger. Man schlägt vor, in Berufung zu gehen, und noch bevor jemand einen darauf hinweist, weiß man schon, dass

jemand anderes die Sache übernehmen muss, dass man zu involviert ist und auf Abstand gehen muss.

Denn bei all unserem *objektiven* Geschichtenerzählen, bei all unserem *Ich bin nur ein Werkzeug des Gerichts*, bei all unserem verquer egozentrischen *Ich bin nicht wichtig, ich bin nur das Sprachrohr*, sind wir, sobald wir unser Schutzschild fallen lassen, doch auch noch Menschen mit unvorhersehbaren emotionalen Impulsen. Es gibt kein bestimmtes Muster, keine festen Kriterien dafür, wann ein Fall einen derart anfasst, aber wenn es passiert, wird es gefährlich. Nicht nur für den Anwalt, sondern auch für den Mandanten, denn wenn der Verteidiger sich zu sehr an der Version des Mandanten orientiert, verliert er die Perspektive der Staatsanwaltschaft aus den Augen und damit die Grundlage jeder effektiven Argumentation. Ironischerweise leistet man die beste Arbeit, wenn man von jeder emotionalen Involviertheit Abstand nimmt.

Es ist kein Zufall, dass Anwälte meist unter sich bleiben. Wir verstehen diese seltsame Zwangsjacke, in der wir von Gesetzes wegen stecken. Es fällt schwer, jemandem antworten zu müssen, der einen Artikel im *Telegraph* gelesen hat, in dem wir bezichtigt werden, gegen sichere Straßen anzuarbeiten. Anfangs macht es einen rasend, später sorgt es nur noch für ein flaues Gefühl im Magen, und man schenkt dem Verwandten oder Freund der Familie oder dem alten Kumpel aus Unizeiten, der eine ehrenwerte Wissenschaft oder Sprachen studiert hat, ein gutmütiges Lächeln und ein *Ganz so einfach ist es dann doch nicht* – um dann schnell das Thema zu wechseln und die schleichende Verachtung für die Frage zu unterdrücken. Pünktlich zur Wahlkampfzeit schallen wieder die großen Reden zum Thema Recht und Ordnung durch das ganze Land, die Empörung über Straßen voller Verbrecher. Dabei landen die meisten Menschen vor Gericht, weil sie arm, benachteiligt, diskriminiert und machtlos sind. Ja, es lässt sich nicht alles wegargumentieren, aber bevor man über »Kriminelle« schimpft, gilt es erst einmal, in anderen Bereichen für Gleichheit zu sorgen. Nicht alle Verbrechen haben ihren Ursprung in Armut. Es gibt eine ganze Menge zweiter Chancen.

Nicht alle meine Mandanten sind wie der arme Tony, nicht alle sind wie mein Bruder. Es ist nicht so einfach, wenn die Dinge nicht eindeutig stehen. Jeder will ein klares »Ja« oder »Nein«, »schuldig« oder »nicht schuldig«, alle wollen »wir« und »die«. Aber sobald »wir« »die« *sind,* wird es verwirrend.

Ich bin betrunkener, als ich gedacht hatte, aber als Julian mir beim Aufstehen hilft und sich umsieht, gilt sein Aufstöhnen nicht mir. »Scheiße, da sind drei von oben aus der Kanzlei. Anderson, Mossop und dieser andere.«

Ich kenne diese Panik gut. Keiner von uns legt Wert darauf, beim Ausgehen ein bisschen zu betrunken von Kronanwälten erspäht zu werden. Trotzdem lehne ich mich kichernd an Julian. Er kichert auch. Wir taumeln beide, in der Ferne sehe ich den Tisch mit drei ernsten Männern beim Abendessen. Auf die kleinen Stühle gequetscht, seltsam unbeholfen so nah an dem Holztischen. Noch mit Krawatte, alle mit Brille, für das untrainierte Auge identisch. Wir jedoch haben diese Männer wieder und wieder vor Gericht erlebt und können sie anhand von kleinsten Einzelheiten unterscheiden, auch wenn sie womöglich keinen Schimmer haben, wer wir sind.

Plötzlich steht die Kellnerin vor uns, bedankt sich. Das Trinkgeld war wohl erheblich.

Mit eingezogenen Köpfen erreichen wir die Tür. Julian lässt eine Bemerkung fallen, und ich breche beinahe vor Lachen zusammen. Draußen küsst er mich. Stürmisch und leidenschaftlich. Ich spüre das Wogen seines Körpers dicht an meinem. Höre seine Stimme, leicht betrunken, aber tief und vielsagend.

»Wir sollten irgendwohin gehen.«

Wir küssen uns wieder. Sanft, ganz sanft streicht er mir die Haare aus dem Gesicht. »Nehmen wir ein Uber zu dir?«

Damit habe ich nicht gerechnet. Ich nicke zustimmend, aber während ich ihn erneut küsse, schweifen meine Gedanken zu dem Chaos, das ich zu Hause hinterlassen habe. Kleider auf dem Boden, das sich türmende Geschirr in der Küche.

»Holen wir uns noch Eis von diesem fancy Laden.«

Der nächste Kuss raubt mir den Atem. Meine Hände greifen nach ihm, dann legt er den Arm um mich und wir schlendern zu der Eisdiele um die Ecke.

Drinnen ist das Licht grell. Ich will am liebsten schnell wieder raus, aber Julian sucht sich in aller Ruhe exotische Sorten aus. Ich bringe mich ins Gleichgewicht. Ich bin entspannt und angenehm mürbe. Ich berühre die Rückseite von Julians Hemd, während er mit der Bedienung spricht, fahre seine Wirbelsäule nach, genieße den leichten Schauer, den das bei ihm

hervorruft. In Gedanken spule ich auf morgen vor, mir fällt ein, dass Julian bei mir sein wird und wir nach Notting Hill laufen und dort frühstücken können. Die Cafés dort werden ihm gefallen, und Markt ist auch.

Wieder durchläuft ein Schauer seinen Rücken, mir schießt ein Bild von uns beiden durch den Kopf, mit Kaffee und Frühstückseiern. Was passiert da mit mir? Ich mag ihn wirklich. Vielleicht finden Menschen sich ja so? Bei der Arbeit, indem sie miteinander lachen, etwas gemeinsam haben. Tess und Julian.

Ich lasse die Hand zu seinem Nacken gleiten. Seine Hand legt sich über meine.

Nach dem Eisladen holt Julian noch zwei teure Flaschen Wein aus dem Spirituosengeschäft und fragt nach meiner Adresse. Kurz darauf steigen wir in einen silbernen Prius, der Uber-Fahrer lacht leise, findet uns witzig, und schon brausen wir durch die Straßen von London Richtung Westen. Ich nestle noch an meinem Gurt herum, als Julian mich auf dem Rücksitz küsst. In seinen Küssen liegt eine überraschende Erfahrenheit, aber andererseits lernen Männer wie Julian das vielleicht genauso wie Latein oder Cricket. Vielleicht sorgt jemand dafür, dass sie alle Voraussetzungen erfüllen, um Frauen anzuziehen und eine gute Partie zu machen. Mein Zynismus ist wie weggeblasen, als er aufhört, mich zu küssen, mir in die Augen sieht und sagt:

»Du kannst verdammt gut küssen.«

Gar nicht mehr schüchtern ziehe ich ihn wieder an mich. Denke an nichts anderes mehr als den warmen, sexy Körper, der sich da an meinen presst, Mund an Mund.

Auf dem Weg die Stufen zu meiner Wohnung hinauf merke ich, dass ich mehr als nur ein wenig angetrunken bin, aber als ich die Tür aufmache – Julian dicht hinter mir, seine Hüfte an meiner –, vertreibt der Anblick des Durcheinanders all meine Bedenken über meinen Zustand. An der Tür liegen Take-away-Boxen. Im Eingangsbereich erspähe ich das Chaos. Ich bitte Julian, draußen zu warten, bis ich aufgeräumt habe, aber er protestiert. Ich befehle ihm, die Augen zuzumachen, damit ich ihn in die Küche führen kann. Dort angekommen flehe ich ihn an, mir ein paar Minuten Zeit zu geben. Ich bin jetzt hellwach, aber nicht besonders sicher auf den Beinen. Trotzdem schaffe ich es, die ganzen Kleider unters Sofa zu kicken und ein

paar Sachen aus dem Weg zu räumen. Als ich den Korken der Weinflasche ploppen höre, rufe ich Julian zu:

»Du magst doch Coldplay, oder?«

Ich frage mit einem Lächeln, erwarte, dass es ihm peinlich ist, wie er vor ein paar Wochen im Inflation zu *Yellow* getanzt hat. Ich will ihn ein bisschen necken – »Der reiche Junge steht immer noch auf Coldplay« –, aber er bleibt ganz ungerührt.

»Und wie.«

Ich zücke mein Handy und verbinde es mit dem Lautsprecher. »Alexa, spiel Coldplay.«

Wie durch Magie setzt die Musik genau in dem Moment ein, als Julian auftaucht, mit zwei Gläsern, einer geöffneten Flasche Wein, zwei Löffeln und dem Bottich Eis. Ich werfe mein Handy achtlos beiseite. Er rückt den Beistelltisch näher zum Sofa, stellt die Weingläser darauf und schenkt ein. Die Eissorten sagen mir alle nichts. Mein Sofa ist großzügig und luxuriös, eine richtig dekadente Anschaffung, die ich an meiner Wohnung liebe. Ich setze mich, er lässt sich ohne Zögern direkt neben mich fallen und fährt mir mit den Fingerspitzen die Beine auf und ab. Ich muss mich kurz orientieren. Julian ist in meiner Wohnung, auf meinem Sofa. Wir beide – aber nicht bei der Arbeit, sondern bei mir.

Er sieht hier anders aus, ich kann es nicht recht einordnen. Er hält inne, öffnet die Packung Eiscreme und füttert uns abwechselnd damit. Das Eis gleitet in unseren Mund, meine Lippen sind kalt. Wir essen alles auf, nehmen einen langen Zug Wein und küssen uns. Das kalte Pistazien-Mango-Eis und der warme, samtige Rotwein machen den Kuss köstlich intim. Als wir uns Wein nachschenken, spricht Julian nicht viel. Ich versuche, das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

»Erzähl mir was Überraschendes über dich.«

»Zum Beispiel?«

Meine Stimme ist anzüglich, ich verschlinge ihn mit Blicken. »Etwas, das mich beeindruckt.«

Julian überlegt eine Weile. »Nach unserem *Pro-bono*-Gespräch in der Kanzlei neulich habe ich einer Obdachlosenunterkunft meine Dienste angeboten.«

Ich werde ganz schwach. »Das ist ja fantastisch!«

Ich übertreibe ein bisschen, mime eine Ohnmacht. Er lacht. »Immer mit der Ruhe, es ist nur ein Fall im Monat.«

Dieser neue Julian gefällt mir; es imponiert mir, dass er einfach so etwas macht und bis jetzt kein Wort darüber verloren hat. Er scheint sich zu verändern, und zwar in eine Richtung, die mir sehr zusagt. Als wir die restliche Flasche ausgetrunken haben, geht er in die Küche und holt die zweite. Ich bin jetzt so scharf auf ihn, dass ich ihn mit Blicken ausziehe. Er schenkt ein, und bevor ich dazu komme, einen Schluck zu nehmen, hebt er mich hoch und setzt mich so hin, dass ich ihm auf dem Sofa gegenübersitze. Er ist stark, es ist sexy, wie leicht ihm das fällt.

»Da hat wohl jemand trainiert …«

Er antwortet nicht, küsst meinen Hals, meine Lippen, meine Ohren. Schiebt die Hände unter mein Kleid. Ich hole Atem, löse mich von ihm. Ich stelle ihm ein paar Fragen zu seiner Familie, zur Arbeit seines Vaters. Dann frage ich nach seinen früheren Beziehungen. Er ist abgelenkt, atmet schwer, spricht lässig über die Frauen in seinem Leben. Es sind einige. Ich bin überrascht von der Menge – kurze Geschichten, Langzeitbeziehungen, hier und da eine Affäre. Ich hatte nur eine etwas längere Sache und sonst vor allem Gelegenheitssex, aus dem sich ab und zu etwas Mittelfristiges entwickelt hat. Ich gehe nicht weiter ins Detail, aber er nickt, als ginge er davon aus, dass ich ziemlich viel Sex gehabt habe. Das irritiert mich nicht weiter, lässt mich aber am Rand meines Bewusstseins doch hellhörig werden. Offenbar hat er darüber nachgedacht.

Wir unterhalten uns noch etwas bei der zweiten Flasche Wein, dann räkeln wir uns auf dem Sofa. Jules hält einen Moment inne und zieht sein Hemd aus. Er öffnet seinen Reißverschluss, jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich ziehe ihn an mich. Innerhalb von Sekunden hat Julian fachmännisch mein Kleid abgestreift. Ich blicke an mir herunter, seine Hände umgreifen meine Brüste, führen sie zu seinen Lippen, auch den BH hat er mir ausgezogen. Unsere Hände sind überall. Es ist wilder als in der Kanzlei, weniger sanft, aufregend. Beim Küssen wird mir ein wenig schwindlig, aber auf angenehme Art und Weise.

Liegt das am Kuss oder am Wein?

Ich weiß nicht, woher Julian den Weg in mein Schlafzimmer kennt, aber die Wohnung ist nicht groß, und es gelingt ihm, mich dorthin zu führen, als wäre er schon einmal hier gewesen. Wir sind auf meinem Bett. Es fällt mir nicht einmal auf, dass es nicht gemacht ist, es ist mir egal. Es ist heiß, es ist dringend, wir stürzen uns in den Sex. Er ist selbstsicher und ganz wild auf meinen Körper.

Meine Augen sind geschlossen, während wir es tun.

Danach sind wir beide fix und fertig, wir reden nicht, liegen nur ineinander verknäuelt auf dem Bett, auf dem kaum mehr ein Laken liegt.

Wir müssen eingedöst sein, aber gegen zwei Uhr morgens wache ich davon auf, dass seine Hände drängend meinen Körper betasten. Als ich mich zu ihm umdrehe, küsst er mich heftig – er ist so wach. Ich berühre ihn, rücke näher. Wir sind im Einklang. Das ist schön. Ich will das, mein Körper spricht auf seinen an. Dann packt mich plötzlich der überwältigende Drang zu … kotzen. Ich weiche zurück, falle beinahe vom Bett und stürze strauchelnd zum Klo. Ich kotze mir die Seele aus dem Leib. Alles ist plötzlich intensiv. Der klamme Geruch der Kloschüssel. Meine raue Kehle, mein pulsierender Kopf. Ich schaue an mir hinunter.

Oh Gott, ich bin völlig nackt.

Ich hocke auf dem Boden.

Und Julian liegt in meinem Bett und hört mich kotzen.

Er ruft nach mir: »Alles in Ordnung?«

Ich versuche verzweifelt, so zu klingen, als wäre es das, bemühe mich um einen normalen Tonfall, höre aber selbst, dass er mir nicht gelingt. »Ja. Ja. Alles okay, nur der Rotwein …«

Der Gedanke an den Wein lässt mich würgen wie einen verendenden Elefanten. Ich versuche, das Geräusch zu unterdrücken, was es jedoch nur noch schlimmer macht. Ich will meinen Satz beenden. »Nur der Rotwein in Kombination mit dem Eis!«

Nur die Erinnerung an das seltsame Pistazieneis in Verbindung mit dem Rotwein lässt mich wieder loslegen, ich würge trocken ins Klo, jedes Geräusch verstärkt vom Miniaturamphitheater der Keramikschüssel.

Ohne mich vom Boden zu erheben, strecke ich mich nach dem Knopf und spüle die Kotze runter. Die Anstrengung ist enorm, der sich ergießende Wasserschwall laut in meinen Ohren.

Ich schließe die Augen. Wie demütigend.

Ich sacke auf den Fliesen zusammen. Sie sind kalt, beruhigen meinen wummernden Kopf. Ich bin erleichtert, weil Julian mir nicht nachgekommen ist, dankbar, dass noch eine Chance besteht, nicht in all meinem Elend exponiert zu werden. Ich weiß nur, dass ich mich dreckig fühle und mich nicht aus dieser Position herausbewegen kann. Von da, wo ich liege, sehe ich die Unterseite des Klorollenhalters. Sie hat eine andere

Farbe als der Rest, was ich seltsam finde. Ich verbringe übertrieben lange damit, darüber nachzudenken, verstehe einfach nicht, warum man das Ding nicht einfarbig gestaltet hat. Wo das doch überhaupt niemand sieht. Bis auf mich. Hier auf dem Boden.

Ich liege hier bestimmt schon … eine ganze Weile. Vielleicht habe ich die Augen zugemacht und ein bisschen geschlafen. Keine Ahnung. Dann spüre ich, wie starke Arme mich vom Boden hochheben. Es ist Julian, er legt meine Arme um seinen Hals und trägt mich vorsichtig zurück zum Bett. Der Gedanke daran, wie ich aussehen muss, ist demütigend. Ich drehe mein Gesicht von ihm weg. Sicher stinke ich ganz grauenhaft.

Julian flüstert mir ins Ohr. »Alles in Ordnung?«

Ich bin immer noch bemüht, einen möglichst normalen Eindruck zu machen, halte aber die Augen geschlossen. »Ja. Ja. Nur ein bisschen … bäh.«

Untertreibung.

Die Weichheit des Bettes und die Kühle des Kissens sind eine unheimliche Erleichterung. Ich weiß, dass ich immer noch nackt bin, versuche, auf dem Bauch zu liegen. Ich dämmere wohl weg, werde aber davon wach, dass Julian sich auf mich rollt und meine Wange küsst. Mühsam versuche ich, mich aufzurappeln. »Ich muss mir die Zähne putzen.«

Er streicht mir über den nackten Körper, küsst mich weiter. Ich weiche zurück, taste nach einem Laken, nach irgendetwas, um mich zu bedecken. Noch schlaftrunken. Er schiebt sich nah an mich, umfasst meine Taille mit beiden Händen und versucht erneut, mich zu küssen. Ich will mich entziehen. »Ich kann dich so nicht küssen.«

Ich fühle mich immer noch krank, betrunken und benommen. Er leckt über mein Gesicht.

»Ich fühle mich eklig.«

Meine Augen sind zu, denn ich will nicht in diesem Moment sein, will das ganze Durcheinander wegschlafen, meinen Kopf auf ein Kissen legen, bis sich nicht mehr alles dreht.

Als er erneut Anstalten macht, mich zu küssen, sage ich es noch einmal. »Jetzt nicht, ich fühle mich eklig.«

Er ist jetzt ganz nah. Der herbe Geruch überreizt meine Sinne, ich fürchte mich vor der Welle der Übelkeit, die in mir aufsteigt. Julian küsst weiter mein Gesicht, er sagt etwas, aber ich erkenne seine Stimme nicht

wieder. Er sagt, ich sei schön. Klingt aber so ungeduldig. Er küsst mich jetzt anders als vorhin. Ich drehe mein Gesicht weg, seine Hände sind überall. Mir ist immer noch schlecht. Er presst seinen nackten, erregten Körper ganz nah an meinen. Irgendwo am Rand meines Bewusstseins höre ich seine Stimme. »Bleib einfach liegen und lass mich machen.«

»Nein, nein, ich kann nicht.«

Ich winde mich wieder, aber jetzt drücken seine Arme und Beine gegen mich, engen mich ein. Angst durchzuckt mich, und plötzlich bin ich völlig wach. Er ist auf mir, küsst jetzt aber nicht mehr mein Gesicht.

»Warte, warte ... Das ist alles zu ... Nein. Julian, ich krieg keine Luft.«

Das Gewicht auf meiner Brust ist schwer, hart.

»Julian, *hör auf*. Ich, ich ... Ich muss mir die Zähne putzen.«

Ich registriere gar nicht richtig, was passiert. Er hört mich nicht, hört nicht zu. Er reibt sich an mir.

»Julian, Julian! Hör auf. Nein.«

Ich höre meine eigene Stimme, verzweifelt und verwirrt. Ich bekomme kaum Luft. Ich drücke ihn energisch weg, aber er legt mir die Hand aufs Gesicht, über den Mund. Über die Nase. Er ist irgendwo anders, ich bin gar nicht da. Er scheint mich gar nicht wahrzunehmen. Sich nicht um mich zu kümmern. Oder ist er ein völlig anderer Mensch? Wie kann er denn nicht merken, dass ich das nicht will? Wie kann ihm das entgehen?

Plötzlich sind meine Hände über meinem Kopf und er stützt sich auf die Hand, die auf meinem Gesicht liegt. Ich kann nicht atmen. In meinem Kopf rattert es. Hat er mich nicht gehört? Natürlich hat er das. Ich bekomme Panik. Meine Arme tun weh, sie sind grob über meinen Kopf gezogen. Ich kann nichts tun, seine Schenkel klemmen meine Beine ein. Langsam beginne ich zu begreifen, was hier passiert, aber doch nicht ganz. Angst, Wut. Mein Blick wandert durchs Zimmer, huscht von einem Gegenstand zum nächsten, auf der Suche nach einem Ausweg. Das Bild an der Wand, das ich mir von meinem ersten Honorar gekauft habe, die roten Linien von hier aus verkehrt herum, in der Ecke die Lampe mit den Troddeln am Schirm, ein Griff an meinem Schrank, silbern und glatt. Nichts von Bedeutung, nichts, was mir helfen könnte. Ich gerate in Panik, versuche, mich zu bewegen. Woran kann ich mich festhalten? Da ist nichts.

Ich höre Julian ächzen, dann durchschießt mich ein schneidender Schmerz. Der Schock erfasst meinen ganzen Körper. Ich will mich bewegen, kann aber nicht. Zwei schwere Schenkel halten meine an Ort und Stelle.

Wieder spüre ich den Drang, mich zu übergeben. Bin gleichzeitig fassungslos und entsetzt, dass das gerade passiert. Die Hand über meinem Mund drückt jetzt fester zu. Ein und dieselbe Hand, die ich in dieser Nacht meinen Körper habe erkunden *lassen*. Ich versuche hineinzubeißen, aber keine Chance. Meine Nase ist so plattgequetscht, dass ich fürchte, sie könnte brechen. Ich versuche noch einmal, mich zu bewegen, zu beißen, aber nein. Ich fühle mich nutzlos. Er drängt sich tiefer in mich. Ich höre ihn stöhnen. Sein Gesicht ist irgendwo weit über meinem, ich bin nur ein Ding unter ihm. Ich bin gefangen. In mir Schmerz, unerträglicher Schmerz. Mit einem rauen Stoßen bewegt er sich noch tiefer in mich hinein. Jeder Muskel in meinem Körper ist gespannt. In Gedanken flehe ich eine höhere Macht um Hilfe an, an die ich nicht glaube. Ein aussichtsloser Kampf darum, dass irgendwer, irgendetwas einschreitet. *Mia, Adam. Johnny. Cheryl. Mum. Helft mir.*

Aber es gibt kein Entkommen. Mein Blick heftet sich an die Decke, während es immer und immer weitergeht. Mein Blick wird glasig. Der Raum ist jetzt ganz still. Nichts dringt zu mir durch.

So passiert es.

So werde ich vergewaltigt.

Es ist ein seltsamer, außerweltlicher Moment. Ich befinde mich jenseits meines Körpers. Spüre meinen Körper in sich zusammensacken, sich fügen, erstarren. Es geht weiter und weiter. Mein Körper bebt unter seinen Schenkeln, bewegt sich, ohne von mir bewegt zu werden. Alles in mir schreit: *Mach, dass es aufhört!* Aber das kann ich nicht. Ich höre das Bett gegen die Wand schlagen, dann wird es ganz still. Ich bin wie ein Ding, das einfach existiert, das wird mir einfach zugefügt, mein Körper gehört mir nicht mehr. Ich starre an die Decke. Es geht weiter, für immer und ewig. In mir regt sich der Wunsch, einfach zu verschwinden, durch das Fenster davonzufliegen, meinen Körper einfach zurückzulassen. Auf der linken Seite der Decke prangt ein Schmutzfleck. Auf ihn konzentriere ich mich. Ich bekomme keine Luft, mir ist übel. Sterbe ich jetzt? Das ist das Letzte, was ich sehen werde, dieser beiläufige Fleck an der Decke. Das Letzte, was ich spüren werde, ist dieser grässliche Schmerz. Das Leben fühlt sich so klein an. Ich fühle mich so klein. In diesem Moment bin ich nichts, nur ein Ding, das von jemandem gefickt wird. Ich fühle mich schuldig. Wenn ich hier sterbe, sieht meine Mutter meine Leiche. Ich sehe sie vor mir, wie sie weinend die Hände nach mir ausstreckt. Ich sehe meinen leblosen Körper. Spüre meinen leblosen Körper. Und dann senkt sich ein letztes Gewicht auf mich – und er

ist fertig.

Sein Körper ist jetzt schwerer, aber die Bewegung hat aufgehört. Ich habe schon eine Weile nichts mehr gehört, und die Zeit hat sich verschoben. Jetzt ist alles still und leer.

Ist er noch in mir?

Seine Hand liegt nicht mehr auf meinem Mund, aber ich schweige. Meine Arme sind frei, aber immer noch über meinem Kopf ausgestreckt. Mein Blick noch immer auf die Decke gerichtet. Um mich herum dieses seltsame Nichtwahrhabenwollen und auf mir sein in sich zusammengesackter Körper.

Ich bin hier, und auch wieder nicht.

Ich kann wieder hören. Mein Atem geht schwer. Julian fängt sanft an zu schnarchen. Ich weine lautlos, in meinen Mundwinkeln sammeln sich salzige Tränen. Mein Kopf kommt immer noch nicht nach. Ich kämpfe mich unter dem schlafenden Julian hervor. Er ist schwer, und mir tut alles weh. Als ich es schließlich aus dem Bett auf den Boden schaffe, fließen die Tränen heftig. Ich sehe mich erfolglos nach dem Laken um. Meine Nacktheit verstört mich, aber ich wanke zurück ins Bad und sperre die Tür ab. Ich gehe zum Klo und kotze und kotze und kotze. Danach putze ich mir die Zähne. Betrachte mein Gesicht im Frisierspiegel. Ich sehe nicht mich, sondern jemand anderen. Meine Wimperntusche ist verschmiert, meine Haut fleckig.

Ich fasse mir ins Gesicht, fühle aber nichts.

Ich spüre ihn am ganzen Körper, seinen Schweiß, seinen Geruch. Ich bin wie blockiert, schaffe es aber irgendwie in die Dusche. Ich stelle den Wasserstrahl auf hart, setze mich auf den Boden und scheuere mir die Haut mit der Nagelbürste. Schrubbe, bis sie knallrot ist. Dann bleibe ich an die Glaswand gekauert sitzen, starre die Mosaikfliesen an. Die habe ich ausgesucht, erinnere ich mich. Die Fliesen für dieses Bad habe ich ausgesucht. Ich habe so heftig geschrubbt, dass Blut aus meinem Bein hervorsickert. Ich beobachte, wie es über dem Abfluss im Kreis wirbelt, sich zu Rosa auflöst und weggespült wird. In meiner Vagina sitzt ein Schmerz. Ein Schmerz, den ich dort noch nie zuvor gespürt habe. Wut steigt meine Kehle hoch. Ich schreie, aber nur in meinem Kopf.

Wie kannst du es wagen!

Ich sacke wieder in mich zusammen und spule in Gedanken all die Fragen ab, die ich vor Gericht immer und immer wieder gestellt habe. Ich höre meine Stimme, aber nicht meine normale Stimme. Meine

Gerichtsstimme. Stark, selbstsicher, unnachgiebig. Ich schaue nach oben, das Wasser fällt in langen Linien direkt auf mich herunter. Ich schließe die Augen. Alles soll einfach verschwinden.

Aber die Gerichtsstimme bleibt hartnäckig.

Die Restaurantrechnung legt nahe, dass Sie beide viel Sake konsumiert haben. Zeugen zufolge haben Sie gekichert, ist das richtig?

Trifft es zu, dass sich in Ihrer Wohnung zwei leere Rotweinflaschen befinden?

Würden Sie zustimmen, dass Sie alkoholisiert waren?

Sie haben so viel getrunken, dass Sie sich übergeben mussten, nicht wahr?

Sie haben sich fast komplett entkleidet, richtig?

Freunden und Verwandten gegenüber hatten Sie erwähnt, zwischen Ihnen und dem Angeklagten würde sich etwas *anbahnen*. Hatten Sie schon zuvor mit ihm geschlafen?

Ich sitze in der Dusche. Was soll ich jetzt machen? Jemanden anrufen?

Ich verlasse die Dusche, meine Haut ist rot, rot, rot. Ich wickle mich in ein Handtuch und bekomme Angst. Julian liegt immer noch in meinem Schlafzimmer. Ich gehe ins Gästezimmer. Öffne den Schrank mit den eingemotteten Kleidern. Für die Wintersachen ist es zu warm, aber ich finde ein grünes Maxikleid, das ich sonst nur auf Reisen mitnehme, und ein Paar Flipflops. Als ich mich im Spiegel sehe, wirkt der Aufzug völlig unpassend.

Ich werfe einen Blick Richtung Schlafzimmer, betrete es aber nicht mehr. Gehe ins Wohnzimmer und fange an, aufzuräumen, auch wenn ich es vermutlich lieber lassen sollte, falls … ja, Himmel, falls was? Was soll ich machen? Ich will einfach nur die Rückspultaste drücken und … und was?

Julian liegt in meinem Bett. Immer noch. Und ich? Ich sehe das Leben vor mir, das ich mir aufgebaut habe, meine Karriere. *Denk jetzt gut nach, Tessa, denk gut nach*. Meine Karriere.

Wie kann er es wagen?

Was mache ich jetzt? Als Zeugin in meinem eigenen Gerichtssaal auftreten? Gegen Julian und die brillanten Kontakte seines Vaters? Der dann seine Verteidigung mit Adam durchspricht? Zeugen aufruft? Mia zu der Mail befragt, die ich ihr geschrieben habe, Alice, den Uber-Fahrer. Die Kellnerin aus dem Restaurant, Leute, die uns haben lachen und knutschen sehen. Den Typen aus dem Getränkeladen? Den Eisverkäufer? Denn so funktioniert die juristische Wahrheit, so versucht das Gesetz, sich ein Bild zu machen. Nein.

Nope. Kann ich nicht machen. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Im Wohnzimmer herrscht noch immer Chaos, ich kann nicht glauben, dass der Abend auf dem Sofa erst gestern war, es fühlt sich an, als sei seitdem eine Ewigkeit vergangen. Ich drehe mich zu meinem immer noch angeschalteten Lautsprecher um, erinnere mich an mein Handy und wühle herum, bis ich es finde. Am liebsten würde ich in mein Schlafzimmer gehen und schreien, die Polizei rufen, ihn in Angst und Schrecken versetzen.

Stattdessen verlasse ich meine eigene Wohnung. Ich weiß nicht recht, warum und mit welchem Ziel. Es ist noch früh und dunkel. Ich gehe und gehe. Spreche mit mir selbst, gehe alles in Gedanken durch. Ich gehe. Gehe die verlassene Harrow Road Richtung Ladbroke Grove. Ich gehe und gehe, vorbei am großen Sainsbury's, weiter an der U-Bahn-Station vorbei. Vorbei an all den Häusern und Wohnungen mit schlafenden Menschen darin. Mein Kopf tut weh, aber ich achte kaum darauf. Ich bin ausgetrocknet und durstig, aber es hat noch nichts offen, wo ich Wasser kaufen könnte. Irgendwie sind die Halsschmerzen auch angenehmer, als über die anderen schmerzenden Stellen nachzudenken. Ich gehe weiter und biege in Notting Hill links in die High Street ab. Dort sind ein paar Jogger unterwegs, einer davon, groß und kantig, streift mich fast im Vorbeilaufen, und ich fahre zusammen. Mit seinen AirPods hört er mein Aufjaulen nicht, läuft einfach weiter. Ein paar Radfahrer tauchen auf. Wohin fahren sie? Als ich schließlich Marble Arch erreiche und Richtung West End abbiege, kann ich nur noch an meine Mum denken, daran, irgendwie zu ihr zu kommen, mit ihr zu reden. Ich ziehe mein Handy hervor und rufe ihre Nummer auf.

Wie erzählt man seiner Mutter, dass man vergewaltigt wurde? Wie spricht man diese Worte laut aus? Ich stecke das Handy zurück in die Tasche. Gehe weiter. Fühle mich wie betäubt, aber in Gedanken sage ich mir immer und immer wieder, dass ich vergewaltigt wurde.

Ich wurde vergewaltigt.

Julian hat mich gerade vergewaltigt.

Ich wurde vergewaltigt.

Es fühlt sich hässlich und jämmerlich an. *Ich* fühle mich hässlich und jämmerlich. Dämlich leichtgläubig. Mädchen wie ich, die dort herkommen, wo ich herkomme … Wie konnte ich es wagen zu glauben, dass ich mit jemandem wie Julian zusammen sein könnte? Ich fühle mich blöd und gedemütigt. Ich habe ihm so viel von meiner Familie erzählt. Dachte er

deshalb …? Immer und immer wieder denke ich daran, wie er mit der Kellnerin geflirtet hat. War das ein Zeichen? Es war mir unangenehm, aber …?

Ich drehe durch. In mir tobt ein Zorn, der mir Angst macht.

Ich wurde vergewaltigt, und er kann einfach so davonspazieren, ohne je dafür zu bezahlen? Lasse ich ihn damit davonkommen? Das bin doch nicht ich. Ich glaube an Gerechtigkeit. Glaube ich etwa, dass Frauen so etwas passieren sollte? Dass sie dazu schweigen sollten? Nein. Mein juristisches Ich mischt sich ein. Das hat keinen Sinn, du wirst verlieren, wenn du das vor Gericht zerrst, erholst du dich davon nie wieder, das zerstört dich. Vielleicht irrst du dich ja? Vielleicht ist es gar nicht passiert? Mein Bewusstsein hat schon die Flucht ergriffen, meine Wahrheit wird von mir selbst auseinandergerupft. Ich muss etwas unternehmen. Ich kann das nicht für mich behalten. Weiter zur Arbeit gehen, als wäre es normal, dass er mir das angetan hat. Ist es mir so peinlich, Opfer eines Gewaltverbrechens geworden zu sein, dass ich es nicht zur Anzeige bringe? Wo bleibt die Gerechtigkeit? Das Vertrauen, dass das Gesetz es richtet?

Es fängt an zu regnen. Ich spüre die Tröpfchen auf meinem Gesicht. Instinktiv halte ich mein Gesicht in den Himmel und mache den Mund auf, wie ich es als Kind gemacht habe. Die Regentropfen sind echt, sie sind da. Ich lebe noch. Jetzt prasselt der Regen heftiger. Ich bin müde vom Gehen, alles tut weh. Ich bin fest entschlossen, ich will zu meiner Mum. Ich brauche sie. Muss sie sehen. Ich muss nachdenken. Ich muss hier weg. Ich nehme einen frühen Zug. Leicht beschleunigten Schrittes steuere ich auf einen Taxistand in der Nähe zu.

19

Am Taxistand angekommen bin ich völlig durchnässt. Ich bin seit Stunden auf den Beinen, aber wie erschöpft ich bin, merke ich erst, als ich auf das erste Taxi in der Reihe zugehe, zerbrechlich, nass und verloren. Alles, woran ich denken kann, ist, endlich zu meiner Mum zu kommen. Ich setze mich auf den Rücksitz des Taxis, dankbar für diesen Zufluchtsort.

»Morgen.«

»Morgen.«

Der Blick des Fahrers ruht auf mir. Ich biete wohl einen ziemlich wilden Anblick, mein langes Kleid durchtränkt vom Regen und eng an meinen Körper klebend, die Füße in Flipflops aus Gummi. Der Taxifahrer schweigt.

»St Pancras bitte.«

Seine Antwort kommt prompt. »Sorry, Schätzchen, aber heute Morgen fahre ich nur richtige Strecken.«

»Was?«

Er spricht in einem Singsang, als wäre seine Aussage vollkommen vernünftig. »Schätzchen, für so eine mickrige Fahrt habe ich nicht die ganze letzte Stunde hier gewartet.«

Es ist nicht weit, da hat er recht, aber ich koche vor Wut. Meine Stimme klingt schriller als sonst. Anklagend. »Sie stehen hier an einem Taxistand!«

Eine Information, die dem Fahrer ganz offensichtlich nicht neu ist. Mein Ton passt ihm nicht. »Und Sie tropfen mir da hinten den ganzen Sitz voll.«

Das tut nichts zur Sache. Ich bleibe ruhig sitzen. »St Pancras bitte.«

Aber er fährt nicht los.

»Wie gesagt, ich fahre Sie nicht. Da drüben ist ein Hotel voller Leute, die nach Heathrow müssen.«

»Tja, Sie haben aber keine Wahl.«

»Und ob. Das ist mein Taxi!«

»Sie stehen an einem Taxistand, Sie fahren, wohin man Sie schickt, so sind die Regeln.«

Er schaltet auf stur.

»Diesmal nicht.«

Ich kann mich nur noch mit Mühe zusammenreißen. Meine Stimme schaltet ins Juristische. »Mit einem Regelverstoß riskieren Sie eine Strafe. Wenn Sie mich nicht fahren, werde ich Sie melden …« Und dann voller Zorn: »… und ich sorge dafür, dass Sie Ihre Konzession verlieren.«

Die Drohung geht nach hinten los. »Sie machen jetzt die Tür auf und steigen aus meinem Taxi aus.«

»Nein.«

Ich schaue aus dem Fenster. Es regnet jetzt noch heftiger. Die Freundlichkeit des Fahrers, als ich eingestiegen bin, ist wie weggeblasen. »Wenn Sie nicht aussteigen, rufe ich die Polizei.«

Jede Faser meines Körpers ist kurz davor, sich aufzulösen.

»Das ist nicht fair.«

Ich merke, wie meine Stimme zu zittern anfängt. Der Fahrer hat es wohl auch gehört, denn er dreht sich vom Rückspiegel, durch den er den Großteil des Gesprächs geführt hat, um und schaut mich durch die Plexiglasscheibe an. Ich sehe seinen Blick und verliere jeden Halt. Ich schluchze. »Das ist nicht fair.« Meine Stimme ist jetzt weicher, flehend. Ich kann nur noch an meine Mum denken. Will nur noch bei ihr sein, mich auf dem alten geblümten Sofa an sie schmiegen. Ihre raue Wärme spüren.

Der Fahrer reicht mir schweigend ein Taschentuch. Ich schnäuze hinein und knülle es zu einer rotzigen, feuchten Kugel zusammen. Diesem Mann ist nicht klar, dass er mich gerade so verletzlich wie nie sieht. Aber seinem Gesicht nach zu urteilen, seiner Miene, begreift er wohl etwas. Dieser Fremde, Widersacher, Trostspender. Die ruhige Geduld, mit der er mich plötzlich behandelt, erfüllt mich mit einer seltsamen Stärke. Noch nie habe ich mich so allein gefühlt, so sehr gefürchtet, was mir bevorsteht, aber er ist da.

»Ich weiß nicht genau, wo ich hin soll.«

Seine Augen tauchen wieder im Rückspiegel auf, freundliche Augen. Er wartet. Wartet, bis ich mich entscheide. Fast scheint er darauf zu warten, dass mir klar wird, was ich zu tun habe. Ich werfe einen Blick auf die Uhr am

Armaturenbrett. 6:09. Ich höre mein angestrengtes Atmen. Mein juristischer Instinkt sagt mir, dass das ein aussichtsloser Fall ist. Aber etwas muss ich tun. Nichts tun ist keine Option. Ich muss daran glauben, dass das System, dem ich mein Leben gewidmet habe, es richten wird. Dem Rechtssystem verdanke ich das Leben, das ich führe, die Möglichkeit, es bis ganz nach oben zu schaffen. Ich muss mich darauf verlassen.

Vielleicht funktioniert das System. Das muss es einfach. Dieses Verbrechen ist passiert, es ist mir passiert, ich weiß, dass es wahr ist. Und ich habe Angst, dass alles, woran ich geglaubt habe, umsonst war, wenn ich diese Wahrheit jetzt wegschließe. Eine andere Stimme in meinem Kopf fordert mich ganz rational auf, die Füße stillzuhalten und noch einmal darüber nachzudenken. Wenn ich jetzt losfahre, jetzt handle, gibt es kein Zurück.

Keine Ahnung, ob ich naiv bin oder nur versuche, zu überleben. Aber diese Wut wird mich bei lebendigem Leib auffressen. Ich habe einen so langen Weg hinter mir, bin so weit gekommen, war die ganze Zeit überzeugt davon, dass das System reibungslos funktioniert, dass es für Gerechtigkeit sorgen kann – jetzt soll es mir zeigen, dass das stimmt. Ich sehe den Taxifahrer an.

»Könnten Sie mich bitte zur nächsten Polizeistation bringen?«

20

JETZT – 782 TAGE SPÄTER

Da bin ich. Beobachte mich selbst. Im Old Bailey in London. Ich kenne keinen der Sicherheitsleute mehr. All meine alten Bekannten haben entweder heute keinen Dienst oder sie arbeiten inzwischen in anderen Gerichtsgebäuden. Seit langer Zeit bin ich das erste Mal als eine von vielen Unbekannten durch diese Tür getreten. Das Klackern meiner Absätze. Der Weg durch die Sicherheitsschleuse. Losgelöst. Objektiv. Diesmal ohne Barrister Bag, aus der meine Perücke spitzt; ohne zusammengerollte Robe. Diesmal erkennt mich niemand an der Sicherheitsschranke. Kein Anwaltsausweis, kein Durchwinken.

Ich trete durch den Metalldetektor. Der Alarm schlägt an. Ich ziehe meine Schuhe aus, gehe erneut hindurch, wieder der Alarm. Ich werde mit dem Handdetektor abgefahren, meine Arme zur Seite ausgestreckt, den Blick nach vorn. Man reicht mir meine Wasserflasche, ich schraube sie wortlos auf und nehme einen Schluck. Der Sicherheitsmann nickt mir zu. Ich warte auf meine Handtasche. Keine Bücher, nur Notizblock, Stift und gefaltete Unterlagen. Ich schlüpfe wieder in meine Schuhe, streiche meinen Rock glatt. Mein Outfit ist gründlich durchdacht. Mia ist bei mir vorbeigekommen und hat mit mir meine Garderobe durchforstet, das einzige Kostüm gefunden, ganz hinten im Schrank, marineblau. Dieser Aufzug, dieses Kostüm, dient der Show, der Rolle, die von mir erwartet wird. *Ein Rock und Absatzschuhe, falls vorhanden. Professionell, nicht leger. Elegant, nicht freizügig.*

Ich habe noch nie ein mutmaßliches Opfer eines sexuellen Übergriffs vertreten, war auch für die Staatsanwaltschaft nie auf diesem Gebiet tätig. Ich wusste nicht, dass es einen »Look« gibt, aber natürlich ergibt es Sinn. Tu, was du kannst, um die Jury zu beeinflussen. Eine Grenze war für mich

bei der Perlenkette erreicht, die einer der älteren Polizisten vorschlug.

Alles ist heute anders. Sogar meine Haare sind kürzer. Ich frage mich, ob ich mich mit all diesen Veränderungen fügsamer machen wollte. Verwerfe den unangenehmen Gedanken. Mein Blick wandert unwillkürlich hin und her. Schwingende Roben, im Gespräch zusammengesteckte Rosshaarperücken. Ein paar Barrister, ihre Unterlagen, ihre Akten, ihr selbstbewusstes Geplauder. Ein Anflug von Sehnsucht. Hat einer von ihnen mich gesehen? Oh Gott. Kopf einziehen.

Ich nehme Tasche und Handy vom Band hinter dem Sicherheitsschalter. Die Person hinter mir zieht ihre Schuhe aus. Da bin ich, auf dem Weg zum Aufzug, mit einer Frau, die mir die Zeugenräume zeigen soll. Ich verzichte darauf, ihr zu sagen, dass ich den Weg kenne. Ich bin froh um die Gesellschaft, auch wenn wir nicht reden, auch wenn Mia und Mum beide angeboten haben, mich zu begleiten und ich es jeweils hartnäckig ausgeschlagen habe. Ich wollte keine unnötige Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Es reicht schon, dass der ganze Berufsstand sich so für meinen Fall interessiert. Dass der Prozess im Bailey anberaumt wurde, wo nur selten Sexualstraftaten verhandelt werden. Im Bailey, wo ich immer so gerne verteidigt habe, begeistert von der Erhabenheit des Ortes. Vom aufregenden Flair eines Saals, in dem schon so lange Prozesse stattfinden. Legendäre Prozesse – das Gebäude beherbergt den historischen Strafgerichtshof. Mein gesamtes Studium über habe ich mich über Fälle gebeugt, die im Old Bailey verhandelt worden waren. Entsprechend eingeschüchtert und ehrfürchtig war ich bei meinem ersten Besuch. Als ich dann das erste Mal hier verteidigte, lief ich durch das Gebäude und ließ den Blick über die wunderschönen Deckenmalereien streifen wie in einem lebendigen Museum. Das Privileg, die Aura, der Geruch, die Tatsache, hier arbeiten zu dürfen. Ich wollte so gerne ein Teil von all dem sein, und dann war es so weit. Und jetzt … trete ich als Zeugin auf, statt zu verteidigen. Wie so oft in den 782 Tagen seit jener Nacht, in der Julian mich vergewaltigt hat, kommen mir Zweifel daran, ob ich das durchstehen kann.

Dieses Verfahren.

Diesen Tag.

Zwei Verteidiger in einem Strafprozess, in einer schwerwiegenden Sache. Jeder auf einer Seite. Ein mutmaßlicher Täter und ein mutmaßliches Opfer – Beschuldigter und Klägerin. Jede unserer Geschichten repräsentiert von anderen Barristern. Ich weiß, wenn ich vor diesem Tag von Kollegen

gehört hätte, die sich nicht in ihrer Rolle als Rechtsbeistand, sondern als Prozessparteien gegenüberstehen, hätte auch ich die Ohren gespitzt, ganz scharf darauf, mehr darüber zu erfahren. Als ich auf den Aufzug warte, spüre ich einen stechenden Schmerz an den Handgelenken. Die Fingernägel der jeweils anderen Hand graben sich mir tief ins Fleisch und lenken meine Aufmerksamkeit weg von der Nervosität hin zu einem rein körperlichen Schmerz.

Ich betrete den Aufzug, stelle mich an den Rand und sehe zu Boden. Die Tür schließt sich. *Ding.* Anwälte, Polizisten. Raus, rein, raus. *Ding.* Meine Etage.

Ich sehe die Verhandlungsliste an der Wand und lasse instinktiv den Blick darüber wandern.

Da, in ganz gewöhnlicher Schrift, steht direkt vor meinen Augen: *Der König gegen Julian Brookes.* Ich trete als Zeugin des Königs auf! Atmen. Es ist so weit. Ich fordere mich selbst auf, weiterzugehen, den Kopf aufrecht zu halten. Die Zeugenbetreuung dirigiert mich sanft auf die Zeugenräume zu. Ich bin schon früher hier gewesen, aber nur, um mit Mandanten zu sprechen. Bin ein und ausgegangen, ohne mich je richtig umzusehen. Die Wandfarbe des Aufenthaltsraums ist gräulich abgenutzt. Eine Rechentafel für Kinder liegt achtlos herum, daneben eine hochkant gestellte blaue Spielzeuglok. Die 90er-Jahre-Sofas hat vermutlich jemand bei sich zu Hause ausrangiert. Hinter der Fassade dieses prächtigen Gebäudes, dieses Ehrfurcht erweckenden Zeugnisses der Geschichte, liegen alte, beengte Räume mit bürokratischem Anstrich, ohne jeden Schmuck oder Charme. Diejenigen von uns, die einen Blick hinter die imposanten Gerichtssäle werfen dürfen, hinter die Deckenmalereien, Flure und Eingangshallen, sind daran gewöhnt, doch als normaler Besucher dieses Teils des Gerichts ist man von seiner Alltäglichkeit wahrscheinlich schockiert oder vielleicht auch erleichtert.

Die Frau, die mich in Empfang nimmt, trägt einen Anstecker mit der Aufschrift *Zeugenbetreuung.* Mir geht auf, dass sie vermutlich eine Freiwillige ist, und mustere sie eingehend. Dunkle Haare und Haut, ordentlicher Dutt, älteres Gesicht, freundliches Lächeln. Zum ersten Mal in meiner Karriere denke ich über die Menschen nach, die in der Zeugenbetreuung tätig sind. Nie zuvor habe ich mich gefragt, was sie dazu antreibt, Tage ihres eigenen Lebens dafür zu opfern, einem Zeugen beizustehen und ihm das Gefühl zu geben, ein Mensch zu sein. Wann entscheiden sie sich, ausgerechnet hier als

Freiwillige zu arbeiten, was inspiriert sie dazu? Waren sie selbst Zeugen? Zeugen von Verbrechen? Opfer oder Beklagte, einer Tat bezichtigt und freigesprochen, oder haben sie einen geliebten Menschen in irgendeiner Form das Justizsystem durchlaufen sehen oder einen Zeitungsbericht über die Erfahrungen von irgendwem gelesen? Ich bin der Frau dankbar, dass sie kein großes Gewese macht. Bringen sie den Freiwilligen bei, die Zeugen zu lesen, so wie man es Anwälten beibringt? Allerdings legen die Betreuer es darauf an, es den Zeugen angenehm zu machen, orientieren sich an den Wünschen und Bedürfnissen der Betreuten, während Strafverteidiger ihre ganz eigene Agenda haben, den Zeugen vor Gericht etwas abringen müssen. Ich höre ein Schluchzen aus einem der Zimmer und erstarre. Dann werde ich in den mir zugewiesenen Raum geführt, und nach ein wenig Smalltalk geht die Frau von der Zeugenbetreuung. Bevor sie die Tür schließt, wirft sie mir noch ein mitfühlendes Lächeln zu. Und da bin ich. Tessa Ensler. In einem kleinen, fensterlosen Verschlag. An einer weißen Tischplatte aus Plastik.

Warten.

Warten. Ich habe 782 Tage lang gewartet. Ich überlege, wie oft ich an jedem dieser Tage über heute nachgedacht habe. Über diesen Prozess.

Ich durchforste die vergangenen Jahre nach den Momenten, in denen ich leicht hätte einen Rückzieher machen können. Welcher Barrister, der bei Verstand ist, tut, was ich getan habe, und demonstriert dem ganzen Berufsstand seine Verletzbarkeit? Es gibt Solicitors, die mich nie wieder beauftragen werden. Die Leute müssen sich entscheiden, auf welcher Seite sie stehen. Die Leute stellen mein Urteilsvermögen infrage, meine Entscheidung, es durchzuziehen.

Zwar bekomme ich die Gespräche nicht mit, die zweifelsohne auf den Fluren der verschiedenen Kanzleien geflüstert werden, aber wer mir aus dem Weg gegangen ist, sich nie wieder gemeldet hat, das weiß ich sehr genau. Es kommt einem politischen Akt gleich, sich hinter jemanden zu stellen, der ein Mitglied des eigenen Lagers beschuldigt. Noch beunruhigender wird es, wenn die Person, die die Vorwürfe erhebt, selbst Anwältin ist. Ich frage mich, was sie mir wohl geraten hätten? Einfach zu ignorieren, dass ich vergewaltigt worden war? Ich weiß, dass mir das die Demütigung erspart und meinen Ruf gerettet hätte. Aber genau das macht mich wütend. Warum steht mein Ruf auf dem Spiel, wenn ich nichts falsch gemacht habe?

Eine Kollegin, die mit mir berufen worden war, sagte mir ins Gesicht, es

sei doch allgemein bekannt, dass ich auf Julian gestanden hätte, und konnte nicht verstehen, wie ich ihm das antun könne. Ich schoss umgehend zurück.

»Hast du mal überlegt, wie *er mir* das antun konnte?«

»Aber ist dir nicht klar, dass das deinem beruflichen Ansehen schadet? Die Leute, die Julian unterstützen, entscheiden auch darüber, ob du jemals Kronanwalt wirst.«

Natürlich wusste ich das. Aber es laut ausgesprochen zu hören, war trotzdem beängstigend. Es überraschte mich nicht, aber es machte mir Angst. Was tat ich da eigentlich? Ich musste mich erklären. Mia verstand mich, Cheryl ebenfalls. Aber ist so ein Vorgehen strategisch klug? Ich weiß, dass man mich als Kuriosum betrachtet, weniger als tapfer denn als impulsiv. Als Person, über die die Leute das Bedürfnis haben zu sagen: »Ich kenne sie nicht näher«, während sie mir aktiv aus dem Weg gehen. »Ich ergreife da keine Partei« ist zu einer Möglichkeit geworden, Julian zu unterstützen, und mir ist klar, dass es dabei vor allem darum geht, Julian, seinen Kronanwaltvater und dessen Kronanwaltfreunde nicht ins Hintertreffen zu bringen. Sich von allem zu distanzieren, was ihre Karriere gefährden könnte.

Es macht mich krank, wie eine einzige Nacht zu etwas geführt hat, was jeden Aspekt meines Lebens in ein Vorher und ein Nachher spaltet.

Und trotzdem. Hier bin ich, und ich werde es bis zum Ende durchziehen. Weil das Gesetz mir alles gegeben hat. Eine Wahl und die Gelegenheit, für Gerechtigkeit zu kämpfen. Ich muss beweisen, dass das Gesetz am Ende zu Gerechtigkeit führt, denn wie soll ich sonst weiter darauf vertrauen? Wenn ich in der Konfrontation mit Julian und seinen Leuten schweige, wäre das nicht nur ein Verrat an diesem Fall, nicht nur an meinem Seelenfrieden, meiner Verzweiflung und meiner Wahrheit. Es wäre ein Verrat an meiner einzigen leidenschaftlichen Überzeugung vom Stellenwert der Wahrheitsfindung, für die ich ausgebildet wurde und die ich vehement vertrete: Das System ist mächtiger als diejenigen, die über Geld und Macht verfügen.

Der Strafverteidigerin in mir fällt es schwer, als Zeugin der Staatsanwaltschaft aufzutreten. Aber ich muss daran glauben, dass das Rechtssystem für tatsächliche Opfer wie unrechtmäßig Beschuldigte gleichermaßen funktioniert. Dass das Gesetz, wenn ein Verbrechen vor Gericht kommt und alles korrekt und regelkonform verläuft, die Wahrheit ans Licht bringt. Dass der Gerechtigkeit Genüge getan wird. Denn wie sollte

ich diese Annahme sonst in Zukunft selbstbewusst vertreten können? Wenn ich es nicht schaffe, wer dann?

Was würde aus mir werden, wenn ich mich nicht dafür entscheiden würde, in diesem Prozess als Zeugin aufzutreten und Julian zur Verantwortung zu ziehen? Ich habe eine Stimme. Ich bin Strafverteidigerin. Ich kenne das Gericht.

Die Vergewaltigung hat mich versehrt. Ich bin nicht mehr dieselbe.

Wenn ein Mann gleichzeitig mit mir den Supermarkt verlässt, versetzt mich das in Angst und Schrecken.

Ich vertraue niemandem mehr, vor allem keinen Männern.

Ich arbeite nicht mehr bis spät in die Nacht, weil ich nicht weiß, wer sonst noch in der Kanzlei ist und mich vielleicht überraschen und verletzen könnte.

Ich kann meinen Körper nicht mehr akzeptieren wie früher, Intimität macht mir Angst. Das Gefühl der Demütigung quält mich.

Ich verabscheue die tadelnde Stimme, die sich in mir meldet, wenn ich wieder und wieder über jene Nacht nachgrüble, die Stimme, die mich fragt: *Was hast du dir nur dabei gedacht? Wie konntest du nicht kommen sehen, dass er das machen würde?* Ich ertrage es nicht, immer wieder daran erinnert zu werden, wie es sich angefühlt hat, keine Luft zu bekommen, solche Schmerzen zu haben und unter jemandem gefangen zu sein. Nicht entkommen zu können. Ich fühle mich schwach und erbärmlich, entkoppelt von meinem Körper, und ich fühle mich dumm, weil ich geglaubt habe, die Kontrolle zu haben. *Was hast du dir nur dabei gedacht? Wie konntest du glauben, du hättest eine Chance bei Julian Brookes? Du warst übermütig, Tessa.* Es treibt mich in den Wahnsinn, aber ich weiß auch, wenn ich aufgebe, verliere ich das Einzige, was ich mir bewahren konnte: meinen Sinn für Gerechtigkeit. Den Glauben daran, dass man nur aufrichtig handeln, einen guten Verteidiger haben und die Wahrheit zu sagen braucht, damit die einzelnen Rädchen des Justizsystems ineinandergreifen und die Gerechtigkeit triumphiert.

Aber ich bin müde. Drei Jahre Universität, ein Jahr Verteidigerausbildung und inzwischen über acht Jahre Berufserfahrung.

Ich war immer überzeugt davon, das Richtige zu tun. Jetzt bin ich darauf angewiesen, dass das Gesetz das Richtige für mich tut. Ich halte mir vor Augen, dass Julian, wenn er damit davonkommt, es wieder tun wird, dass er sich bestätigt fühlen wird. Er wird der Meinung sein, er hätte das Recht,

andere zu unterdrücken, ihr Nein und ihren Einspruch zu ignorieren, das Recht, sich jederzeit zu nehmen, was er will, ganz egal, wen er dabei verletzt.

Einen Monat nach meinem Kanzleiwechsel saß ich weinend an meinem Schreibtisch und las wieder und wieder dasselbe Dokument. Ich dachte, ich sei leise gewesen, aber da klopfte es plötzlich sanft an der Tür und eine der Frauen vom Catering steckte den Kopf ins Büro. »Alles in Ordnung?«

Beschämt und betreten drehte ich den Stuhl herum, nickte.

Ich kannte die Frau nicht, sie war schon etwas älter, hatte Locken und stark geschminkte Augen.

»Ich weiß, was passiert ist, Schätzchen.«

Fuck. Wussten denn wirklich alle Bescheid? Sogar diese völlig Fremde? Ich schwieg.

»So geht es vielen Frauen. Am besten vergessen Sie es.«

Ich erstarrte. Sie schien es zu merken, hastete herein.

»Am besten ignorieren Sie es einfach, lassen Sie es hinter sich. Männer sind eben Männer, nicht wahr? Die wissen nicht immer, was sie tun!«

Mir war klar, dass sie es gut meint, empfand aber plötzlich eine tiefe Abscheu gegen sie und diese Art zu denken, die den Frauen meiner Klasse zu eigen ist. Es ist unmöglich, dagegen anzukommen. Mum und Cheryl hatten etwas ganz Ähnliches durchblicken lassen. Alle wollten sie die alte Tessa zurück, wollten Gras über die Sache wachsen lassen. Aber ich konnte das nicht. Wenn ich nichts unternahm, würde ich in kleine Stücke zerbrechen. Wenn ich Julian davonkommen ließ. Wenn ich weitermachte, als wäre nichts geschehen. Die Tessa Ensler, die allen Widrigkeiten die Stirn geboten hatte, um ihren Abschluss zu machen, es nach Cambridge zu schaffen, ihr Stipendium zu halten und zum Barrister berufen zu werden. Ich konnte sie nicht mehr finden, aber das musste ich.

Als ich mich wieder umdrehte, war die Frau verschwunden. Die Tür fiel ins Schloss. Ich fühlte mich meiner eigenen Wut ausgeliefert, grub die Fingernägel tief in meine Oberschenkel, hinterließ tiefe Furchen.

21

JETZT

Die Tür geht auf, Richard kommt herein. Richard Lawson, der Kronanwalt, der in diesem Fall für die Staatsanwaltschaft arbeitet. Groß, schlank, elegant. Freundlich, professionell, rücksichtsvoll. Ich habe Glück, er ist allgemein angesehen und juristisch ausgesprochen versiert. Er trägt schon Seidenrobe und Perücke, bereit für die Verhandlung.

Er hat von mir Strategien und Argumente eingeholt, die meiner Einschätzung nach meine Vorwürfe stützen könnten. Aber Richard vertritt nicht mich, er vertritt die Staatsanwaltschaft, die Regierung, den König. Es mag in dem Prozess auch um mich gehen, doch ich bin nur Zeugin der Staatsanwaltschaft. Ich konnte mir nicht aussuchen, welchen Solicitor oder Barrister die Staatsanwaltschaft der Krone in der Sache beauftragt, das war nicht meine Entscheidung. Ich bin unheimlich erleichtert, dass die Wahl auf Richard gefallen ist. Ich weiß, dass ich in ihm den Besten der Besten habe. Solange meine Aussage vor Gericht Bestand hat, solange Richard an meiner Seite ist, kann ich davon ausgehen, dass ich vor der Jury eine Chance habe. Eine bessere Chance als die meisten.

Ein paar Monate nach dem Vorfall machte mir ein unbekannter Polizeibeamter Mut. Ich hatte um ein Gespräch über den Stand der Ermittlungen gebeten. Er hatte den Bericht vorliegen und ging ihn mit mir durch. Die Sache war nicht leicht zu beweisen. Er wusste, dass ich das wusste, betonte aber trotzdem noch einmal die niedrige Verurteilungsrate bei Sexualstraftaten. Ich sah ihm in die Augen.

»Aber das ist wirklich passiert. Kein Wort meiner Aussage ist gelogen.«

Er nickte. Glaubte mir.

»Ich mache mir nur Sorgen, was ich alles verlieren könnte, wenn ich es

durchziehe.«

Er seufzte.

»Ich muss Ihnen nicht erklären, was für ein ernstes Vergehen sexueller Missbrauch ist, oder dass Vergewaltigung den schwerwiegendsten Delikt auf der Skala der Sexualstraftaten darstellt – festgehalten zu werden, während jemand gewaltsam in einen eindringt.«

Ich wandte den Blick ab. Es war hart, ihn so reden zu hören. Ich kannte die juristische Lage, aber er sprach zu mir als Opfer, als Überlebende. Ich fühlte mich sehr verwundbar. Wider Erwarten.

Sanft fuhr er fort.

»Wenn jemand auf der Straße auf Sie zukäme, Sie in den Schwitzkasten nehmen und auf Sie einschlagen würde, würden Sie nicht zögern, vor Gericht zu ziehen, oder?«

»Nein.«

Ich war jetzt Zeugin, keine Strafverteidigerin.

»Und dabei ist es doch sogar gravierender, wenn jemand, den Sie kennen, zu Ihnen nach Hause kommt und Sie in Ihrer Intimsphäre verletzt, ohne dass Ihnen jemand zu Hilfe eilen oder die Polizei verständigen kann.«

Ich schwieg.

»Ich kann Ihnen nur sagen, Tessa, dass ich mein Bestes für Sie geben werde, aber dazu müssen Sie eine ausführliche Aussage machen. Schämen brauchen Sie sich dafür nicht. Schämen sollte sich der Mann, der Ihnen das angetan hat. Und bisher übernimmt der keinerlei Verantwortung für seine Tat.«

Ich schwieg weiter, aber in mir regte sich Wut. Ich sah den Polizisten an. Er wusste, dass er einen Nerv getroffen hatte.

»Sie haben die Wahl. Ich respektiere Ihre Entscheidung, wie sie auch ausfällt, aber lassen Sie sich nicht von der Tatsache abbringen, dass wir es hier mit einem schwerwiegenden Verbrechen zu tun haben. Die Staatsanwaltschaft hat jedenfalls entschieden, dass sie der Sache nachgehen wird, sofern Sie vor Gericht aussagen.«

Im Grunde wusste er genauso gut wie ich, dass ich der einzige richtige Beweis war. Ich fühlte mich durch seine Worte bestärkt. Sie ergaben Sinn für mich. Ich wollte dieses Gefühl nicht. Diese Scham. Ich war wütend, dass ich sie empfand. Wütend auf Julian, und, ja, auch wütend auf mich selbst, weil ich diese Scham auf mich nahm.

Ich ließ mir das alles durch den Kopf gehen und gab dann Richard

Bescheid, dass ich es durchziehen würde. Er lächelte nicht, nickte nur.

Richard redet mit mir. Ich war in Gedanken, tief in Erinnerungen versunken. Ich schaue zu ihm hoch, während er sich in dem beengten Raum umsieht. Einen Kommentar macht, wie armselig diese Zimmer sind. Ich lache ein wenig. Er schlägt seinen weißen Ordner voller sorgfältig markierter und sortierter Dokumente auf, um die Beweislage und meine Aussage noch einmal durchzugehen. Ich muss das nicht alleine machen.

Ich weiß alles noch, als wäre es gestern gewesen.

22

DAMALS

Eingangshalle der Polizeistation. Am Morgen nach der Vergewaltigung, 6:40 Uhr. Ich warte immer noch. Zittere am ganzen Körper. Ich bin nass, die Klimaanlage läuft. Die Sitze sind aus blauem Vinyl, unbequem, dazwischen je eine Armlehne aus Plastik. Eine junge Frau sitzt fast ganz aufrecht in ihrem Stuhl und schläft tief und fest. Ich sehe mich um. Ich war noch nicht auf vielen Polizeistationen. Barrister unterstützen ihre Mandanten in der Regel nicht bei den Befragungen durch die Polizei, das übernimmt der Solicitor oder ein privater Anwalt. Zu uns kommt ein Fall erst, wenn es einen Polizeibericht gibt und jemand sich nicht schuldig bekennt. Oder der Angeklagte bekennt sich zwar schuldig, verfügt aber über irgendwelche Referenzen oder Dokumente, aus denen mögliche Gründe für eine Strafminderung hervorgehen. Dann kommt ein Barrister ins Spiel. Die Solicitors übernehmen alles, was auf der Polizeistation passiert, die ganze harte Arbeit am Mandanten. Ich lasse den Blick durch den Raum wandern, zitternd, richte die Aufmerksamkeit auf eine Tafel mit Vermisstenmeldungen. Kopien mit Gesichtern, von denen ich mir nicht vorstellen kann, wie irgendjemand sie je erkennen sollte. An der Wand daneben klebt ein Sticker mit der Aufschrift: *Sei ein Held. Verhindere Verbrechen, bevor sie geschehen.* Ich starre den Aufkleber an. Jemand hat versucht, mit blauem Kugelschreiber darauf herumzuschmieren, aber der Stift hat auf der glatten Oberfläche nicht funktioniert. Wieder und wieder lese ich den Satz. In meinen Augen brennen Tränen, aber ich lasse sie nicht raus. *Hätte ich etwas unternehmen sollen, bevor es zu dem Verbrechen kam? Was denn? Nicht mit ihm schlafen? Nicht mit ihm Abendessen gehen? Nicht dieses bescheuerte sexy Kleid anziehen? Oh Gott, die Unterwäsche!* Ich ermahne mich

selbst, sofort damit aufzuhören, aber es geht weiter. Wie hätte ich es verhindern können?

Mit einem Ruck drehe ich den Kopf und schaue an die gegenüberliegende Wand. Dort hängt ein Plakat mit einer jungen Frau, die direkt in die Kamera blickt. Ihr Gesicht ist voller Blutergüsse, ein Auge zugeschwollen. Darunter steht: *Liebe sieht anders aus.* Ich starre es lange an. Mir ist klar, dass das eine Schauspielerin in einer Rolle ist, aber sie wirkt so verletzlich. In meinem Langzeitgedächtnis sind die blauen Flecken meiner Mum eingespeichert. Frische blaue Flecken, über die nicht gesprochen wurde. Die sie mit billigem Make-up kaschierte, bevor sie das Haus verließ.

Ich fühle mich gescheitert. Mein Leben lang habe ich mir geschworen, nie wieder auf einer Polizeistation zu warten wie damals als Kind, wenn ich mit Johnny dort saß, während meine Mum mit den Beamten über Dad sprach und versuchte, ihn da rauszuholen, oder wie das eine Mal später als Teenager, als ich mit Mum dort saß, auf einem dieser Stühle, und wir auf Johnny warteten, nachdem er festgenommen worden war. Wie hörten ihn in der Zelle schreien. Mum voller Angst. Die Leute am Schalter flüsterten und sahen zu uns rüber, wie wir da saßen – die Familie des Beschuldigten. Stunden haben wir da verbracht. Haben einfach gewartet. Ich hatte am nächsten Schultag eine Prüfung, aber meine Bücher lagen zu Hause. Erst um zwei Uhr morgens ließen sie ihn mit uns gehen. Die ganze Heimfahrt in Mums altem Auto hat er getobt. Ich saß schweigend auf der Rückbank, wusste nicht, was ich sagen sollte.

Während ich jetzt hier sitze, in den Klamotten aus meinem Gästezimmer, mit regennassen Haaren, habe ich nicht den Eindruck, als hätte ich es seit damals besonders weit gebracht. Ich stehe auf, spüre den Schmerz in der Vagina, in den Beinen. Ich gehe rüber zum Wasserspender und nehme den letzten Pappbecher. Trinke Becher um Becher. In meinem Mund der Geschmack von Zahnpasta, Erbrochenem, Rotwein.

Ein älterer Polizist taucht auf, ein massiger Typ. Das hatte ich nicht erwartet. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte. Er fragt, ob ich Tessa Ensler sei. Ich nicke, schlucke das Wasser in meinem Mund herunter. Er stellt sich vor, aber ich verstehe ihn nicht richtig. Mit einem Nicken bedeutet er mir, mitzukommen. Ich folge ihm. Er trottet voran, ich hinterher. Mit hämmerndem Herzen. Vor einem Vernehmungsraum bleibt er stehen. Ich kenne diese Räume, weil ich tausende Vernehmungen von Mandanten in genau solchen Räumen gesehen habe. Sie wirken immer beklemmend,

vermutlich weil die Kamera nur auf den Mandanten und die Wand im Hintergrund gerichtet ist. Ich habe mir die Aufnahmen gemütlich in der Kanzlei angeschaut, manchmal mit den Füßen auf dem Tisch, voller Herablassung und entrüstet über die Kniffe und Tricks der Polizei. Jetzt, da ich hier sitze, ist am Tisch recht viel Platz und der große Polizist setzt sich in aller Ruhe mir gegenüber. Ich zittere vor Kälte, gebe mir alle Mühe, stillzuhalten. Ich kriege Panik. Will nach einer weiblichen Polizistin fragen, ich kann nicht anders.

Er scheint meine Gedanken zu lesen. Meint, ich könne auch ein andermal wiederkommen.

»Wenn die Dienststelle für Sexualstraftaten besetzt ist oder eine Kollegin da ist?«

Aber ich weiß, dass ich es hinter mich bringen muss, es wird kein andermal geben. Ich sage ihm, dass ich es jetzt machen wolle. Er stellt seinen Kaffeebecher auf den Tisch, sieht aus, als würde er ihn schwarz trinken. Er kramt kurz herum, dann geht es los mit den Fragen. Er will wissen, ob ich etwas dagegen hätte, wenn wir die Aussage auf Video aufzeichnen.

»Nein.«

Er baut die Kamera auf und fängt sofort an, mir eine ganze Reihe vorbereitende Fragen zu stellen. Die Antworten fallen mir leicht, kommen wie von selbst. Er fragt nach meinem Namen. Ich sehe ihn an, während ich mich selbst meinen vollständigen Namen sagen höre. »Tessa Jane Ensler.«

Er fragt, ob ich etwas Wasser wolle.

»Äh, nein. Danke.«

Ob ich zur Kenntnis genommen hätte, dass ich gefilmt werde.

»Ja, mir ist klar, dass das aufgezeichnet wird.«

Ich nenne mein Geburtsdatum und meine Adresse. Er fragt, warum ich hier sei. Meine Stimme zittert. »Ich wollte ein …«

Ich kann den Satz nicht beenden. Er erinnert mich daran, dass ich am Schalter gesagt hätte, ich wolle eine Straftat melden. Ich nicke. Er wartet. Ich bin wie erstarrt. Dann stolpere ich durch ein paar Antworten.

»Ich glaube, ich wurde …«

Ich versuche es noch einmal.

»Ich *wurde* …«

Hämmerndes Herz. Verknotete Hände. Noch ein Anlauf.

»Mir ist etwas passiert.«

Der Polizist nickt. Ich versuche zu atmen. Setze erneut an.

»Ich wurde gerade … ähm …«

Ein Gewicht lastet auf meiner Brust, lässt sie zusammenkrampfen. Ich höre meine eigene Stimme.

»Gestern Nacht. Heute Morgen … ich, ich wurde missbraucht.«

Dann.

»Ich wurde sexuell missbraucht. Vergewaltigt.«

Und da ist es. Steht im Raum. Ich habe es gesagt. Es ist raus. Nimmt Form an, holt mich ein. Wieder spüre ich die Tränen hinter meinen Augen, aber ich werde nicht weinen. Das ist vielleicht das Einzige, was ich jetzt tun kann. Nicht weinen. Ich sitze hier, in diesem Zimmer, sehe den Polizisten an, dessen Gesicht langsam verschwimmt. Meine Ohren hören seine Fragen, aber er scheint so weit weg. Ich denke kurz darüber nach, nehme seine Stimme wahr, als käme sie von unter Wasser. Eigentlich gefällt mir das so besser. Die Unterwasserstimme stellt mir Fragen. Fragen über Fragen. Ich höre sie alle, ich beantworte sie alle. Eine Kamera zeichnet meine Antworten auf. Kurz überlege ich, wie ich wohl aussehe, dann zurück zu den Fragen. Ich höre mich selbst, als würde ich mir die Befragung eines Mandanten anhören, konzentriere mich auf meine Antworten.

»Ja, er ist mir bekannt.«

Er fragt nach Julians Namen.

»Julian Brookes.«

Ob ich ihn erst gestern Nacht kennengelernt hätte.

»Nein, wir arbeiten zusammen.«

Wie lange wir schon zusammen arbeiteten?

Darüber muss ich nachdenken.

»Ich weiß nicht genau, um die sechs Jahre.«

»Waren Sie in einer Beziehung?«

Die Frage ist mir unangenehm. Sie scheint mich zu verhöhnen.

»In einer Beziehung?«

Ich kremple meine Ärmel hoch. Keine Ahnung warum, aber es verschafft mir einen Moment Zeit. Schwitze ich? Ich fülle die Lücke, in die eigentlich eine Antwort gehört.

»Nein, also … Aber gestern Nacht war nicht das erste Mal, dass wir … Aber nein, wir waren nicht … wir hatten das nicht definiert …«

Ich höre eine andere Stimme, die Stimme in meinem Kopf, und sie ist wütend. *Du bist eine verdammte Idiotin. Du hast dir ein neues Kleid gekauft,*

neue Unterwäsche.

Ich sehe mich im Raum um, aber da ist nur eine Delle in der Wand.

»Nein. Keine Beziehung.«

Die nächste Frage geht in eine peinliche Richtung.

»Ähm, also, vor ein paar Wochen, oder letzte Woche, da hatten wir …«

Es bringt nichts, es hinauszuzögern.

»Wir hatten Sex.«

Ein paar weitere unangenehme Fragen von der Unterwasserstimme, während der große Polizist den Blick auf seinen Notizblock richtet. Ich gebe klare Antworten.

»Bei der Arbeit. Nach Feierabend. In seinem Büro. Da steht ein Sofa.«

Ich sitze den Moment aus, erleichtert, dass der große Polizist mich nicht ansieht. Ich fühle mich weniger beschämt als gedemütigt, weil ich diesem Fremden, einem älteren Mann, davon erzählen muss. Er fragt, ob das einvernehmlich vonstattengegangen sei. Mein Blick flitzt hin und her, mein Herz hämmert. Ich weiß nicht, warum. Er schaut mich an. Ich schaue zurück.

»Ja.«

Ich habe das Bedürfnis, zwischen jener Nacht und heute Morgen zu unterscheiden. Ganz deutlich. Der große Polizist schaut auf seine Notizen und räuspert sich. Ich frage mich, warum ich mir eigentlich nichts notiere. Ich bin doch Anwältin, das ist mein Job. Oder? Aber die Unterwasserstimme unterbricht meine Gedanken und feuert weitere Fragen ab. Nachdem ich den ersten Teil des Abends umrissen habe, wird mir klar, dass ich jetzt über die Vergewaltigung sprechen muss. Sie sogar beschreiben muss. Bei jeder Frage beobachte ich seinen Mund und antworte ohne Emotionen. Versuche, es einfach hinter mich zu bringen. Als ich an mir hinunterblicke, bemerke ich zu meiner Überraschung, dass meine Finger zittern. Ich scheine die Kontrolle über meinen Körper verloren zu haben. Ich will kein Opfer sein. Ich will eine Überlebende sein.

Ich höre meine Stimme – »Ich habe versucht, ihn zu beißen« –, höre mich selbst darüber sprechen, dass ich in der Falle saß. Wieder kommen mir fast die Tränen, ich will nichts davon je wieder spüren. Ich will nicht darüber reden, es nicht beschreiben. Ich habe Angst. Der große Polizist fragt, ob ich Wasser wolle. Ich schüttle den Kopf. Ich will auch keine Pause machen, will es nur hinter mich bringen und nach Hause. Das Gesicht des Polizisten ist entweder sehr nah oder weit weg. Ich beantworte Fragen, bin aber nicht in

meinem Körper. So etwas habe ich noch nie erlebt. Ich muss erklären, wo sein Bein war, wo meine Hand, mit welcher Hand er mir den Mund zugehalten hat, wie ich mich gefühlt habe. Er fragt, ob ich ihn getreten hätte, weggeschubst. Habe ich Spuren an seinem Körper hinterlassen? Habe ich versucht, zu kämpfen? Schuldgefühle plagen mich. Habe ich mich denn gewehrt? Ich erinnere mich an die Hilflosigkeit, die Angst und den Schmerz. Den mir zugefügten Schmerz. Meine Nacktheit.

»Ich habe ›Nein‹ gesagt, ich habe ›Nein‹ gesagt. Ich habe gesagt, er soll aufhören. Aber das hat er nicht. Ich habe versucht, zuzutreten, ihn wegzustoßen. Ich konnte nicht atmen.«

Ich bebe jetzt am ganzen Körper, aber es ist mir egal. Der große Polizist senkt den Blick und stellt weitere Fragen über weitere Körperteile. Ich antworte, reibe mir übers Gesicht. Ich bin verzweifelt. Denke daran, wie ich da gelegen habe, während er mich vergewaltigt hat. Erstarrt. Ich bin wütend auf mich selbst, aber die Wut verebbt und ich fühle mich nur noch erbärmlich, schwach. Ich mag dieses Gefühl überhaupt nicht. Plötzlich bin ich wieder zu Hause, höre von meinem Versteck in einem anderen Zimmer aus meinen Vater gegen meine Mutter und meinen Bruder anwettern. Ich stehe wieder im Laden an der Ecke in der Nähe unserer Wohnung. Ich bin fünf und beobachte die anderen Erwachsenen, wie sie die blauen Flecken meiner Mutter beäugen. Ich spüre das Mitleid. Ich hasse das Mitleid. Der Polizist fragt weiter. Aber ich kann nicht mehr antworten. Ich fühle mich aufgerissen und vor ihm ausgebreitet. Erniedrigt.

Ich werde laut. »Ich weiß nicht. Ich weiß es nicht!«

Ich entschuldige mich. Schweige, während er nachdenkt. Ich will hier weg, bleibe aber reglos sitzen, versuche zu atmen, mich zu beruhigen. Ein, aus. Ein, aus. Ruhig bleiben, Tessa. Ich muss diesen Typen auf meine Seite kriegen. Ich atme ein und aus. Immer wieder.

»Könnte ich bitte Ihr Handy zu den Beweismitteln nehmen?«

»Nein. Nicht mein Handy.«

Das gefällt ihm gar nicht. Er steht auf und verlässt den Raum. Ich bleibe sitzen. Warte. Warte. Er kommt wieder. Fängt wieder von dem Handy an.

»Nein.«

Er sieht auf. Ist er genervt oder überrascht? Oder ist er wütend auf mich? Ich versuche, mich sachlich zu erklären. »Wissen Sie, mein Job, Freunde, Familie … Tut mir leid, aber ich brauche es wirklich.«

»Ich dachte, Sie wollen, dass der Fall geklärt wird?«

»Ja, das will ich.«

Ich halte mein Handy fest. Warte. Er seufzt demonstrativ. Schlägt sein Notizbuch zu und stoppt die Aufnahme. Eine Welle der Erleichterung erfasst meinen Körper. Es ist vorbei. Aber die Erleichterung hält nicht lange an. Er fährt fort, ganz nüchtern. »Wir bringen Sie in die Klinik. The Havens. Das ist eine Spezialambulanz für Opfer sexueller Übergriffe …«

Das weiß ich.

»Dort wird eine forensische Untersuchung vorgenommen.«

Ich erstarre. Überlege, wie ich das abwenden kann. Bilder der Vergewaltigung schießen mir durch den Kopf. Mein Fuß klopft unkontrolliert auf den Boden. Er schaut nach unten. Ich rufe den Fuß zur Ordnung. Ich sehe die Decke meines Schlafzimmers vor mir, erinnere mich, wie ich sie angestarrt habe. Denke an den Schmerz. Ich fühle mich wackelig. Versuche, Zeit zu schinden.

»Kann sein, dass da nicht viel rauskommt.«

Er sieht mich an. Ich stöhne innerlich auf und erkläre:

»Ich … ich habe direkt danach geduscht.«

Wieder meldet sich meine innere Stimme. *Ich Vollidiotin. Ständig mache ich so was. Das Wohnzimmer aufräumen, mich waschen …* Ich grabe meine Fingernägel in die Handflächen.

»Ich habe alles abgewaschen.«

Ich schaue rüber zu dem großen Polizisten, der gerade einen Kaugummi auswickelt. Er steckt ihn in den Mund. Ich sehe ihn kauen. Wie wundervoll es wäre, jetzt an Kaugummi denken zu können. Ich beneide ihn. Ich denke laut nach, richte die Worte an den Polizisten.

»Und wenn er behauptet, wir hätten gar keinen Sex gehabt? Wie soll ich das beweisen?«

Aber dann fällt mir ein:

»Natürlich wird er zugeben, dass wir Sex hatten. Er wird nur behaupten, dass es einvernehmlich war … oder?«

Der Polizist lehnt sich auf seinem Stuhl zurück, eine Hand im Nacken.

»Sobald er so einen Verteidigerarsch an seiner Seite hat, kann er alles behaupten.«

Schweigen. Mein Herz pocht so heftig, dass ich es im Brustkorb spüre. Ich beobachte aufmerksam seine Miene, während ich spreche.

»Tatsächlich … ist Julian selbst Strafverteidiger.«

Der große Polizist hört auf zu kauen. Das erschwert die Sache natürlich.

Er sieht mich an. Als wäre es meine Schuld. Unangenehm. Ich wappne mich, bevor ich mit dünner Stimme weiterspreche. Ich weiß, das wird ihm nicht gefallen.

»Ehrlich gesagt … bin ich auch Strafverteidigerin.«

Dieser Blick. Ist das Mitleid? Nein. Was dann?

Dann sagt der Polizist mit tonloser Stimme:

»Aber jetzt sind Sie zur Abwechslung mal auf uns angewiesen, was?«

23

JETZT

Richard fragt, wie es mir gehe. Ich sage »gut«. Feste Stimme. Ich inspiziere einen Fleck auf dem Tisch, wahrscheinlich Wasser oder Kaffee. Im Hintergrund weiter Richards Stimme, sie ist klangvoll, verschwimmt aber nach und nach zur Unterwasserstimme, die ich in letzter Zeit so oft höre. Weit weg, undeutlich. Als er fertig ist, sehe ich zu ihm hoch.

»Entschuldigung, wie war das?«

Er spricht mit Bedacht.

»Im Grunde ist Ihre Aussage alles, was wir haben. Mir ist klar, dass Sie das wissen, aber wenn die gerichtsmedizinische Untersuchung nichts hergibt, läuft es darauf hinaus, wem die Jury glaubt.«

Ich verstehe nicht genau, warum er mir das sagt. Ich weiß, dass durch die forensischen Tests nichts nachgewiesen werden konnte. Das ist nicht ungewöhnlich, Blutungen und Hämatome sind oft schwer festzustellen, nicht selten gibt es bis auf die schrecklichen Schmerzen gar keine Anzeichen. Ich weiß nicht, was für eine Antwort er sich von mir erwartet.

Er wiederholt sich.

»Die Jury wird ausschließlich dazu befragt, ob sie an irgendeinem Aspekt Ihrer Geschichte Zweifel hat. Aber Sie wissen ja genauso gut wie ich, wie diese Prozesse funktionieren.«

Ich überlege, ob er mir gerade irgendwelche unterschwelligen Hinweise gibt, wie Strafverteidiger das häufig tun. Man darf Zeugen nicht aktiv auf die Verhandlung vorbereiten, aber man kann ihnen hie und da einen Wink geben, den sie dann aufgreifen können oder eben nicht. Ich sehe Richard an, überlege, was er wohl von mir will.

»Meiner Mandantin würde ich wohl raten: ›Wenn Ihnen nach weinen

zumute ist, dann …‹«

Ich unterbreche ihn, werde sehr deutlich. »Ich werde nicht weinen, Richard. Nicht, wenn ich es irgendwie verhindern kann.«

Richard reagiert so aufrichtig und sanft, dass ich überlege, ob ich ihn vielleicht doch missverstanden habe. »Sie sollten nicht weinen müssen, damit Ihnen in dieser Sache geglaubt wird, Tessa.«

Er stößt einen stillen Seufzer aus, und ich bin einfach nur froh, dass ich ihn vor mir habe und nicht irgendeinen anderen Strafverteidiger. Er kapiert es. Trotzdem habe ich das Bedürfnis, mich zu erklären. »Ich ertrage den Gedanken nicht, vor ihm zu weinen.«

Richard nickt. Ich erinnere mich ans Atmen. *Atme.* Richard will etwas sagen, vermutlich noch einmal etwas in dieselbe Richtung, hält sich dann aber zurück. »Halten Sie sich einfach an die Fakten und bleiben Sie stark.«

Seine Worte drehen Schleifen in meinen Gedanken. An die Fakten halten. Einfach an die Fakten halten. Ich will den Fragen doch einen Schritt voraus sein. Ich konzentriere mich darauf, was Julian seinem Anwalt wohl für Anweisungen gibt. Was sagt er? Was erzählt er sich selbst? Wie hat er es geschafft, sich anderen gegenüber zu erklären? *Denk nach, Tess*, sage ich mir und zerbreche mir den Kopf darüber, wie seine Verteidigung wohl aussehen wird. Dabei braucht er eigentlich gar keine Verteidigung. Er muss ja nur meine Geschichte zerpflücken. Richard redet wieder.

»Halten Sie sich im Kreuzverhör aufrecht. Strafverteidiger denken immer, dass sie im Zeugenstand kein Problem haben werden, weil sie das ja jeden Tag erleben. Aber Tessa, es ist eher die Ausnahme, dass ein Anwalt als Zeuge aussagen muss, und es ist schwerer, als man denkt.«

Ich nicke. Überlege. Ich will das makellos meistern. Ich habe das schon einmal gefragt, weiß aber, dass Richard inzwischen die Antwort kennt.

»Hat Julian denn vor, selbst auszusagen?«

»Nein.«

Die Antwort kommt schnell, also reite ich nicht weiter darauf herum. Vielleicht glaubt Richard, das sei ein Schock für mich, aber ich bin Strafverteidigerin – ich würde Julian auch nicht raten, sich einem Kreuzverhör zu unterziehen. Richard fährt fort. »Und Tessa, ich weiß, dass ich Ihnen das nicht zu erklären brauche, aber ich will Sie trotzdem daran erinnern, wie extrem niedrig die Verurteilungsrate in solchen Sachen ausfällt. Es ist nicht Ihre Schuld, wenn er davonkommt.«

Es gefällt mir nicht, dass er das sagt. Ich weiß, dass es stimmt, die Rate

ist wirklich niedrig, unter zwei Prozent, aber ich sage die Wahrheit und ich weiß, was ich im Zeugenstand zu tun habe. Ich will hören, dass eine Wahrheit wie meine mit einem guten Anwalt wie ihm und einer exzellenten Zeugin wie mir gute Aussichten hat. Das sage ich ihm auch. »Ich erwarte nur, dass das Gesetz funktioniert, Richard. Dass es gerecht ist.«

»Und Sie sind sicher, dass Sie keinen Sichtschutz wollen? Noch könnte ich einen anfordern. Und wenn Ihnen doch eine Aussage per Videoschalte lieber wäre, ließe sich das auch noch arrangieren.«

»Ich bin sicher.«

Oh ja. Ich will Julian direkt ins Gesicht sehen.

Richard nickt, sieht mich an und steht auf. »Ich muss jetzt ins Gericht, die Aufstellung der Jury steht an. Sie werden das wunderbar machen, Tessa.«

Das ist lieb von ihm, aber während er spricht, legt er mir die Hand auf die Schulter. Ich fahre zusammen. Wir merken es beide. Schnell zieht er die Hand weg. In meinem Kopf sage ich: *Tut mir leid. Tut mir leid, es liegt nicht an Ihnen,* aber ich spreche es nicht aus, versuche, so zu tun, als wäre nichts geschehen. Ich schaue die Tischplatte an, weißes, ins schmutzig Cremefarbene gehendes Plastik. Richard erkundigt sich, ob jemand zur Verhandlung kommen wird.

»Mh mh.«

Näher ausführen kann ich das jetzt nicht, weil ich fürchte, mir könnten die Tränen kommen. Kurz bevor Richard geht, sagt er noch: »Wir sind in Saal eins.«

Das weiß ich schon. Ich glaube, er musste es für uns beide laut aussprechen. Damit ich mich genau wie er darauf einstellen kann, wo diese Verhandlung stattfinden wird. Ich denke an mein letztes Mal in Saal eins. Schwer vorstellbar, dort irgendwo anders zu sitzen als auf der Verteidigerseite.

Ich bin eigenartig froh darüber, dass meine Mum darauf gepocht hat, mit mir auf die Verhandlung zu warten und mich in den Saal zu begleiten. Es fühlt sich richtig an, sie bei mir zu haben. Irgendetwas brauche ich von ihr, auch wenn ich nicht genau weiß, was. Womöglich Bestätigung, das Wissen, dass sie immer für mich da ist. Mia ist das auch recht, sie hat mir vorhin geschrieben. Sie wird auf Johnny, Cheryl und Junie warten. Ich habe sie beschworen, Cheryl daran zu erinnern, dass Kinder unter vierzehn keinen

Zugang zum Saal haben und im Foyer warten müssen. Ich will auch nicht, dass Junie mich im Zeugenstand sieht, während ich darüber spreche, will nicht, dass sie die Worte hört. Sie ist jetzt knapp zwei, und ich weiß nicht, ob sie sich daran erinnern würde. Riskieren will ich es nicht.

Junies Geburt war die einzige Freude der letzten zwei Jahre, aber auch Quell einer ganz neuen Verletzlichkeit mit Blick auf diesen neuen Menschen. Ich habe ein tiefes Bedürfnis, sie zu beschützen, spüre die Zerbrechlichkeit eines kleinen Mädchens in der Welt. Sie gibt mir einen Grund mehr, stark zu sein und den Prozess durchzustehen. Ich will, dass die Welt vor Männern sicher ist, die Frauen so etwas antun, will nicht daran denken, dass Junie so etwas zustoßen könnte.

Klein Junie hat unserer Familie neues Leben eingehaucht, ihr Herz wieder zum Schlagen gebracht. Sie ist ein verbindendes Element zwischen Johnny und mir. Und jedes Mal, wenn meine Mum ihre Enkeltochter sieht, geht für sie die Sonne auf. Ein kleines Mädchen, das ihren Namen trägt, das die Ärmchen nach ihr ausstreckt, dessen Augen leuchten, sobald seine Oma in Sichtweite ist. Etwas kostbares Neues, das mich von Zeit zu Zeit mit Schmerz erfüllt, nicht nur vor Liebe, sondern vor Angst. Meine Familie scheint mir von jeher den Launen der Welt allzu ausgeliefert.

24

DAMALS

The Havens, Ambulanz für Befundsicherung nach sexuellen Übergriffen. Ich kenne diesen Ort aus Berichten, habe zahlreiche Ergebnisse medizinischer Untersuchungen überflogen, aber nie auch nur für eine Sekunde damit gerechnet, jemals selbst hier zu landen. Ich werde um etwa zehn Uhr in die Klinik gefahren, vorher bietet man mir auf der Polizeistation noch ein Frühstück an. Der Gedanke an Essen stößt mich ab, aber als ich auf einem der blauen Stühle im Wartebereich an einer Tasse Tee nippe, fühle ich mich wieder annähernd menschlich. Mir fällt auf, dass die schlafende junge Frau nicht mehr da ist, stattdessen ein Mann, der erratisch zwischen kurzen Gesprächen am Schalter und seinem Stuhl hin und her läuft. Er ist gerade von einer Reise wiedergekommen und hat festgestellt, dass sein Fahrrad gestohlen wurde. Er ist außer sich. Wie ich mir wünsche, wegen eines gestohlenen Fahrrads hier zu sein. Wie einfach, geradlinig und schmerzlos das auf mich wirkt.

Als der Polizist und ich in der Klinik ankommen, sehe ich, dass die Rezeption ausschließlich von Frauen besetzt ist. Ich bekomme eine warme Decke und ein Krankenhaushemd mit Rosenknospen in die Hand gedrückt. Der Polizist geht sich »die Beine vertreten«. Ich bin nicht sicher, ob ich ihn wiedersehe, und habe ein schlechtes Gewissen, weil ich mich nicht bedankt habe. Eine Frau mit mitfühlender Miene kommt mit einem Klemmbrett und fragt nach meinem Namen und meinen Daten. Sie erklärt mir, was jetzt passiert, was mich erwartet, aber ich höre kaum zu. Mir ist inzwischen alles egal, ich habe das Gefühl, als würde ich meinen Körper einfach aushändigen wie ein Beweisstück, als wäre ich gar nicht mehr mit ihm verbunden.

Ich werde aufgerufen, und trotz der ganzen Freundlichkeit, der ganzen

Frauen um mich herum, der geballten Fürsorge, ist jeder Moment schrecklich. Unwirklich. Ich werde ein paarmal nach meinem Namen gefragt, komme mir vor wie ein Roboter.

»Tessa Jane Ensler.«

Ich nenne ihnen die restlichen Daten, die sie genauso gut dem ausgefüllten Formular entnehmen könnten. Irgendwann geht mir auf, dass sie mich das alles fragen, damit ich weiterrede. Sie bereiten die Liege vor, das grässliche gynäkologische Untersuchungswerkzeug. Eine Schwester mit perfekt professioneller und doch mitfühlender Stimme redet mit mir, während meine Beine auf der Liege ausgestreckt werden.

»Sagen Sie Bescheid, sobald Sie sich unwohl fühlen, dann breche ich die Untersuchung sofort ab.«

Ich weiß, dass ich einfach die Zähne zusammenbeißen und es durchstehen werde, bin aber dankbar für die mir eingeräumte Autonomie. Da gibt es sicher ein strenges Protokoll, denke ich gedämpft.

»Okay.«

Sie erteilt mir klare Anweisungen. »Wenn Sie jetzt bitte beide Beine nach außen fallen lassen könnten.«

Ich tue, was sie sagt. Es ist fürchterlich. Mein Körper, geöffnet, sodass alle Welt hineinspähen und den angerichteten Schaden begutachten kann. Ich kneife die Augen zu, umklammere mein Handy. Versuche, nicht daran zu denken, was sie sich da ansehen. Nicht daran zu denken, was mir passiert ist, an den Schmerz und das Grauen. Den langen Fußweg, die Polizeistation. Eine tiefe Verwundbarkeit macht sich plötzlich in mir breit. Als die Untersuchung beginnt, merke ich, wie sich mein Gesicht zu einer Grimasse verzerrt. Die Schwester teilt mir mit, was sie gerade tut, aber ich will es gar nicht wissen. Dann meldet sie sich mit weiteren Anweisungen. »Schieben Sie bitte Ihren Po bis an den Rand der Liege hinunter, Tessa, damit wir ein Foto machen können.«

Ich spüre seltsame Metallinstrumente in mir. Ich lasse es einfach über mich ergehen. Gebe keinen Ton von mir. Ich höre, wie Fotos gemacht werden, denke an das Bild, das ich erst gestern Abend vor dem Spiegel in der Kanzlei von meinem Kleid gemacht habe. Die Mail an Mia.

Mia.

Mir fällt ein, dass ich Leuten davon werde erzählen müssen. Schmerzen. Grelles Licht durch meine Augenlider. Jemand macht Bilder von meiner Vagina. Von außen. Von innen. Bilder von Orten tief in meinem Inneren. Ich

schlage die Augen auf und starre ins grelle Licht. Man informiert mich, dass jetzt Abstriche gemacht würden. Mein Handy piept. Eine Nachricht. Für einen Moment bin ich froh über die Ablenkung, bis mir mit einem Schlag klar wird, dass die Nachricht von Julian kommt. *Wo bist du? J xx.* Ich fange unmittelbar an zu schwitzen, mein Handy scheint plötzlich kontaminiert und eine explosive Wut erfasst mich. Energisch lösche ich die Nachricht. Sofort richtet sich die Wut gegen mich selbst. *Super, warum löschst du nicht noch ein paar Beweise, du verfluchte Idiotin?*

»Was stimmt denn nicht mit mir?«

Die Schwester hält in ihrer Handbewegung inne. »Wollen Sie, dass wir aufhören, Tessa?«

Ich frage mich, ob sie in ihrer Ausbildung gelernt hat, mich bei jeder Gelegenheit mit meinem Vornamen anzusprechen, damit ich mich wie ein Mensch behandelt fühle.

»Nein. Ich will, dass Sie es beenden.«

Mir wird kalt. Ich denke an Julian, der immer noch in meiner Wohnung ist. Kämpfe gegen den Drang an, mein Handy auf den Boden zu schleudern, es zu zerschmettern. Es piept erneut. Eine weitere Nachricht. Wieder Julian. *PS: Ich hoffe, du bist wieder okay nach der ganzen Geschichte? Fahre jetzt nach Hause.* Ich bin verwirrt. *Nach der ganzen Geschichte? Fragezeichen?* Meine Gedanken rasen. Ist er beunruhigt? Wegen dem, was er getan hat? Er weiß es genau, macht aber einen auf cool. Diesmal bin ich klug. Ich lösche die Nachricht nicht, mache sogar einen Screenshot. Es ist halb zehn, eine Frau mit Gummihandschuhen untersucht meine Vagina, und der Mann, dem ich das zu verdanken habe, ist immer noch in meiner Wohnung? Hat er in meinem Badezimmer geduscht? Meinen Kühlschrank durchforstet? Ich komme mir dämlich vor, wenn ich daran denke, was ich mir gestern noch alles vorgestellt habe – ein gemeinsames Frühstück, einen Spaziergang über den Portobello Market.

Ich wende mich an die Krankenschwester.

»Ich bin nicht sicher, ob ich das noch will.«

Sie nickt, wirkt kein bisschen überrascht.

»Hier sind wir fertig. Sie können die Beine wieder locker lassen. Jetzt brauchen wir nur noch ein paar Fotos von Ihren Händen und ein paar schnelle Abstriche von den Unterseiten der Fingernägel und Ihrer Mundhöhle.«

Während sie die Proben nimmt, liege ich reglos da. In meinem

Augenwinkel sammelt sich eine Träne. Die Schwester sagt etwas Freundliches, das ich nicht registriere, aber dann ist sie fertig. Ich darf aufstehen.

»Ist jemand mit Ihnen hier, Tessa?«

Ich schüttle den Kopf.

»Können Sie irgendwohin, Tessa?«

Ich weiß nicht.

»Ja.«

Sie wittert die Lüge.

»Möchten Sie mit einer Sozialarbeiterin reden?«

Ich will einfach nur hier raus. Ich habe das Gefühl, die Kontrolle zu verlieren. Ich bin in einem Krankenhaus, sie haben Abstriche genommen. Eben habe ich ungezwungene Textnachrichten von meinem Vergewaltiger bekommen. Und wenn ich überreagiere? Tue ich nicht. Aber wenn doch? Ich kenne Julian, seit Jahren. Ich bin hin und her gerissen zwischen der Vergewaltigung und der Art, wie er sie effektiv mit seinen Nachrichten weggewischt hat. Bin ich verrückt? Das Poster von der Polizeistation schießt mir durch den Kopf. Die verprügelte Frau. Der Text darunter. *Liebe sieht anders aus.* Was gestern Nacht passiert ist, war echt. Es verschwindet nicht einfach, nur weil er das gerne hätte. Ich bin jetzt froh, es gemeldet zu haben, selbst wenn ich es vielleicht nicht zur Anzeige bringe. Es schockiert mich selbst, dass ich mir diese Option offenhalte. Die Textnachrichten haben mich in mein normales Leben zurückkatapultiert. Ich frage mich, ob es möglich ist, das Geschehene einfach zu löschen, zu vergessen. Aber ich weiß, dass das nicht geht. Schon jetzt komme ich mir verändert vor, verwandelt, und ja, kaputt. Der Gedanke ist grässlich, aber ich weiß, dass es so ist. Mir fällt nichts ein, was ich noch sagen könnte. Die Schwester kommt mir zu Hilfe.

»Sie können sich das jetzt vermutlich nicht vorstellen, aber es wird besser.«

Diesmal hat sie meinen Namen nicht dazugesagt. Das wirkt spontaner, aber gleichzeitig wird mir klar, dass man mir die Angst, die Nervosität und den Kummer am Gesicht ablesen kann. Sie weiß Bescheid. Ich sehe die Frau an, die so einen Beruf ausübt. Ein Leben inmitten weinender Frauen unter Schock.

»Werden sie ihn festnehmen?«

Sie zuckt mit den Schultern. Führt mich zu einer der Umkleidekabinen.

Informiert mich, der Polizist, der mit mir hergekommen ist, warte draußen auf mich. Als ich meine jetzt trockenen, warmen Kleider wieder anhabe, gehe ich zur Rezeption. Dort steht er an einer Handyladesäule. Ich denke kurz darüber nach, wie unangenehm es wohl für ihn ist, zwischen lauter Frauen zu stehen und zu wissen, dass er als Mann von all den Fremden derjenige ist, den sie am allerwenigsten hierhaben wollen. Ich sehe eine junge Frau, zum Ausgehen aufgebrezelt, die schluchzend an der Schulter einer anderen Frau lehnt. Die Schwester oder Freundin streicht ihr mit verängstigtem Gesicht durchs Haar. Andere warten, bis sie reingerufen werden, versuchen, sich in ihren Rosenknospenleibchen zu verstecken. Eine ältere Frau sitzt weit abseits in einer Ecke und starrt vor sich hin. Der Polizist soll das ruhig alles sehen, alle Männer sollten das sehen.

Ich wende mich an den Polizisten. »Kann ich jetzt gehen?«

Ich will unbedingt hier raus. Er offenbar auch.

»Ich muss nur noch ein paar Formulare unterschreiben, damit wir eine klare Beweiskette haben.«

»Okay.«

Beidseitiges Schweigen.

»Und was passiert als Nächstes?

»Eine junge Kollegin ist auf dem Weg hierher. Die fährt Sie nach Hause.«

Ich protestiere. Nicht noch mehr Leute. Ich weiß auch gar nicht, ob ich überhaupt nach Hause möchte. Ich muss noch meine Verhandlung am Montag vorbereiten, der Gedanke beruhigt mich. Ich wage die Frage, von der ich nicht einmal genau weiß, ob ich die Antwort hören will.

»Werden Sie ihn festnehmen?«

Er sieht mich an. »Wollen Sie das denn?«

Mir fehlen die Worte. Das ist sie, die Weggabelung, genau hier. Ich muss nachdenken. Er nennt die Bedingung. »Wären Sie bereit, vor Gericht auszusagen?«

Ich stehe einfach da, schweige. Er füllt die Lücke mit Zahlen. »Nur jede zehnte Frau, die einen sexuellen Übergriff erlebt, geht damit zur Polizei.«

Ich warte, nicht sicher, was er mir sagen will.

»Und die erstatten längst nicht alle Anzeige.«

Ich habe noch nie über diese Statistik nachgedacht. Ich kann nachvollziehen, warum man so etwas nicht meldet, warum man versucht, den Vorfall zu begraben. Ich habe so viele widersprüchliche Gedanken. In mir regt sich ein Zögern. Ich bin zur Polizei gegangen, aber über den

nächsten Schritt muss ich erst nachdenken.

»Ich will ganz ehrlich sein, für mich steht einiges auf dem Spiel – meine Privatsphäre zum Beispiel. Und … meine Karriere.«

Als ich das Wort »Karriere« ausspreche, überschlägt sich meine Stimme ein wenig. An seiner Miene sehe ich, dass er das als Nein auffasst. Er hat seine Aufgabe erfüllt, meine Aussage aufgenommen, mich hierhergebracht. Wahrscheinlich ist er in Gedanken schon bei seinem nächsten Job. Ich will nicht, dass er meinen Kampf um Gerechtigkeit schon abbläst. Noch nicht. Aber er kennt meinen Beruf, weiß, dass Julian mächtig ist. Ich denke daran, dass es alle erfahren werden. Jeder wird wissen, was mir passiert ist. Andererseits … Ich wende mich wieder an den Polizisten. »Aber wenn ich es lasse und er jemand anderem dasselbe antut …?«

Der Blick, den er mir zuwirft, sagt: *Eben.* Er zögert. »Natürlich müsste der Fall erst der Staatsanwaltschaft vorgelegt und auf seine Erfolgsaussichten geprüft werden. Darauf haben wir, wie Sie ja wissen, keinen Einfluss.«

Ja, das weiß ich, aber es ist trotzdem ein Schlag ins Gesicht. Ich habe es nicht in der Hand, ob Julian verhaftet wird oder nicht. Irgendjemand in irgendeiner Abteilung wird die Details dessen überfliegen, was mir passiert ist und was ich in meiner Aussage zu Protokoll gegeben habe, und daraufhin abwägen, ob ich glaubwürdig bin. Dann wird diese Person die ganzen Einzelheiten in einem Meeting besprechen, in dem dann irgendwie entschieden wird, ob der Vorfall die Zeit wert ist, die es brauchen wird, eine Anklage auf die Beine zu stellen. Sind die Erfolgschancen gut genug? Auf intellektueller, juristischer, professioneller Ebene weiß ich das alles. Trotzdem fühle ich mich einmal mehr der Gnade irgendeines Mannes ausgeliefert, der darüber entscheidet, ob meine Stimme es wert ist, gehört zu werden, ob ich klinge, als sagte ich die Wahrheit. Ich bin fest entschlossen, mich nicht ausbremsen zu lassen. Ich will, dass sie glauben, was mir passiert ist, weil es passiert ist. Weil ich vergewaltigt wurde.

»Da kommt meine Kollegin«, sagt der Polizist.

Eine sehr junge Polizistin mit wachen Augen und strahlender Haut taucht auf. Der Polizist wirkt erleichtert, dass sich von hier an jemand anderes um mich kümmern wird. Die Frau hat zwei Heißgetränke in einem Becherhalter aus Pappe in der Hand, spricht einen warmen nordenglischen Dialekt. »Hi, ich bin Kate. Es tut mir leid, was passiert ist.« Sie reicht mir ein Getränk, heiße Schokolade. »Ich dachte, das wäre jetzt vielleicht das

Richtige.«

Ich lächle. Der Polizist wünscht mir alles Gute und sagt, ich könne mich bei weiteren Fragen gerne bei ihm melden, Constable Kate Palmer werde ab jetzt übernehmen. Ich danke ihm, und weg ist er. Ich wurde übergeben. Kate kramt in ihrer Tasche und zückt ihre Karte.

»Ich bin ab jetzt Ihre Kontaktbeamtin. Sie können mich immer anrufen, auf der Karte steht meine Mobilnummer.«

Ich mustere Kate, sie ist so jung, so voller Hoffnung. Ihre Uniform ist neu. Ich denke an meine erste Woche in Cambridge, neuer Pullover, neue Welt. Ich habe tapfer durchgehalten. Schauen Sie nach links, schauen Sie nach rechts: Wer wird scheitern? Diese Tessa hat darum gekämpft, gesehen zu werden, gehört zu werden. Lasse ich sie jetzt im Stich? Gebe ich den Kampf auf? Wenn ich das tue, verliere ich sie vielleicht endgültig. Für immer. Ich betaste mein Handy, überlege, überlege. Dann schaue ich wieder Kate an. »Ihr Kollege, der Mann, der gerade gegangen ist, hatte mich um mein Handy gebeten. Er meinte, wenn ich Anzeige erstatten will, bräuchten Sie es, um so viele Beweise wie möglich zu haben. Ich möchte gerne alles tun, was ich kann. Ich würde Sie nur bitten, die Daten so schnell wie möglich zu verarbeiten, damit ich es bald zurückbekomme.« Ich halte ihr das Handy hin.

Sie greift danach, ohne den Blick von mir abzuwenden. »Ich verspreche, dass Sie es in 24 Stunden wiederhaben. Ich kümmere mich noch heute persönlich darum.«

Ich bin verdutzt, glaube ihr aber. Das ist ungewöhnlich, und ihr Wunsch, es mir leichter zu machen, macht mir Mut. Sie nimmt das Handy an sich. Sieht mich fragend an. »Heißt das, Sie wollen Anzeige erstatten?«

»Ja.« Ich nicke.

Sie verspricht mir, das Handy morgen zurückzugeben. Sie werde mir außerdem Bescheid geben, ob beziehungsweise wann sie Julian nach der Entscheidung der Staatsanwaltschaft festnehmen. Erneut bietet sie mir an, mich nach Hause zu fahren, sie habe einen Streifenwagen.

Aber ich muss jetzt allein sein, selbst zurückfinden. Eine Weile einfach nur sein.

25

JETZT

An der Tür höre ich meine Mum mit den Leuten von der Zeugenbetreuung sprechen.

»June Ensler. Ich komme wegen meiner Tochter.«

Als sie die Tür aufmacht, lasse ich alles an ihr auf mich wirken. Sie ist anders gekleidet als sonst. Keine Uniform, nicht die Klamotten, in die sie nach Feierabend und an Wochenenden schlüpft. Sie hat sich für das Gericht etwas Neues gekauft. Vernünftige Hose, vernünftiges Oberteil. Die Schuhe erkenne ich wieder. Sie betritt den Raum, und ich sehe, dass sie eine übergroße Basttasche dabeihat.

»Mum, ist das die Tasche, die ich dir zum Geburtstag geschenkt habe?«

Sie nickt.

»Ich hab dir doch gesagt, die ist für den Strand.«

»Wann habe ich denn bitte Zeit, an den Strand zu fahren?

In meinem Kopf meldet sich eine Stimme: *Verkackt!*

Mum scheint zu wittern, dass sie etwas Falsches gesagt hat. »Die ist viel zu schade für den Strand.«

Fahrig blickt sie sich um, ihr Atem geht schneller als sonst. Ich weiß, dass sie nervös ist. Hat sie Angst? Mir wird klar, wie einschüchternd dieses Gerichtsgebäude auf sie wirken muss, nachdem sie mit Johnny immer nur auf Amtsgerichten war. Im Vergleich dazu ist dieses hier riesig, gravitätisch und furchteinflößend. Sie sieht plötzlich so alt aus. All diese Sorgen habe ich ihr beschert. Nur meinetwegen ist sie hier. In letzter Zeit fühlt sich alles so an. Seit 782 Tagen ist alles meine Schuld. Die Stimmen in meinem Kopf haben sich nicht vertreiben lassen.

Du vögelst einen Kollegen auf dem Sofa im Büro.

Du schleppst ihn mit nach Hause in dein Bett, bist so besoffen, dass du kotzen musst.

Du hast nicht geschrien, nicht richtig zugetreten.

Und währenddessen bist du erstarrt, einfach eingefroren – was stimmt denn nicht mit dir?

Du bist so erbärmlich – lässt ihn weiter in deinem Bett schlafen, nachdem er dir das angetan hat, und sitzt nur flennend in der Dusche rum.

Julian ist doch ein Freund. Der würde so etwas doch nie absichtlich machen.

Und wenn er wirklich dachte, es wäre einvernehmlich?

Es ist, als könnte ich nicht glauben, dass so etwas überhaupt passieren kann. Und doch ist es passiert. Es ist mir passiert.

Wieder bohre ich mir die Fingernägel in die Schenkel, versuche, mich den Schmerz spüren zu lassen, versuche, mich zu erinnern, versuche …

Komm schon, Tess, denk nach! Das Gesetz verbietet es, es verbietet es, einer Frau so etwas anzutun. Sie festzuhalten, zu ignorieren, sie niederzuringen und … und … gewaltsam in sie einzudringen. Man kann nicht jemanden vergewaltigen und dann so tun, als wäre es einvernehmlich gewesen? Oder?

26

DAMALS

Samstagmorgen. Der Tag. So viel in meinem Leben hat sich für immer verändert. Das weiß ich und will es doch nicht wahrhaben. Ich laufe Richtung Themse und kaufe mir unterwegs einen billigen Regenschirm. In der Klinik haben sie mir einen Hoodie mit Reißverschluss mitgegeben. Unter der hochgezogenen Kapuze fühle ich mich unsichtbar, wonach ich sonst eher selten den Wunsch habe, doch jetzt … Ich setze mich ans Ufer, aber nichts ist normal. Die Themse im Regen ist alles andere als ein fröhlicher Anblick, aber eigentlich bin ich dankbar, dass die Kulisse meiner Stimmung entspricht. Es regnet nicht stark, aber ausdauernd. Kurz überlege ich, mit dem Zug zu Mum zu fahren, bin aber zu erschöpft, um mich mit der Reaktion anderer auf das, was passiert ist, auseinanderzusetzen. Ich rede mir weiterhin ein, dass es mir gut geht. Für alle anderen um mich herum muss ich ganz normal wirken, völlig okay. Aber das bin ich nicht.

Eine geschlagene Stunde lang weigere ich mich, daran zu denken, was passiert ist. Ich sitze einfach da und denke an andere Dinge, sehe den Schiffen auf dem Fluss nach. Die Blicke der Passanten meide ich, und als meine Gedanken ganz unwillkürlich in die frühen Morgenstunden zurückschweifen, fahre ich mit meinem schärfsten Fingernagel die Innenseite meines Unterarms entlang. Eine Warnung? Eine Bestrafung? Bei jedem Schritt, den ich unternommen habe, um die Vergewaltigung zu melden, war ich ausschließlich von Fremden umgeben. Ich frage mich, ob ich einfach wieder zu meinem alten Ich zurückspringen kann, indem ich es niemandem sage, den ich kenne. Mir ist klar, dass das nichts als Wunschdenken ist. Dass es keinen Unterschied macht. Auch weiß ich, dass ich es früher oder später jemandem erzählen werde, aber noch bringt mein

Mund die Worte nicht zustande, schafft es nicht, die erforderlichen Sätze zu formulieren.

Noch nie in meinem Leben habe ich zu jemandem sagen müssen: »Ich wurde vergewaltigt.« Ich war taff, gerissen, eine Kämpferin. Wollte nie ein Opfer sein. Diese Entscheidung habe ich früh getroffen und geglaubt, mich dadurch schützen, mir einen Panzer wachsen lassen zu können. Alles andere, was ich mir vorgenommen hatte, habe ich mir erfolgreich erkämpft. Aber daran bin ich gescheitert. Ich habe mich nicht geschützt. Eine tiefes Gefühl des Versagens überkommt mich. Eine Stimme in meinem Kopf wiederholt Worte, die ich schon lange höre, aber noch nie beachtet habe.

Das hast du von deinem Größenwahn. Für wen hältst du dich?

Ich hatte ein solches Glück, es ohne einen sexuellen Übergriff durch meine Kindheit und Jugend zu schaffen, warum also jetzt? Warum jetzt, wo ich doch endlich dort bin, wo ich mich immer hingeträumt habe? Ich lebe in London, arbeite in einem der angesehensten Berufe, die es gibt.

Ich erinnere mich plötzlich an eine Party, auf der ich mit sechzehn war. Silvester bei der Freundin einer Freundin. Alkohol und Drogen, Tanzen. Jungs, die versuchen, mich zu küssen. Dann betritt *er* den Raum. Steven. Ein paar meiner Freundinnen flüstern es mir zu. Ich stehe schon seit Ewigkeiten auf Steven. Er ist achtzehn. Groß und blond. Ich habe schon so oft von ihm geträumt, mir eine Persönlichkeit für ihn zurechtgelegt, obwohl ich ihn gar nicht kenne. Diana kennt ihn ein bisschen, weil sie mal mit seinem besten Kumpel geknutscht hat. Sie hat in der Schule mein Federmäppchen entdeckt, auf dem sein Name steht, mit vielen kleinen Herzen drum herum.

Diana stellt uns vor. Mir verschlägt es die Sprache. Er tanzt mit unserer Gruppe. Alle Mädchen kichern mir zu, vermeintlich unauffällig, aber es ist vollkommen offensichtlich. Ich spüre, wie ich rot anlaufe, und bin froh, dass es dunkel ist und niemand darauf herumreiten kann. Ich komme mir lächerlich vor, ziehe mich zurück, gehe in die Ecke, in der wir die Flasche Tequila deponiert haben.

Ich nehme ein paar Schluck zu viel, da steht plötzlich Steven hinter mir. Von seinem ruhigen Wesen, das ich mir als tiefgründig und ironisch zusammenfantasiert habe, ist nicht viel zu sehen, er brabbelt besoffen vor sich hin. Aber als er mir den Arm um die Taille legt, bin ich im siebten Himmel. Ich verstehe nicht, was er sagt, aber er setzt sich hin und zieht mich auf seine Knie. Ich kann meine Freundinnen nicht ansehen, stelle mir meine Zukunft mit Steven vor.

Nach einer Weile schrecklich verhuschtem Geknutsche werde ich etwas souveräner. Er bietet mir eine Pille an, die ich äußerlich betont gelassen und innerlich leicht panisch einwerfe. Normalerweise nehme ich nichts, ohne vorher zu checken, was es ist. Aber das ist schließlich Steven, einer von den Guten. *Ich hab so ein Glück*, denke ich bei mir. *Er hat nur Augen für mich.* Ich bin froh, dass wir uns bei der lauten Musik kaum unterhalten können, weil ich gar nicht wüsste, was ich mit ihm reden sollte. Ich weiß jetzt, dass er Fußball spielt und die Schule abbrechen und auf die Berufsschule wechseln will. Ich hatte mir eher vorgestellt, dass er mitkommt, wenn ich auf die Uni gehe, dass er vielleicht eine Wohnung für uns finden könnte.

Irgendwann steht Steven auf und greift nach meiner Hand. Lotst mich durch den mit Besoffenen gesäumten Flur. Jemand schlägt ihm auf den Rücken, ein anderer Typ wirft ihm ein Grinsen zu, das mir nicht gefällt. Später wird mir dieses Grinsen wieder einfallen und mich zum Grübeln bringen, aber in diesem Moment verlasse ich die Party mit Steven, und alle sehen es. Wie in einem Traum.

Er führt mich zur Haustür hinaus und über die Straße. Während die Musik langsam verklingt, werden mir ein paar Sachen über mich klar. Erstens, dass ich keinen Ton herausbringe, keine Ahnung habe, worüber ich sprechen soll. Zweitens, dass ich neben der Betrunkenheit noch irgendetwas spüre. Ein energetisches Kribbeln macht sich in meinem Körper breit. Mein Herz schlägt schneller, aber anders, als ich es je erlebt habe. Ich stolpere, er zieht mich hoch und weiter.

Plötzlich sind wir an einem Ort, den ich nicht wiedererkenne, ein Park oder eine Grünfläche, weit weg von allen anderen. Aber ich bin ja mit Steven hier. Er bleibt stehen und zieht mich unter einen Baum. Steven. Sein Haar glänzt im Mondlicht, und ich denke an morgen, an den ersten Tag des neuen Jahres, und wie gut dieses Jahr anfängt. Der Junge meiner Träume könnte vielleicht mein fester Freund werden. Ich bin aufgeregt. Er wird der Erste sein, den ich im neuen Jahr sehe. Wenn es in etwa zwanzig Minuten Mitternacht schlägt, wird er der Mann sein, der mich küsst.

Ich merke, dass ich mein Handy in meiner Tasche im Haus gelassen habe, irgendwo in der Nähe von Diana. Sie ist nicht so umsichtig wie Cheryl, und Cheryl ist nicht da, die ist auf einer anderen Party mit diesem bescheuerten Albie – einem Typen, den sie vor ein paar Wochen kennengelernt hat und der sie behandelt wie den letzten Dreck.

Steven küsst mich jetzt so stürmisch, dass ich kaum reagieren oder Luft

holen kann. Wir liegen am Boden, und ich mache mir Sorgen um mein Outfit. Mein Kleid ist kurz, hier ist alles voll Laub und Erde. Seine Hände sind plötzlich überall und mir wird klar, dass ich irgendwie reagieren muss. Ich mache, was ich für angemessen halte, bin aber gehemmt. Seine Küsse werden nass und schmatzend. Er kann nicht gut küssen, aber ich mache mir nichts daraus. Mache weiter. Auf einmal sind seine Hände in meiner Unterhose und meinem BH. Er kneift mir schmerzhaft in die Brust, und ich versuche, mich ein wenig zu entziehen. Seine andere Hand taucht in meine Vagina. Ich sage nicht »Nein«, ich bitte ihn nicht, aufzuhören, aber es fühlt sich nicht gut an, es tut weh. Ich verbuche es als Erfahrung. Dann dirigiert er meine Hand zu seiner Hose hinunter, öffnet seinen Reißverschluss. Er ist hartnäckig, aber ich ziehe die Hand weg. Er schneidet eine Grimasse, fragt, was ich denn hätte. Er tut mir weh, fuhrwerkt grob mit ein paar Fingern in mir herum und versucht gleichzeitig, sich die Hose runterzuziehen. Das gefällt mir nicht. So habe ich mir das nicht vorgestellt. Ich ziehe wieder die Hand weg, aber er bleibt beharrlich. Plötzlich ekle ich mich vor seinem schlabbernden Mund in meinem Gesicht. Ich mag nicht mehr. Ich will zurück zur Party. Als ich das vorschlage, stößt er ein unangenehmes Lachen aus. Jetzt läuten alle meine Alarmglocken, das ist nicht derselbe Typ, den ich manchmal nüchtern an der Bushaltestelle sehe. Der zurückhaltende, gut aussehende Junge. Das ist ein anderer Mensch. Mir wird klar, dass ich hier wegmuss.

Ich sage ihm, ich bräuchte einen Moment. Er fragt mich, ob ich frigide sei, und ich habe das Gefühl, irgendwie versagt zu haben. Gleichzeitig merke ich, dass hier absolut nichts läuft wie geplant, und während er mir keine Sekunde Ruhe gönnt, überlege ich, wie ich von ihm wegkomme. Ich versuche, mich aus seinem Griff zu winden, aber er zieht mich noch näher an sich. Ich sage ihm: »Ich muss pinkeln.« Er ist nur einen Moment abgelenkt, während er diese Information verarbeitet. Seine Hand ist immer noch in mir, lässt jetzt aber locker. Diesen Moment nutze ich aus. Ich stehe auf und alle meine Instinkte schlagen an. Ich renne los. So schnell ich kann, renne ich zurück, wieder auf die Party zu. Ich weiß nicht genau, ob ich überhaupt in die richtige Richtung renne, aber ich renne. Ich sehe mich um, er kommt mir hinterher. Steven verfolgt mich.

Was jetzt?

Ich kenne Gefahr, ich bin mit Gewalt und Gefahr aufgewachsen, und das hier ist gefährlich.

Er fällt hin, brüllt mir alle möglichen Beleidigungen nach. Offenbar bin ich sowohl eine ekelhafte Schlampe als auch eine frigide Zicke.

Ich renne und renne. Mit hämmerndem Herzen erreiche ich die Party. Ich schlüpfe im Dunkeln durch die Menge, krabble herum, um meine Tasche zu finden, und gehe. Ich will niemandem etwas erzählen.

Als ich das Haus über den Hintereingang verlasse, höre ich, wie ein Countdown heruntergezählt wird. Die mitternächtlichen Jubelschreie kommen aus allen Richtungen. Überall Partys. Lautes Hupen. Ich mache mich auf den Heimweg. Ich komme mir bescheuert vor und schäme mich. Bin ich vielleicht wirklich frigide?, frage ich mich, schlinge dann aber die Arme um mich selbst und schaue in den Sternenhimmel. Ich nehme Verbindung auf, mit mir selbst, Tessa, die Größeres mit ihrem Leben vorhat. *Du bist okay,* sage ich mir. *Du bist in Sicherheit*. Ich höre mich selbst lachen.

Wenn ich die Nacht später Revue passieren lasse, denke ich vor allem daran, wie ich entkommen bin. Ich bin nicht das Opfer von irgendwem. Ich bin eine Kämpferin, ich werde immer davonkommen.

Steven konnte mir gestohlen bleiben. Ich hatte den seltsamen Eindruck, dass die Angst, die ich im Park so heftig empfunden hatte, etwas Peinliches war, von dem ich lieber niemandem erzählte. In den kommenden Tagen konstruierte ich eine Geschichte um Steven, die darauf hinauslief, dass er nichts für mich war. Aber in diesem Moment, als ich rückwärts den Hügel nach Hause hinaufging, in der ersten Stunde des neuen Jahres, sah ich die Sterne an und beglückwünschte mich selbst dafür, davongekommen zu sein. Ich versuchte, der ersten Stunde des neuen Jahres trotz allem etwas abzugewinnen, sie so zu gestalten, wie ich es wollte. Jeden Gedanken daran, was passiert wäre, wenn ich es nicht rechtzeitig weggeschafft hätte, blendete ich aus und versuchte, mich davon zu überzeugen, dass ich immerhin eine weitere sexuelle Erfahrung gesammelt hatte und so langsam, aber sicher zu allen anderen aufholte, die schon mit vielen Jungen geschlafen hatten.

Und doch denke ich jetzt, während ich an diesem regnerischen Samstag an der Themse sitze, an jene Nacht zurück. Vor dem Hintergrund dessen, was ich heute über das Gesetz weiß, erkenne ich den Zwischenfall mit Steven als das, was er war. Die Pille, der Versuch, mich möglichst weit von der Party wegzuschleppen, die Entschlossenheit, zu bekommen, was er wollte. Ich sehe die ganze Szene vor mir ablaufen wie einen Film. Sehe eine Anklageschrift wegen Vergewaltigung, wie ich sie wieder und wieder

gelesen habe.

Heute Morgen bin ich nicht davongekommen. Ich habe es versucht und dann aufgegeben. *Alle kämpfen*, denke ich. Damals im Park hatte ich einfach nur Glück.

Diese Erfahrung war unter meinen Freundinnen nichts Ungewöhnliches. Dass die Jungs wollten, was sie eben wollten, war eine Tatsache, mit der wir uns arrangieren mussten, und es lag in unserer Verantwortung, mit ihren Erwartungen fertigzuwerden. Sie hatten eine Anspruchshaltung, weil wir uns sexy kleideten und tanzten. Wir waren damit nicht einverstanden, hatten aber insgeheim einen Großteil der allgemeinen Rhetorik darüber verinnerlicht, worauf Männer angeblich alles einen Anspruch hatten. Wir übernahmen Verantwortung, nahmen die Schuld für das, was uns passierte, auf uns. Um das alles zu hinterfragen, fehlte uns schlicht das Vokabular. Wenn wir es doch täten, das wussten wir ganz intuitiv, wären wir »die, mit der etwas nicht stimmt«, mit der man keinen Spaß haben konnte, im schlimmsten Fall »frigide«. Wenn man herkommt, wo ich herkomme, wenn man in einer Gegend aufwächst, in der Überleben alles ist, wo nur wenige auf einen aufpassen und selbst die nicht viel tun können, wenn man keinen Zugang zur Macht hat, dann ist die einzige Sicherheit, auf die man sich verlassen kann, die Sicherheit, für die man selbst sorgt. Und oft genug reicht die nicht aus.

Ich denke an Alice und Phoebe, oder auch an Mia. Ob ihnen das bewusst ist? Ihr elterliches Sicherheitsnetz ist allgegenwärtig, auch wenn sie es gar nicht sehen. Eltern, die wissen, was zu tun ist, deren Rat nicht darin besteht, den Kopf einzuziehen und kein großes Gewese zu machen. Eine zunehmende Hoffnungslosigkeit erfasst mich, doch dann geht mir auf, dass es vielleicht sogar noch weiter geht.

Die Eltern von Julian und seinesgleichen sind mit ziemlicher Sicherheit ebenso überzeugt davon, dass ihr Spross nicht irgendeiner Frau zum Opfer fallen darf, die »Vergewaltigung« schreit. Waren nicht Alice und Mia und Phoebe mit derselben Anspruchshaltung konfrontiert? Die Stevens in ihren Leben gingen vielleicht ein wenig anders vor, hatten aber nach wie vor die Macht, über den Ausgang zu entscheiden.

Ein paar Jahre später habe ich Steven in einer Bar wiedergesehen. Ich war achtzehn. Er stand ein Stück vor mir in der Schlange. Ich stand neben Jason, meinem damaligen Freund. Ich sah Stevens Haare, seinen Rücken, und

wusste, dass er es war. Als er sich mit vier Bier in den Händen umdrehte, sah ich sein Gesicht. Meine Knie wurden weich. Meinem Freund sagte ich nichts, aber ich musste weg. Nur raus. Bevor er mich entdeckte, lag derselbe zurückhaltend philosophische Ausdruck auf seinem Gesicht wie vor der Nacht im Park. Da war sie wieder, die Miene, hinter der ich mir einen schönen Menschen vorgestellt hatte. Als er sich dann umdrehte und sein Blick mich für einen Moment streifte, veränderte sich sein Ausdruck. Es war keine Angst, keine Wut, nur ein Blick, der verriet, dass er wusste, wer ich war. Einen Moment lang wollte ich am liebsten verschwinden, aber ich wandte den Blick nicht ab. Nicht aus Tapferkeit oder Trotz, sondern weil ich erstarrte. Genau wie ich heute Morgen mit Julian erstarrt bin. Warum habe ich nichts gemacht? Hätte ich denn etwas tun können?

Ich fühle mich leer, als ich an der U-Bahn-Station Charing Cross den Durchgang zur Bakerloo Line entlanggehe. Ich steige in den Zug und sitze ganz still, genieße die Fahrt, weil ich nichts tun kann. Eine Gruppe junger Männer steigt ein, aufgedreht, einer lässt eine volle Coladose fallen, die Frau gegenüber setzt sich woanders hin. Die ausgelaufene Cola kriecht auf mich zu. Ich beobachte sie. Die Jungs schreien einander etwas zu, machen sich über ihren Freund lustig, der die Dose hat fallen lassen. Fordern ihn scherzhaft auf, die Sauerei aufzuwischen. Die Cola fließt weiter auf meine Füße zu. Die Dose rollt klappernd hin und her. Am Queen's Park steige ich aus und kaufe mir endlich einen Kaffee. Ich stelle mich bei Gail's in die Schlange. Samstagmorgens komme ich gerne hierher. Zeitungen, Kaffee, ein Stück Gebäck. Vielleicht auf einen Sprung in die Indie-Buchhandlung, dann ein Spaziergang im Park und ein bisschen in der Sonne liegen. Heute bestelle ich meinen Kaffee im Pappbecher und trotte damit zurück nach Hause. Es hat aufgehört zu regnen, in den Straßen ist es schwül. Als ich nach Hause komme, zwinge ich mich, die Gefühle auszublenden, die auf mich einstürzen. Das ist meine Wohnung, und er ist weg. Aber das Zögern bleibt.

Das erste Mal durch die Haustür, das erste Mal die Treppe hinauf, durch die Wohnungstür. Ein Blick in jedes Zimmer. Niemand da. Das erste Mal in meinem Schlafzimmer seit der Vergewaltigung. Hier kann ich nicht bleiben. Julian hat Laken und Decke gefunden und ordentlich auf dem Bett drapiert. Natürlich ordentlich. Julian ist schließlich gut erzogen. Ich stoße einen lauten Schrei aus. Ziehe meine ganzen Kleider samt Bügel von der Stange im Schrank, werfe sie im Gästezimmer aufs Bett. Raffe nach und nach Unterwäsche und Socken zusammen, Schuhe, Jacken, Parfüm und Make-up.

Trage alles ins Gästezimmer und lege es dort auf den Schreibtisch. Wie im Fieber räume ich Sachen um. Dann schließe ich die Schlafzimmertür. Mein Handy habe ich nicht, also setze ich mich hin. Stille.

Ich bin froh, dass ich niemanden anrufen kann. Froh, dass Julian mir keine Nachrichten mehr schreiben kann. *PS: Ich hoffe, du bist wieder okay nach der ganzen Geschichte?* Zum Glück habe ich Laptop und Unterlagen hier. Ich packe beides aus und verbringe eine ganze Weile damit, meinen Fall für Montag zu überfliegen. Viel dringt nicht zu mir durch, aber ich bin dankbar für die Ablenkung.

Am Abend schiebe ich ein indisches Tiefkühlgericht in die Mikrowelle und zappe ein bisschen durch die Kanäle. Ich schalte den Fernseher aus, sitze auf dem Sofa. Fühle mich sehr, sehr allein. Mir kommen die Tränen. Ich unterdrücke sie nicht, lasse sie einfach fließen. Ich bin so traurig. Diese Traurigkeit ist schwerer auszuhalten als die Wut. Gegen diese Traurigkeit kann ich nichts unternehmen. Ich höre mich selbst um Luft ringen. Ich wische mir mit der Hand über die Augen, vergrabe das Gesicht in einem Kissen und liege da.

Später mache ich mir mein Bett auf dem Sofa. Ich zappe zu irgendeiner Dauerwerbesendung, drehe die Lautstärke runter, lasse sie aber laut genug, um das Gefühl zu haben, es wäre jemand da. Ohne mein Handy fühle ich mich jetzt schrecklich verletzlich. *Nicht, dass es dir gestern Nacht viel gebracht hätte*, denke ich bei mir. Zweimal stehe ich auf und kontrolliere, ob ich die Wohnungstür abgeschlossen habe, blockiere sie sogar mit einem Stuhl. Noch nie in meinem Leben habe ich so etwas gemacht. Obwohl ich so weit oben wohne, überprüfe ich auch die Fenster. Mich quälen schreckliche Bilder – jemand stürmt durch die doppelt abgesperrte Wohnungstür, trotz des Stuhls, ich sitze in der Falle. Die Angst laugt mich aus. Am Sonntagmorgen wache ich im Gästebett auf. Ich muss aufgestanden sein und mich hier hingelegt haben. Ich erinnere mich vage an den Weg ins Badezimmer. Unmittelbar nach dem Aufwachen bin ich gerädert, erinnere mich nicht sofort daran, was passiert ist. Erst während ich da liege und mich über das Gästezimmer wundere, stürzt alles wieder auf mich ein. Ich wälze mich auf die andere Seite und zwinge mich, weiterzuschlafen. Irgendwann stehe ich auf, schleppe mich unter die Dusche, ohne mich selbst im Spiegel anzusehen. Wie ein Roboter. Ich versuche, mir meine Wohnung zurückzuerobern, mein Zuhause. Den Tag verbringe ich drinnen. Meine

Aufzeichnungen für die Verhandlung morgen sind jetzt mehr als akribisch. Ich fühle mich an Adam und seine Art der Vorbereitung erinnert. So viele Notizen, sogar ausformulierte Fragen für das Kreuzverhör. Jeder Punkt, den ich ansprechen muss. Ich bereite mich immer vor, aber weniger schriftlich – normalerweise habe ich alles im Kopf, entfalte es ganz intuitiv, sodass ich vor Gericht keine Unterlagen brauche, außer ich will etwas besonders betonen, eine Passage vorlesen oder einen Zeugen mit einem demonstrativen Blick in die Akte bewusst auf die Folter spannen. Eigentlich weiß ich alles auswendig wie Mia ihre Skripts, mit dem Unterschied, dass ich jederzeit den Kurs wechseln kann, wenn es nötig ist oder etwas Unerwartetes passiert. Ich denke an Mia. Es ist schon nach ein Uhr, und ich schreibe ihr eine E-Mail. Ich will ihr sagen, was passiert ist, aber gleichzeitig kann ich gerade nicht darüber sprechen. Ich muss es ihr erzählen, damit nicht nur Julian und ein paar Fremde es wissen. Bei der Arbeit brauche ich es niemandem zu sagen. Schon beim Gedanken daran krampft sich alles in mir zusammen. Und doch werden sie es natürlich alle erfahren, falls die Sache vor Gericht kommt. Ich will, dass er sich dazu äußert, seine Schuld eingesteht und Verantwortung übernimmt. Er weiß, was er getan hat. Wenn er sich schuldig bekennt, wird es ihm gelingen, das Strafmaß zu mindern, sich auf den Einfluss seiner Familie zu verlassen, auf Gutachten und Menschen, die für ihn bürgen. All das steht ihm zur Verfügung. Meine Mandanten, denen wegen eines sexuellen Übergriffs oder einer Vergewaltigung der Prozess gemacht wird, haben nichts von all dem. Ich bin hin und her gerissen zwischen meinem Wunsch, dass die Polizei ihn vor Gericht zerrt, und meinem Wunsch nach etwas ganz anderem. Dass er zu mir kommt und zugibt, was er getan hat? Dass er sich entschuldigt?

Die E-Mail an Mia wird länger als geplant. Ich lese sie noch einmal durch und versuche, den Bewusstseinsstrom zu korrigieren, aus dem meine Unsicherheit über eine Anzeige spricht. Ich komme zu dem Schluss, dass die Mail vielleicht prozessrelevant werden könnte, und lösche sie wieder. Dann schreibe ich eine neue, kürzere Mail, schreibe, wie entschlossen ich bin, zu verhindern, dass er so etwas anderen Frauen antun kann. Schreibe, dass sie mich in meiner Entscheidung für die Anzeige unterstützen soll. Dass ich ganz und gar nicht verwirrt bin. Ich bitte Sie, mich nicht gleich anzurufen, weil ich mein Handy nicht bei mir habe, ich habe nur E-Mail. Ich bitte sie auch ausdrücklich, mich nicht per FaceTime anzurufen. Diese Bitte unterstreiche ich. Ich bin noch nicht bereit, jemandem ins Gesicht zu sehen.

Dann frage ich mich, ob Mia diese Bitte ignorieren wird. Da bin ich mir sicher, also deinstalliere ich FaceTime von meinem Desktop. Dann drücke ich auf Senden.

Den Rest des Tages widme ich mich wieder dem Mandat für Montag. Ich fürchte mich davor, das Gericht zu betreten, in die Kanzlei zu gehen, Julian zu begegnen. Aber ich sage mir auch, dass er mich nicht rausdrängen wird. Es ist auch meine Kanzlei. Ich lasse mich nicht wegmobben. Ich werde daran nicht zerbrechen. Ich fühle mich abwechselnd stark und empört und dann wieder klein und ängstlich. Ich habe keine Ahnung, was mich noch erwartet.

Als es um vier an meiner Tür klingelt, springe ich ruckartig auf. Bleibe ganz still stehen. Ist das Julian? Ist er gekommen, um mir zu sagen, wie leid es ihm tut? Ich überlege, was ich sagen werde. Was sollte ich denn sagen? Oder hat er nur etwas in meinem Schlafzimmer liegen lassen? Oder glaubt er, schlimmer noch, dass er das, was er mit mir gemacht hat, noch einmal machen kann? Ich drücke mich an die Wand und spähe durch das Fenster, um zu sehen, wer an der Tür ist. Ich kann nichts erkennen, aber auf der gegenüberliegenden Straßenseite parkt ein Streifenwagen. Ich fühle mich etwas sicherer, bis mir aufgeht, dass die Polizei vielleicht meinetwegen hier ist. Haben sie noch Fragen an mich? Sind sie auf dem Weg zu Julians Festnahme? Nachdem das Klingeln noch ein paarmal durch die Wohnung getönt ist, greife ich zum Hörer der Gegensprechanlage. Meine Stimme klingt abwehrend, bereit zum Angriff, aber auch ängstlich.

»Hallo?«

Es ist die junge Polizistin.

»Tessa, hier ist Constable Kate Palmer. Ich bringe Ihnen Ihr Handy.«

Ich zittere vor Erleichterung und Freude, mein Handy wiederzuhaben. Sage ihr, ich sei sofort bei ihr. In meiner Wohnung will ich sie nicht haben. Während ich die Treppe hinunterlaufe, muss ich unwillkürlich daran denken, dass ich, so wenig ich Julian auch begegnen möchte, doch zumindest Gewissheit hätte, wenn er jetzt mit großen Entschuldigungen vor der Tür stehen würde. Dass ich dann zumindest keinen Prozess durchstehen müsste. Ich könnte ihm zumindest sagen, dass ich erst mit ihm sprechen würde, wenn ich dazu bereit wäre. Ich öffne Constable Kate Palmer die Haustür. Sie reicht mir das Handy in einem Plastikbeutel, ohne Anstalten zu machen, mit nach oben kommen.

»Ich weiß ja, dass Sie es für die Arbeit morgen brauchen.«

»Vielen Dank, ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar, dass Sie die zusätzliche Mühe auf sich genommen haben.«

Sie zuckt mit den Schultern.

»Wie geht es Ihnen?

»Mir geht's gut.«

Das ist eine Lüge, aber ich habe jetzt keine Kraft, darüber zu reden. Sie hält einen Augenblick inne.

»Sie haben ja meine Karte, rufen Sie mich also jederzeit an. Ich halte Sie über den Stand der Dinge auf dem Laufenden. Eine Beratungsstelle haben wir leider nicht, aber falls Sie …«

Ich hole mein Handy aus dem Plastikbeutel. Es ist aus.

»Wann nehmen Sie ihn fest?«

»Das ist noch nicht klar, aber bald. Ich rufe Sie morgen an und bringe Sie auf den neuesten Stand.«

Wir verabschieden uns, und sie geht auf den Bordstein zu, wo ihr Auto steht. Sie kommt mir so winzig vor, noch kleiner als gestern.

In dieser Nacht schlafe ich schlecht, und am Montagmorgen fühle ich mich nicht wohl. Aber ich werde nicht diejenige sein, die es nicht zur Arbeit schafft – wenn jemand sich nicht dort blicken lassen kann, dann er. Ich kriege keinen Bissen runter und schütte den Großteil des Tees ins Spülbecken, bevor ich aufbreche.

The Hammersmith and City Line ist überfüllt, ich nehme einen Zug später als geplant. Der Umweg über die Kanzlei ist nicht unbedingt nötig, ich könnte auch direkt zum Inner Court fahren, aber ich muss mir mein Büro zurückerobern, mein Leben. Ich will keine Angst haben. Meine Wohnung fühlt sich schon fremd genug an, da lasse ich ihn nicht auch noch mein juristisches Leben ruinieren.

Ich gehe auf die Kanzlei zu, das schöne alte Gebäude, in dem sie untergebracht ist. So dankbar bin ich gewesen, in diese Kanzlei eingeladen worden zu sein. Habe mich an den alten, kaninchenbauartigen, im Vergleich zur Fassade hässlichen Büroräumen nie gestört. Die langen Flure ohne Tageslicht, die Räume mit den offenen Arbeitsplätzen und Gemeinschaftsbereichen sind alles andere als glamourös, und doch bedeuten mir diese von Treppen verbundenen Etagen und ihr besonderer Charme alles, nachdem ich mich von meinem ersten Schock darüber erholt hatte, dass man mir zu alldem einen Schlüssel überreicht hatte und ich jetzt

dazugehörte. Alice und Julian beschwerten sich ununterbrochen, weil ihre Freunde bei irgendwelchen Promikanzleien in topsanierten Büros mit luxuriösester Ausstattung saßen. Aber für mich fühlten sich die winzigen Büros genau richtig an. Ich würde nie viel Geld für riesige Mengen Quadratmeter und extravagant inszenierte Schreibtische ausgeben müssen. Die lange Geschichte des Gebäudes erlaubte keine grundlegende Renovierung, und das kam mir sehr entgegen.

Als ich die Eingangshalle betrete, fangen meine Beine zu zittern und schlottern an. Mein Atem geht schneller und lauter. Mir wird komisch zumute, kalter Schweiß bricht mir aus. Panisch haste ich wieder nach draußen. Hailey dreht mir gerade den Rücken zu. Ich suche Zuflucht an der Flanke des Gebäudes, abseits von Augen, die mich erkennen könnten. Meine Knie sind schwach, ich hocke mich an eine niedrige Steinmauer. Ich bekomme keine Luft und bin von einer Art Vorahnung erfüllt, ich habe Angst, aber da ist noch mehr. Das Bedürfnis, mich zu übergeben, zu keuchen und zu würgen. Alles dreht sich. Ich suche fieberhaft nach meinem Handy, wühle in meiner Tasche, den Taschen meines Blazers. Als ich es gefunden habe, rufe ich Alice an. Ich habe nur ein Ziel – die nächsten zehn Minuten zu überstehen und es hier wegzuschaffen, ohne mich noch weiter zu erniedrigen. Alice nimmt ab, jetzt fällt mir ein, dass sie das Wochenende mit Freunden in Sussex verbracht hat. Ich bin froh, dass sie wieder da ist und keinen Gerichtstermin hat. Ihre Stimme klingt unbeschwert, es war wohl schön in Sussex. Ich verspüre einen Stich. Frauen wie Alice sind nicht wie Frauen wie ich. Ich verstehe ihr Leben nicht. Den Subtext zwischen ihr und ihren Freunden. Oft seufzt sie über meine Unwissenheit, ist irritiert von etwas, das ich sage, ohne dass ich verstehe, warum. Wir sind grundverschieden, aber in diesem Moment bin ich so dankbar, dass sie abnimmt und sich nach meinem Befinden erkundigt. Es fällt mir schwer, normal zu sprechen. Ich gebe alles.

»Nicht so toll, Alice. Ich hab mir was eingefangen.«

Ich unterbreche ihr umsichtiges Mitgefühl. Sie ist ein netter Mensch, erinnere ich mich, mich selbst beschwichtigend.

»Ich stehe unten. Musste wieder gehen. Sag, hättest du vielleicht Zeit, heute für mich einzuspringen?«

Alice verarbeitet noch die Information, dass ich vor der Kanzlei stehe. Sie macht eine kurze Pause, ihre Stimme eine Mischung aus Hilfsbereitschaft, Mitgefühl und Tatkraft. Insgeheim, das weiß ich, ist sie begeistert von dem

Gedanken, eine fertig vorbereitete Verhandlung zu übernehmen.

»Welches Gericht?«

Sie wartet meine Antwort nicht ab.

»Warte, ich komme runter.«

Bevor sie auflegt, sage ich ihr, dass ich um die Ecke bin. Als sie auftaucht, ist ihr Gesicht voller Sorge. Ich habe einigermaßen erfolgreich versucht, aufzustehen. Mein Atem geht immer noch schnell. Mein Herz rast. Alice entgeht das nicht.

»Du siehst aus, als hättest du Fieber. Brauchst du irgendwas?«

»Nein, nein. Ich habe eine schwere Körperverletzung für dich, der Mandant wartet am Inner Court.«

Sie greift nach der Akte, blättert sie durch, entdeckt meine ganzen Notizen. Erleichterung.

»Wie sieht es für ihn aus?«

Ich zögere. Die Chancen stehen gut, aber ich will Alice ein Schlupfloch für eine mögliche Niederlage einräumen.

»Also, ehrlich gesagt ist der Ausgang ziemlich offen.«

Sie wirkt beruhigt. Ich sehe, wie sie sich entspannt. So einen Prozess kann sie stemmen. Kein Druck. Diese Fälle schätzen wir alle. Sie sieht wieder mich an.

»Ich ruf dir ein Taxi.«

Ich bin schon dabei, zu protestieren, hatte eigentlich vor, die U-Bahn zu nehmen, aber ich will einfach nur hier weg und lasse sie. Sie ist schnell, schon hält ein schwarzes Taxi. Mit besorgter Miene begleitet sie mich zum Wagen.

»Bist du zu Hause ganz allein?«

»Ja, aber ruf nicht an, ich leg mich hin.«

Sie versteht nicht, wie ich jetzt alleine nach Hause gehen kann.

»Du solltest jemandem Bescheid sagen, der sich um dich kümmert.«

Ich verspreche es ihr, sie wirkt erleichtert. Ich habe nichts dergleichen vor. Und wen sollte ich schon anrufen? Alice hat ihre Mutter und ihren Vater, ihre Brüder und deren Frauen, ihre Tante und Großmutter. Und wahrscheinlich noch ein paar mehr. Sie ist in London gut vernetzt, mit zahlreichen Verwandten und engen Freunden der Familie. Sie befühlt meine Stirn, hält dabei aber Abstand.

»Du bist ja total verschwitzt.«

Sie macht sich Sorgen, dass ich etwas Ernstes haben könnte. Covid?

Einen Virus, den sie sich nicht holen will?

Ich beruhige sie.

»Ich glaube, ich habe nur was Falsches gegessen.«

Sofortige Erleichterung. Keine Ansteckungsgefahr, keine Notwendigkeit weiterer Beobachtung. Sie mustert mich mitfühlend.

»Du siehst grauenhaft aus, geh ins Bett.«

»Danke fürs Einspringen.«

Ich meine es ernst. Mir wird plötzlich klar, dass ich heute unmöglich ins Gericht gehen kann. Insgeheim rede ich mir sogar selbst ein, dass ich nur etwas Falsches gegessen habe. Dabei weiß ich, dass es etwas anderes ist. Etwas, das ich noch nie erlebt habe, etwas Angsteinflößendes. Meinen die Leute so etwas, wenn sie von einer Panikattacke sprechen? Nein, bestimmt nicht, das hier ist körperlich. Kurz erwäge ich einen Herzinfarkt und bin sicher, dass Alice mir einen Spezialisten empfehlen könnte, jemanden in der Harley Street. Eine Freundin ihrer Mutter oder ihres Vaters? Ich wische den Gedanken beiseite. Ich sitze im Taxi, und kurz bevor Alice die Tür zuwirft, sagt sie ganz aufrichtig: »Danke für den Fall.«

Ich nicke. Dann bin ich auf dem Weg nach Hause. Als das Taxi schließlich in die Harrow Road einbiegt, fühle ich mich nicht mehr ganz so krank, aber immer noch wacklig auf den Beinen. Ich schaue auf mein Handy. Eine E-Mail von Mia. Es ist eine lange, schöne Mail voller Liebe und Unterstützung. Voller brennender Wut auf Julian und Bedauern, jetzt nicht hier an meiner Seite zu sein. Ich lese sie, und meine restliche Gefasstheit löst sich in Luft auf. Ich wünsche mir einfach nur, sie wäre hier. Am Schluss fleht sie mich an, anrufen zu dürfen, per FaceTime oder irgendwie. Sie habe Verständnis für meine Bitte, müsse aber unbedingt meine Stimme hören. Ich bin überwältigt. Ich will auch ihre Stimme hören.

Nachdem ich den Fahrer bezahlt habe, bleibe ich eine Weile an der Straßenecke sitzen. Ich hole Luft und wähle Mias Nummer. Sie hebt sofort ab, und sie ist da. Ich kann kaum sprechen. Ich weine, versuche aber, es vor ihr zu verbergen. Ich weiß, dass sie es weiß. Sie findet genau die richtigen Worte. Sie ist vor allem wütend, voller Zorn. Würde sich Julian gerne vorknöpfen. Sie ist gerade in Kambodscha, ich erreiche sie auf ihrer englischen Nummer. Ich bin einfach nur froh, sie zu hören. Ich fühle mich weniger allein. Ein bisschen mehr wie ich selbst. Mia sagt, ich klänge wie unter Schock, und dass ich nach der Befragung bei der Polizei und der Untersuchung Leute um mich haben sollte. Sie überlegt, die Tournee

abzubrechen und zu mir zu kommen. Das will ich auf gar keinen Fall.

»Bitte, bitte, tu das nicht. Ich würde mich erbärmlich fühlen.«

Sie nimmt mir das Versprechen ab, meine Mutter anzurufen. Ich sage, Mum arbeite und könne nicht abheben. Sie besteht darauf, lässt ein Nein nicht gelten. Sagt, wenn ich sie nicht anriefe, mache sie es eben. Bevor wir auflegen, weint sie ein bisschen.

»Das ist doch zum Kotzen. Was fällt dem ein? Meiner Freundin so etwas anzutun? Für wen zum Teufel hält der sich?«

Ihre Wut tut mir gut. Ich wage eine brisante Frage.

»Wie soll ich denn wieder zur Arbeit gehen, wenn er auch da ist?«

Sie denkt nach, überlegt, ob ich vielleicht eine Pause machen sollte. Wir hängen auf, und endlich, endlich rufe ich meine Mum an. Ich lasse es ein paarmal klingeln und rechne damit, ein zweites Mal anrufen zu müssen, aber zu meiner Überraschung hebt sie schon beim ersten Versuch ab. Sie ist nicht begeistert, dass ich sie während der Arbeit anrufe, fragt dann aber schnell:

»Ist was passiert?«

In der Pause, die entsteht, während ich meine Antwort formuliere, höre ich ihr erschrockenes Atmen. Als wüsste sie es schon und hätte nur auf den Anruf gewartet.

»Ich bin okay. Aber ja, es ist was passiert.«

Sie wirkt so verzweifelt in ihrer Erwartung, dass ich damit herausplatze.

»Es gab da einen Zwischenfall, und ich war bei der Polizei, um die Sache zu melden.«

Sie fragt mich, wo ich sei, und verspricht, sich sofort auf den Weg zu machen. Das hatte ich nicht erwartet, aber sie legt so schnell auf, dass ich gar nicht dazu komme, zu protestieren oder zu fragen, ob sie einfach so von der Arbeit wegkönne. Ich schicke eine Nachricht hinterher, aber sie antwortet nicht mehr.

In den Stunden, die meine Mutter braucht, den Zug zu mir zu nehmen, sitze ich auf dem Sofa und mache nichts. Das sieht mir gar nicht ähnlich. Als ich ihr Gesicht sehe, bin ich überwältigt vor Dankbarkeit. Ich weiß, was ihr das abverlangt hat. Ihre Miene ist zerfurcht, besorgt, angespannt. Sie mustert mich aufmerksam, bemerkt, wie ich aussehe.

»Bist du krank?«

Ich wünschte, ich könnte sie einfach bitten, mir etwas aus der Apotheke zu holen, eine Hühnersuppe zu kochen, und alles wäre wieder in Ordnung.

»Mum!« Mehr kriege ich nicht raus, bevor meine Stimme bricht. »Tut mir leid, entschuldige. Mum … Ich …«

Sie fasst mich nicht an, fragt nur: »Schatz, was ist denn passiert?«

Ich muss sie beruhigen. »Mir geht's gut. Wirklich …«

»Tessa?«

Einen Augenblick kann ich gar nicht sprechen, aber Mum sieht aus, als würde sie jeden Moment zusammenklappen, also sage ich es einfach.

»Ich hatte am Freitagabend ein Date mit so einem Typen von der Arbeit, und …«

»Was? Hat er dich geschlagen?«

Sie beäugt mich. Sucht sie nach blauen Flecken, nach Blut? Ich schüttle den Kopf. »Nein. Wir …«

Ich kann nicht. Wie erklärt man seiner Mutter so etwas?

Mum wartet, beugt sich zu mir. Angestrengt.

Es lässt sich nicht anders ausdrücken.

»Er hat mich vergewaltigt, Mum.«

In meinen Augen brennen Tränen. Das Gesicht meiner Mutter fällt in sich zusammen, aber sie schweigt.

»Mir geht's gut, versprochen, ich …«

Jetzt ist es raus. Meine Mutter sieht versehrt aus, als hätte sie eine Kugel abbekommen. Ich fange an zu zittern. Mum merkt es und berührt mich, führt mich zum Sofa. Sie sieht sich in der Wohnung um. Ich brabble vor mich hin, erzähle zusammenhangsloses Zeug, alles durcheinander. Darüber, was in meinem Schlafzimmer passiert ist, kann ich nicht sprechen. Ich zeige aufs Badezimmer. »Das Bad, ich … ich habe gekotzt, und … und …«

Zu mehr reicht es nicht. Als hätten meine Worte keinen Zugriff mehr auf die Geschichte. Ich habe das Gefühl, als hätte ich alles zurückgehalten, meine Aussage gemacht, den Schlafplatz gewechselt, und als würden sich die Schleusen erst jetzt öffnen. Ich versuche immer noch, das Weinen zu unterdrücken, aber ohne Erfolg. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal vor meiner Mutter geweint habe. Sie legt unbeholfen den Arm um mich. Das ist zu viel für mich. Alles zu nah, zu intensiv. Ich sage ihr, ich hätte mir das Bad noch nicht genau angesehen, aber da sei auch Blut in der Dusche gewesen.

»Nachdem …«

Meine Mutter ist außer sich vor Wut, hakt aber nicht nach. Ihre Fingerknöchel treten weiß hervor. »Soll ich vielleicht das Bad putzen,

Schatz?«

Ich nicke, dankbar um die Auflösung der Spannung. Ich höre, wie sie sich Wischmopp und Eimer sucht. Das Geräusch von fließendem Wasser, dann kommt sie wieder, um die Scheuerbürste zu holen. Als sie wieder im Bad verschwindet, spähe ich um die Ecke. Da hockt meine Mum in der gläsernen Duschkabine und scheuert den Boden. Ich sehe die Überreste braunen Bluts auf den Fugen, sehe es wirbelnd im Abfluss verschwinden. Mein Blut. Meine Mutter, die mein Blut wegputzt.

Als sie fertig ist, sieht sie hoch, bemerkt mich und steht auf. Ich fühle mich wie ein kleines Mädchen, als wäre ich unvorsichtig gewesen, hätte einen Fehler gemacht und meiner Mum damit Kummer bereitet. Unnötigen Kummer. Ich habe ihr das angetan.

Ich hatte wirklich geglaubt, unberührbar zu sein. Dass ich nur meinen Job machen, nicht weiter auffallen und meine Fälle gewinnen müsste, um zu sein wie alle anderen in der Kanzlei. Aber das bin ich nicht. Ich bin frei verfügbar. Vergewaltigbar. Wie schon früher, als Mädchen in der Sozialwohnanlage. Nichts hat sich geändert bis auf die soziale Herkunft der Männer, die mich vergewaltigen können. Ich komme mir lächerlich vor.

»Mum, es tut mir so leid.«

Sie sieht mich an, schüttelt den Kopf.

»Nein. Dir sollte gar nichts leidtun. Du hast dir das nicht ausgesucht.«

Sie kommt auf mich zu, wütend.

Dann ergreift sie das Wort, und auch wenn es nicht beabsichtigt ist, höre ich die Vorwürfe, die Schuldzuweisung. Ich höre dieselbe Enttäuschung, die ich selbst empfinde.

»Ich hätte dir beibringen müssen, vorsichtiger zu sein, wenn es darum geht, wen du in deine Wohnung lässt, Tess.«

Kurz habe ich das Bedürfnis, mich zu verteidigen, gefolgt von der Erkenntnis, dass sie sich für das, was mir passiert ist, selbst die Schuld gibt. Wir sitzen im selben Boot. Ein Schauer durchläuft mich. Mir geht auf, dass nicht nur Mum sich vorwerfen wird, mich nicht beschützt zu haben.

»Johnny darf nichts davon erfahren, Mum. Ja?«

Ich höre meine eigene Panik. Sie nickt. Wir wissen beide, warum. Mum packt mich, auch sie jetzt energisch.

»Hör zu, du musst wieder arbeiten gehen. Du hast so hart um das gekämpft, was du jetzt hast, und es so weit gebracht. Das ist dein Job, deine Karriere. Wenn du nicht arbeitest, wirst du nicht bezahlt, Schatz. Lass dich

nicht von ihm unterkriegen. Sei stark. Geh zur Arbeit. Das musst du mir versprechen.«

Ich nicke. Die Zeit lässt sich nicht zurückspulen, nicht vor Freitag zurückdrehen. Ich denke darüber nach, was ich in dem Wissen, was mich erwartet, anders machen würde. Eine Million Gedanken wirbeln mir durch den Kopf. Ich bereue so vieles. Mum sieht mich noch immer erwartungsvoll an.

Ich verspreche ihr, morgen wieder zur Arbeit zu gehen.

Als sie weg ist, rufe ich Cheryl an. Der eine Mensch, der mir den Großteil meines Lebens zugehört hat, ohne mich zu verurteilen. Sie lässt mich ausreden, ich warte auf ihre Wut, ihr übliches empörtes Gefluche. Doch als ich aufhöre zu reden, ist es ganz still in der Leitung, und mir wird klar, dass sie am anderen Ende leise weint.

27

JETZT

Mum mustert mich, weiß nicht, was sie sagen soll. Ich erkundige mich nach den anderen. »Wo sind denn alle?«

»Deine Freundin Mia ist gerade gekommen und geht mit ihnen einen Saft für Junie suchen.«

Als sie Junie erwähnt, fällt mir siedend heiß meine Bitte wieder ein. »Und Cheryl weiß, dass sie …«

Mum fällt mir ins Wort, will mich beruhigen, aber ihre Stimme fällt scharf aus. »… Junie rausbringen muss, sobald du … redest. Ja.«

»Nein, Mum. Junie darf überhaupt nicht in den Saal.«

Mum steht immer noch. Sie nickt. Knetet ihre Hände. Es nervt mich, dass sie es sich nicht bequem macht. Der Raum ist ein schreckliches, kleines Kabuff, aber braucht sie immer eine Extraeinladung, um sich irgendwo hinzusetzen?

»Du kannst dich ruhig kurz setzen, die Jury braucht sicher noch ein bisschen.«

Mum nimmt Platz, beugt sich aber mit vor Schock und Angst aufgerissenen Augen vor. »Es gibt eine Jury?«

»Mum! Natürlich.«

Ich klinge gereizt. Das wollte ich nicht. Mir wird klar, dass meine Familie überhaupt keine Ahnung hat, was für einer Situation ich mich hier aussetze. Trotzdem bereue ich meinen Ton.

»'tschuldigung.«

Mum wischt die Entschuldigung mit einem Kopfnicken beiseite. Sie verschwindet zur Hälfte in ihrer Basttasche und reicht mir ein Sandwich. Beim Gedanken an Essen streikt mein Magen, aber die tiefen Ringe unter

ihren Augen und ihre besorgte Miene … Ich nehme das Sandwich. Sie lässt nicht locker. »Komm schon, Schatz. Du brauchst jetzt Kraft.«

Schweigen, während ich das weiße Toastbrot kaue. Überzuckerte Erdbeermarmelade und Butter. Mum mustert mich, dann steht sie plötzlich auf und schließt mich schroff in die Arme. Ihre Stimme klingt verändert. »Zeig dein starkes Ich, lass dich von den Schweinen nicht unterkriegen. Selbst wenn sie damit durchkommen – lass nicht zu, dass sie unsere Tessa kaputt machen.«

Ich gebe keinen Mucks von mir, sitze einfach da. Versuche verzweifelt, nicht zu weinen. Auf einmal bin ich wieder die junge Tessa – in letzter Zeit lässt sie mich einfach nicht los, dabei war sie mir so lange so weit weg erschienen. Meine Mutter verlangt nicht viel von mir, aber ihre Worte treffen mich mitten ins Herz. Ich habe das Gefühl, jeden Moment zu einem heulenden Häufchen Elend zu zerfließen. Aber ich weiß, dass meine Mum das nicht ertragen würde. Sie würde daran zerbrechen.

Ich antworte mit dem Mund voller Toast. »Hmhm, hmhm.«

Ich werde nicht weinen. Ich werde verdammt noch mal nicht weinen!

Julian wird heute auf nicht schuldig plädieren. Er wird sich nicht zu seiner Tat bekennen. Die Verhandlung wird mindestens drei Tage dauern. Und nur ich werde im Zeugenstand aussagen. Julian nicht. Ich weiß, dass er das Recht dazu hat, aber es erscheint mir ungerecht. Ich weiß, dass er es weiß. Es kann nicht anders sein. Julian ist nicht dumm, er hat nur sich selbst und den ganzen Leuten, die er dazu gebracht hat, ihm positive Referenzen zu schreiben – Leute, die ich kenne –, eingeredet, ich würde lügen, und zwar, um, um … um ihn fertigzumachen! Er hat sich eingeredet, das Opfer zu sein. Ich hingegen bin dazu gezwungen, es auszusprechen, alles noch einmal zu durchleben, *vor aller Augen*. Ich weiß, dass das so vom Gesetz vorgesehen ist, dass er das Recht hat, seine Klägerin ins Kreuzverhör zu nehmen. Jeder Mensch hat dieses Recht, und so sollte es auch sein. Aber in diesem Moment erscheint es mir nur unfair, dass er die ganze Zeit einfach da sitzen darf, ohne selbst ins Kreuzverhör genommen zu werden, um seine Geschichte auf Schwachstellen zu prüfen. Er hat mir das angetan. Und doch fühlt es sich an, als würde *mir* der Prozess gemacht.

Meine Mum hat sich wieder hingesetzt. Ich betrachte ihr Gesicht. Denke über ihr Leben nach. Über die Gewalt unseres Vaters, alles, was sie ertragen musste. Ich werde den Gedanken nicht los, dass ihr, mit ihrem Leben, ihrem

Job, ihrer Verwundbarkeit, sexuelle Übergriffe unmöglich fremd sein können. Aber fragen werde ich sie nie.

Klumpen von Toastbrot verkleben meinen Mund. Das Schlucken fällt mir schwer.

28

DAMALS

Am Dienstag starte ich einen neuen Versuch. An der Kanzlei angekommen, stecke ich mir die AirPods in die Ohren, spiele Musik, die ich zwar nicht wiedererkenne, die aber eine willkommene Ablenkung darstellt. Ich schaffe es ohne Zwischenfälle hinein. Das gibt mir Auftrieb. Ich sehe, dass um mich herum ein normaler Dienstag im Gange ist und alle beschäftigt sind. Erleichtert erreiche ich mein Büro. Ziehe die Tür hinter mir zu. Eine Nachricht von Alice ploppt auf meinem Handy auf. Sie fragt, wie es mir gehe, und erzählt triumphierend, sie habe den Fall gestern gewonnen. Ich schreibe ihr zurück. *Super Arbeit!* Sie antwortet mit einem Daumen nach oben, sie ist zweifellos stolz auf sich. Aber dann tippt sie weiter. Ich werde nervös. Was weiß sie? Als der Text eintrudelt, ist es nur eine weitere besorgte Nachfrage zu meinem Gesundheitszustand. Ich belasse es dabei. Ich sammle ein paar auf dem Schreibtisch verstreute Unterlagen zusammen, klappe meinen Laptop auf und mache mich an einen überfälligen Beratungsauftrag. Die Zeit vergeht langsam, ich bin nicht so konzentriert wie sonst. Panik steigt in mir hoch, aber ich drücke sie weg. Das geht vorbei, da bin ich sicher. Ich arbeite weiter, und irgendwann macht sich so etwas wie Ruhe in mir breit. Mein Beruf spendet mir so viel Trost, verschafft mir alles, was ich gerade brauche. Ablenkung, Selbstvertrauen, geistige Strenge, Normalität. Doch dann meldet sich die Panik wieder. Ich lege eine Pause ein und rufe Kate Palmer an. Sie teilt mir mit, dass sie Julian anrufen und zu einer Stellungnahme vorladen werden, aber nicht an seinem Arbeitsplatz.

Ein Zittern durchläuft meine Beine.

Ich weiß, sobald sie mit ihm reden, wird sich alles ändern. Sie verspricht mir, mich vorzuwarnen, bevor es so weit ist. Ich bin ihr dankbar.

Ich lege auf und durchforste ein paar Gesetztestexte, die ich als gebundene Ausgaben besitze. Eine Weile bin ich wieder in die Arbeit vertieft, dann beschließe ich, einige Passagen kopieren zu gehen. Die meisten Kollegen sind jetzt vor Gericht, es ist nicht mehr so hektisch. Ich rede mir gut zu, Julian ist nicht da, ich kann mich frei bewegen. Ich schlendere zum Kopierer, grüße eine Kollegin.

Aber als ich in die Nische mit den Kopierern einbiege, stoße ich fast direkt mit ihm zusammen. Er ist gut gekleidet, schmal geschnittener Anzug, schöne lila Krawatte mit geschwungenem Paisleymuster. Ich kenne von beidem die Marke. Ich starre den Anzug an und spüre, wie ich innerlich zusammensacke. Mein Atem geht schwer. Ich stehe dicht vor ihm. Rieche sein Aftershave, erinnere mich daran. Mir wird klar, dass das der Geruch ist, den ich in der Klinik in der Nase hatte, und ich schalte alle Sinne aus. Ich stehe da und er schaut mir ins Gesicht. Ich hebe den Blick und er mustert mich.

»Hey!«

Ich denke an die Buchstaben, aus denen das Wort besteht. H-E-Y. Eine leise Drohung schwingt darin mit. Oder? Mein Gehörsinn ist geschärft, wieder rieche ich das Aftershave. Mir wird übel. Sein Hemd ist extrem weiß und extrem gestärkt. Ich frage mich, wer das wohl für ihn erledigt, kann mir nicht vorstellen, dass er sich selbst um sein Wäsche kümmert. Er starrt mich an. Ermutigt von meinem Schweigen legt er lächelnd den Kopf schief. Ich weiß, dass das eine einstudierte Geste ist. Ich habe sie ihn schon vor Gericht einsetzen sehen. Fast ein wenig abschätzig, oder genervt? Es fällt mir schwer, ihn zu lesen, ich taxiere ihn wachsam.

»Alles okay zwischen uns?«

Das ist eiskalt, so viel ist klar. Er weiß sehr gut, dass nicht alles okay ist. Wie kann er es wagen, einfach so zu tun, als wäre nichts? Ich stehe da, mit Beinen, die vergessen haben, wie man läuft, und weiß, dass mein Gesicht seine Frage verneint.

Er schnaubt genervt. Als wäre ich eine undurchschaubare, launische Person. Eine Enttäuschung. Ja, das ist es, eine Enttäuschung. Dann verschnürt er das Ganze zu einem hübschen, kompakten Päckchen. Alles in bester Ordnung.

»Tessa, es tut mir leid, wenn ich dich irgendwie verärgert habe. Lass mich dich die Woche mal zum Mittagessen einladen.«

Während er das sagt, sammelt er seine Sachen ein. Ich stehe unter

Schock. Will etwas erwidern. Er stellt sich also wirklich vor mich hin und versucht, mich zu gaslighten. So zu tun, als wäre nichts passiert. Ich will etwas sagen, aber ich bin einfach … nicht in der Lage. Er beugt sich vor, ich weiche erschrocken zurück. Das ignoriert er. Er spricht mit seiner weichen Gerichtsstimme. Ich kenne diese Stimme. Auch in ihr liegt eine leise Drohung, trotz des fröhlichen Singsanges. Ich weiß, dass ich recht habe. Ich höre es aus jeder Silbe heraus.

»Ich kann mich kaum mehr an was erinnern, so viel, wie ich getrunken habe.« Kurze Pause, dann spitz: »Also … wir beide.«

Ich weiß, was er da versucht. Und, verdammt, er ist gut, zögert keine Sekunde. Er reißt die Erzählung an sich. Ich rühre mich nicht, aber ich weiß, was hier passiert – er schlägt mir gerade vor, das Ganze als betrunkenen schlechten Sex abzustempeln, und damit wäre alles vom Tisch. Seinen letzten Satz wirft er mir hin wie eine gnädige Geste, ein Zeichen dafür, dass er eigentlich zu gut für mich ist. Eine lapidare Bemerkung, die mir unterschwellig vermitteln soll, dass ich das Problem bin. Nicht er. Keine Entschuldigung. Ich, Tessa, habe ein Problem mit dieser Nacht, nicht er. Nicht Julian. Ich brülle ihm die Worte entgegen, aber nur in meinem Kopf. *Verärgert? Irgendwie? Vergewaltigt hast du mich. Du hast mich festgehalten, dich über meine Angst hinweggesetzt, und du hast …*

Dann steht plötzlich Alice neben uns. Julian wirft ihr ein breites Lächeln zu. Sie lächelt zurück. Julian winkt uns beiden. »Ich muss dann mal.«

Alice dreht sich zu mir um. Sie hat ein paar Unterlagen zum Kopieren dabei.

»Du siehst heute schon viel besser aus. War wohl eine kurzfristige Sache.«

Ich nicke, lege meinen Gesetzestext auf den Kopierer, und da stehe ich dann und kopiere. Das Licht blitzt auf, die Maschine vibriert, Alice blättert durch Papiere, sagt irgendetwas, das ich nicht einmal wahrnehme. In meinem Kopf immer wieder seine Worte. *Also … wir beide. Also … wir beide.*

Er weist mir mindestens die Hälfte der Schuld daran zu, was in jener Nacht passiert ist. Ich koche vor Wut, während ich mich einer stillen Selbstanklage unterziehe. *Und du? Stehst einfach da und lässt dich so von ihm manipulieren?*

Als ich fertig bin, versuche ich, etwas zu Alice zu sagen, die gerade den Kopierer einstellt. Es fühlt sich surreal an. Ich merke, dass ich wackelig auf den Beinen bin. Und ich merke auch, dass ich nicht mehr die bin, die ich

einmal war. Diese andere Tessa hätte doch niemals schweigend vor jemandem gestanden, der ihr so etwas angetan hat. Ich nicke Alice beim Gehen nur kurz zu. Zurück in meinem Büro komme ich mir unheimlich klein vor. Für eine ganze Weile sitze ich untätig am Schreibtisch. Versuche, nichts zu fühlen. Es funktioniert. Zumindest kurz.

29

JETZT

»Die Jury steht.«

Richard verkündet das, als käme da noch etwas. Ich frage nach der Zusammensetzung. »Wie viele Frauen?«

»Fünf.«

»Ist das gut?«, fragt Mum.

Richard und ich sehen einander an. Keine einfache Frage. Ist das gut? Wir kennen die Antwort beide.

»Schwer zu sagen. Frauen glauben anderen Frauen oft auch nicht.«

Richard seufzt. Mum weiß nicht recht, was damit gemeint ist, gibt sich aber damit zufrieden, dass ich immerhin nicht sage, es sei schlecht. Sie beäugt Richards Krawatte und Robe. Er sieht ausgesprochen majestätisch aus. Ich denke noch einmal über die Frage nach. Ich habe mich noch nie tiefer gehend damit beschäftigt, warum Frauen genauso schlecht wie Männer, manchmal sogar schlechter darin sind, anderen Frauen zu glauben, die einen sexuellen Übergriff anzeigen. Ich habe darüber noch nie nachdenken müssen. Aber mir ist klar, dass mich die Frauen in der Jury in manchen Fällen, in denen ich den Beklagten verteidigt habe, angeschaut haben und dachten: *Sie würde doch niemals jemanden vertreten, den sie für einen Vergewaltiger hält.* Ich weiß, dass sie das gedacht haben, und ich weiß, dass meine Mandanten davon profitiert haben. Dafür, dass Frauen – und Männer – davon ausgehen, ich stünde als weibliche Verteidigerin hinter der Version des Angeklagten, kann ich nichts.

Richard redet jetzt mit Mum. Er erzählt von seinen Kindern, Mum von Junie. Ihr Gesicht versucht einen Teil der Begeisterung zu unterdrücken, die sie normalerweise erfasst, sobald Junies Name fällt. Sie macht sich immer

noch Sorgen, was Richard über sie denkt. Mich lässt die Frage nach den weiblichen Jury-Mitgliedern nicht los. Mir kommt ein furchtbarer Gedanke, den ich bisher nicht in Betracht gezogen habe. Dass sexuelle Belästigung in Wirklichkeit vielleicht etwas ist, womit wir alle zumindest schon einmal in Berührung gekommen sind, und viele sich nicht eingestehen wollen, dass ihre eigenen Erfahrungen womöglich genauso schlimm waren wie der Fall, den sie vor sich haben. Denn was dann? Wir waren nicht tapfer genug, es anzuprangern. Wir dachten, wir wären selbst daran schuld! Wir haben uns für das, was passiert ist, geschämt, können es nicht ertragen, als Opfer dazustehen. Vielleicht ist es dann, wenn man da vorne sitzt, leichter, zu sagen: »Das ist doch keine Vergewaltigung« – denn wenn doch, wenn die Frau die Wahrheit sagt, müssten wir unsere eigenen Vergangenheiten hinterfragen, vielleicht auch das Verhalten unserer Söhne, unserer Männer und Brüder. Vielleicht ist es einfacher, davon auszugehen, dass eine Frau übertreibt oder die Unwahrheit sagt, einfacher, keine Verantwortung zu übernehmen und die Geschehnisse umzudeuten, weil man sonst selbst eine gewisse Schuld eingestehen müsste? *Warum können Frauen anderen Frauen nicht glauben?* Ich denke an einige meiner Kreuzverhöre zurück. Denke daran, wie ich einfach nur andeuten muss, dass eine Frau sich täuscht, und sofort beobachten kann, wie die Mitglieder der Jury davon ausgehen, es müsse dafür noch mehr Beweise geben, die ihnen nur nicht vorliegen.

Ich wehre mich gegen den Gedanken. Heutzutage würden Strafverteidiger nichts von all dem mehr tun, was sie früher getan haben. Etwa die in keinerlei Zusammenhang mit dem Fall stehende sexuelle Vergangenheit der Frau ansprechen. Andeuten, sie sei eine Schlampe, habe Unterwäsche in einer bestimmten Farbe getragen, mit Spitze, aufreizend, weil sie es auf Sex abgesehen habe. Auch würden sie eine Frau niemals mehr so geradeheraus als Lügnerin bezeichnen wie früher. Das würde kein Richter dulden. Davon bin ich überzeugt, aber ein Restzweifel bleibt.

Nie habe ich eine Frau als Lügnerin bezeichnen müssen, um zu demonstrieren, dass ihre Geschichte Schwachstellen aufweist. Ich muss es lediglich suggerieren. Jurys sind gut darin, zwischen den Zeilen zu lesen, besonders, wenn man auf eine bestimmte Art und Weise mit den Klägerinnen spricht. Wenn man sie nicht fertigmacht, sondern nur entlarvt.

Darum kreisen meine Gedanken, als Richard sie unterbricht. Er geht wieder rein. Ich spüre eine leichte Panik davor, dass es bald losgeht. Dass es gleich so weit ist. Alle Gedanken an Jurys und Richter sind wie weggeblasen,

ich denke nur noch an den Verhandlungssaal und daran, in den Zeugenstand zu treten. Julian zu sehen. Seinem Blick standzuhalten.

Richard sieht mich an. »Ich gehe für die Eröffnung rein. Sobald Sie aufgerufen werden, schicke ich Constable Palmer.«

Ich kann nichts erwidern.

»Sind Sie so weit? Tessa?«

Ich nicke. »Ja.«

»Sie werden das super machen.«

Mum nimmt Richards Abgang zum Anlass, sich ebenfalls zu verabschieden und eine Toilette zu suchen. Sie will auf Nummer sicher gehen, um nicht während der Verhandlung den Saal verlassen zu müssen, aber ich weiß, dass sie auch nervös ist.

Wieder warten. Ich weiß, Mia ist da und sorgt dafür, dass Johnny, Cheryl und Junie wissen, wo sie hinmüssen und wo sie sitzen sollen. Ich denke an Mia. Sie hat gestern bei mir übernachtet und heute Morgen frischen Kaffee und Croissants geholt. Saft. Ich habe sie gebeten, schon mal loszugehen und Johnny und Cheryl vom Bahnhof abzuholen. Sie war bereit, alles für mich zu tun. Gestern Abend saßen wir zusammen, redeten und planten eine Reise für nächsten Sommer. Sie ist gut darin, über alles Mögliche zu reden. Irgendwann hielt sie inne und stellte ihr Glas hin. Sah mich direkt an.

»Ich bin so stolz, dass du das machst. Ich weiß, es ist nicht einfach. Aber du machst das, um zu beweisen, dass er damit nicht davonkommt. Um der Welt das zu zeigen. Ich bewundere dich wirklich sehr.«

Ich verdrehte die Augen.

»Nein, hör mir zu. Ich kann mir nicht vorstellen, wie stark man sein muss, um das zu machen. Ich weiß nicht, ob ich so stark wäre.«

Ich erinnerte sie daran, dass die Jury mir vielleicht gar nicht glauben wird, aber sie unterbrach mich.

»Tessa, wenn dir nicht geglaubt wird, dann gibt es eigentlich kaum mehr Hoffnung für irgendwen. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Eine bessere Zeugin als dich gibt es nicht. Du bist direkt zur Polizei gegangen. Mir wäre es niemals eingefallen, das so schnell zu machen. Ich hätte gezögert und hin und her überlegt. Du bist eloquent, du bist glaubwürdig, es besteht kein Zweifel!«

Ihr Optimismus tat gut, aber ich war müde.

»Es besteht immer ein Zweifel, Mia. Er wird einfach behaupten, dass ich es auch wollte.«

Sie war empört, sie war laut, und dafür liebte ich sie.

»Dass du *das* wolltest? Heilige Scheiße!«

Mum braucht ewig auf der Toilette. Ich durchsuche meine Nachrichten nach der von Mia, die sie auf dem Weg in den Verhandlungssaal geschickt hat. Sie hat ein Engagement abgebrochen, um früher nach Hause zu kommen. Ein gutes Engagement. Das hat sie gemacht, um für mich da zu sein, auch wenn sie beteuert, im Grunde froh zu sein, dort abhauen zu können. Lächelnd lese ich ihre Worte. Ich fühle mich stärker. Sie hat auch einen Schnappschuss von Cheryl, Johnny und Junie angehängt. Diese paar Leute sind meine Leute. Ich weiß, dass ihre Anwesenheit am Urteil nichts ändern wird, aber sie sind hier. Um Zeugnis abzulegen. Für mich. Ich frage mich, wie viele Leute für Julian hier sein werden. Familie, Freunde. Ich will nicht weiter darüber nachdenken. Ich weiß, dass er jetzt da drin sitzt. Er und sein Kronanwalt.

Sobald Richard das Verfahren eröffnet hat, wird man mich als erste Zeugin aufrufen. Julian wird alles hören können. Er kann sich zurücklehnen und weiß, dass er die ganze Verhandlung über kein Wort wird sagen müssen. Wie kann es sein, dass er einfach da sitzen darf, während ich hier warte? Dass er das Ganze einfach aussitzen darf, ohne ins Kreuzverhör genommen zu werden? Ich weiß, er hat das Recht, die Argumente der Krone auf die Probe zu stellen. Aber das einzige Argument der Krone bin ich, also werde ausschließlich ich auf die Probe gestellt.

Ich muss an einen Artikel denken, den ich gelesen habe. Über irgendeine Statistik, aus der hervorgeht, dass ein Mann, der gegenüber einer Frau sexuell übergriffig wird und für schuldig befunden wird, sich schon vorher mindestens einer anderen Frau gegenüber respektlos oder aber übergriffig verhalten hat.

Damals kam mir das nicht haltbar vor, abwegig. Was soll das heißen? Dass wir es mit einer Pandemie zu tun haben? Unvorstellbar. Aber jetzt, während Richard sich an die Jury wendet, denke ich noch einmal über die Möglichkeit nach, Julian könnte so etwas schon einmal getan haben.

Adam hat mir bei einem Besuch gesteckt, ihm sei da etwas zu Ohren gekommen. Nicht prozessrelevant oder beweiskräftig, aber da sei wohl mal was mit einer Frau an der Uni gewesen, wovon man dann nie wieder etwas gehört habe.

Daran muss ich jetzt denken. Dass ich, wenn sie etwas gesagt und Gehör gefunden hätte, heute vielleicht nicht hier wäre. Aber Männer wie Julian

finden immer Wege, Sachen zu vertuschen, zu verdrehen, Leute zu bestechen. Und selbst wenn sie ihn angezeigt hätte, ist dem Gesetz nach jeder neue Fall ein neuer Fall und die Jury muss ihn allein auf Grundlage der Anklage und nicht im Kontext früherer Schuldsprüche verurteilen.

Ich zücke meinen Taschenspiegel, richte mein Make-up. Lasse den Spiegel sinken und prüfe noch einmal mein Outfit. Die perfekte Kombination aus *Ich bin stark, professionell, ich schäme mich nicht* und *Ich bin keine Schlampe.* So hat Mia mich beschrieben. Wir wissen beide, dass ich genau das ausstrahlen muss.

30

DAMALS

Ich, weiß, dass Julians Festnahme kurz bevorsteht. Vielleicht ist es heute Abend so weit, nach der Arbeit. Mich beschleicht der Verdacht, dass er irgendwie bevorzugt behandelt wird. Ein Senior Junior Barrister mit einem Kronanwalt als Vater. Da hat die Polizei besser all ihre Beweise parat, bevor sie etwas unternimmt. Der Polizist, von dem ich inzwischen weiß, dass er Dave heißt, ruft mich an, bevor er meine Aussage fertigstellt, kontrolliert noch ein paar meiner Angaben. Erklärt mir von sich aus, die Staatsanwaltschaft erwartete von ihm, jedes i-Tüpfelchen noch einmal zu überprüfen.

»Für die ist das ein interessanter Fall. Zwei Verteidiger, und dann auch noch Strafrecht!«

Ich kann mir die Witze gut vorstellen, die der Polizist mit den Leuten von der Staatsanwaltschaft reißt. Oder die Leute von der Staatsanwaltschaft unter sich. Die schreckliche Ironie, die für sie in all dem stecken muss. Sie kennen mich alle von früher. Ich war die Strafverteidigerin auf der anderen Seite, deren clevere Taktierereien sie im Auge behalten mussten, diejenige, die es zu schlagen galt. Es ist, als hätte der Schleier einen Riss bekommen, sie haben mich in all meiner Schwäche gesehen, haben jetzt die Oberhand. Diesmal dürfen sie mich unter die Lupe nehmen und sich fragen, ob ich es wert bin, dass man mir glaubt. Diesmal dürfen sie auch Julian unter die Lupe nehmen, entscheiden, ob sie jemanden Mächtigen anklagen, jemanden mit einem einflussreichen Vater. Sie haben mich voll und ganz in der Hand. Mir ist klar, dass die Tage in der Kanzlei, in denen niemand weiß, was passiert ist, gezählt sind. Morgen wird die Bombe vielleicht platzen. Ein Zittern im linken Bein. Ich lasse den Blick durch mein Büro schweifen und

erwäge, die Flaschen verschwinden zu lassen. So viele Privatmandanten kommen mit einer Flasche Scotch an, Single Malt, lang gereift. Da sammelt sich einiges an, und hin und wieder sitzen wir alle zusammen, klatschen uns Eis oder Cola in ein Glas und schenken uns einen ordentlichen Schluck ein.

Ich erinnere mich an Julians schmerzverzerrtes Gesicht, als Adam einmal einen Scotch mit meiner Cola auffüllte.

»Das ist ein zwanzig Jahre alter Lagavulin. Und du kippst da Coke rein?«

Adam stieß einfach mit Julians Glas an und trank.

»Die Cola nimmt ihm das Beißende.«

Ich habe gelacht. Damals.

Jetzt zähle ich die Flaschen und frage mich, ob ich sie loswerden sollte, damit niemand einen Beweis daraus ableiten kann, ein Alkoholproblem.

Schluss mit der Paranoia. Mein Vorrat unterscheidet sich kein bisschen von denen aller anderen in diesem Gebäude.

Trotzdem nehme ich alle angebrochenen Flaschen und werfe sie in den Müll.

Ich blättere gerade ein paar Unterlagen durch, als draußen eine Tür knallt und jemand schreit. Eine Männerstimme. Seltsam. Und das in der Kanzlei? Fast im selben Moment geht auf meinem Festnetz ein interner Anruf ein, Hailey ist dran.

»Ihr Mandant ist wieder da und macht eine Szene.«

»Welcher Mandant?«

»Er versucht, hier reinzukommen.«

Ich stürze aus dem Büro und hinunter zur Rezeption. Heilige Scheiße, das hat mir gerade noch gefehlt.

Als ich auf den Empfangsschalter zulaufe, sehe ich den Rücken meines Bruders. Ich stürze auf ihn zu, und da steht Julian, vor ihm ein Sicherheitsmann, während mein Bruder von zwei weiteren Ordnern festgehalten wird. Julian sieht derangiert aus. Ich verstehe gar nichts. Dann wird mir klar, dass Johnny nach Julian gefragt und ihn offensichtlich angegriffen hat. Julian ist aufgewühlt, kann es aber gut verbergen. Klar, er hat ja auch drei Sicherheitsmänner, die ihn beschützen.

Dann brüllt Johnny:

»Ich mach dich alle! Ich bring dich verflucht noch mal um für das, was du mit meiner Schwester angestellt hast.«

Mein Herz macht einen Satz, ich renne los, während ich im Stillen meine Mutter verfluche. *Ich hab doch gesagt, kein Wort zu ihm!*

»JOHNNY!«

Hailey verlässt die Rezeption und gesellt sich zu den anderen Beobachtern an der Tür. Der eine Sicherheitsmann hält Johnny im Schwitzkasten. Johnny nimmt mich gar nicht wahr. Seine Augen funkeln wild, er versucht, sich freizukämpfen. Ich schiebe mich in sein Blickfeld, aber er hat es nur auf Julian abgesehen. Er ist wie ein gereiztes Tier, die Sicherheitsmänner wirken entgeistert über die ganze Szene.

»Schon gut, er gehört zu mir.«

Der Sicherheitsmann, der das Sagen hat, sieht mich an.

»Mr Brookes hat angeordnet, nicht die Polizei zu rufen.«

Will er meine Erlaubnis, sie doch zu rufen, oder wiederholt er einfach nur die Anordnung?

Während ich antworte, wird mir klar, dass Julian das verfügt hat, weil er genau weiß, warum Johnny hier ist. Johnny hat es mit Sicherheit ausgesprochen. Ich stelle mir vor, wie er nach Julian gefragt hat, wie Hailey ihn nach unten gerufen und Julian sich zögernd dem Empfang genähert hat, bevor Johnny auf ihn losgegangen ist. Die Security war schon da. Wenn ein Mandant einfach so von der Straße hereinspaziert, sorgt Hailey dafür, dass jemand parat steht. Sie hält sich an die Anweisungen, hat sicher registriert, dass er wütend wirkte. Hat es vor diesem ungebärdigen, schlecht gekleideten Niemand, der definitiv »keiner von uns« ist, mit der Angst zu tun bekommen. Nach dem Anruf bei Julian hat sie vermutlich Verstärkung gerufen. Ich sehe immer noch die Angst in Haileys Blick. Angst, an die mein Bruder gewohnt ist. Er ist keiner, mit dem man sich gerne anlegt.

Mir setzt kurz das Herz aus. Er tut das für mich. Mein großer Bruder begibt sich meinetwegen in diese Situation. Aber gleichzeitig bin ich wütend, ich will das nicht. Ich habe schon genug Probleme. Noch glaubt Julian, er hätte es nur mit meinem Bruder zu tun. Ich weiß, dass er heute Abend die ganze Tragweite seines Handelns begreifen wird. Wenn die Polizei vor der Tür steht. Die Sache ist viel ernster, als dass nur mein großer Bruder auftaucht und ihn anbrüllt. Das lässt sich einfach wegscheuchen, darüber lässt sich lachen, er kann gleichgültig verkünden, dass er auf die Polizei verzichtet. Er ist der Gute, der über allem steht. Aber schon bald wird ihm schwanen, dass sich unter Johnnys Wut *meine* Wut verbirgt. Dass sich etwas zusammenbraut. Ich habe mich die letzten Tage still verhalten, noch

denkt er wohl, er wäre davongekommen.

Ist er schon einmal davongekommen?

Ich bitte die Sicherheitsmänner, Johnny rauszubringen. »Er gehört zu mir.«

Der Security sieht mich an, als wäre ich irre. Als würde ich verlangen, einen tobenden ausgewachsenen Löwen übergeben zu bekommen, um eine Runde mit ihm zu kuscheln. Ich wende mich an Johnny. »Johnny, wir gehen jetzt raus.«

Johnny sieht mich und hört ein wenig auf, sich zu wehren. »Tess.«

Der jüngere Sicherheitsmann: »Ach, das ist Ihr Klient?«

Ich nicke, ohne ihn anzusehen.

Dann wieder sein Boss: »Der wollte Jules schlagen. Hat ihn angebrüllt.«

Julian scheint sich in Luft aufgelöst zu haben. Johnny wird aus dem Gebäude geleitet. Ich gehe neben ihm. Sie führen ihn den ganzen Weg bis zur Straße im Polizeigriff. Leute laufen mit ihrem Kaffee vorbei, andere warten auf ein Taxi, sie glotzen uns an, tuscheln. Ich funkle zurück. Verfluchte Scheiße. Johnny beruhigt sich langsam, er sieht mich an. Sein Blick ist traurig, verwirrt, zerknirscht, aber in die Enge getrieben.

Ich wechsle in eine professionelle Stimmlage. »Danke, Jungs. Ab hier übernehme ich.«

Sie zögern.

Ich bleibe dabei. »Sie können jetzt gehen.«

Ich höre meine eigene Stimme. Sie klingt stocksauer. Das war nicht meine Absicht, aber diese ganze Szene auf der Straße regt mich auf, ich will, dass sie gehen. Ich will nicht, dass die Leute meinen Bruder anstarren wie einen Kriminellen, während sich der eigentliche Kriminelle da drinnen verschanzt, ja sogar beschützt wird! Die Ordner lassen los. Mein Ton wird weicher, ich danke ihnen für die Hilfe. Sie gehen, werfen einen Blick zurück und sehen Johnny neben mir stehen, ganz geläutert, ohne Probleme zu machen. Ich nehme ihn am Arm und führe ihn um die Ecke, dorthin, wo ich mich an meinem ersten Tag in der Kanzlei versteckt habe, nach der Vergewaltigung. Immer noch geladen spuckt er auf den Boden. Ich betrachte die Spucke. Keine Ahnung, warum.

»Johnny!«

Er sieht verzweifelt aus. Ich weiß, dass daraus Mitgefühl für mich spricht. Sein Ton ist rau, weil er mir nicht sagen kann, dass er sich Sorgen um mich macht.

»Scheiße, Tessa, ich mach den kalt! Ich schneid ihm seinen verfluchten Schwanz ab.«

Ich weiß, dass er am liebsten auf etwas einschlagen würde, egal auf was, aber er lässt es. Er steht da und wartet, dass ich reagiere.

»Ich kann nicht glauben, dass Mum es dir gesagt hat.«

Instinktiv nimmt er unsere Mutter in Schutz. Er weiß, dass er es vermasselt hat. »Ich hab Cheryl weinen sehen.«

»Und sie hat nichts verraten!«

»Ja. Also bin ich Mum auf die Pelle gerückt.«

»Und Cheryl hat dich einfach hierherkommen lassen?«

»Nicht direkt.«

Das ist alles zu viel. Johnny ist unberechenbar. Oder vielmehr allzu berechenbar. Ich muss ihn nach Hause bringen, bevor er noch einmal da reinrennt. Muss das verhindern. Jetzt fängt er wieder an. »Sag mir, wo der Wichser wohnt.«

»Scheiße, Johnny!« Mein Herz rast.

Johnny redet sich wieder in Rage. »Dem schlag ich den Schädel ein.«

Jetzt reicht es mir. »Hör auf! Hör auf, hör auf, hör auf.«

Er schaut irritiert, als ich anfange, auf seinen Oberarm einzuboxen.

»Was soll das?« Er ist erschrocken, sieht, wie mein Kinn zittert. Will sich erklären. »Ich kann ihn doch nicht einfach davonkommen lassen. Du bist meine kleine Schwester.«

Ich trommle gegen seine Brust, schreie ihn an. »Ich hab nichts davon, wenn sie dich wegen Körperverletzung einbuchten … oder noch schlimmer.« Ich trommle weiter. Er hält meine Hände fest, ich bekomme Panik. »Lass mich los!«

Er lässt los. Sachte. Verwirrter denn je. Ein Mann steckt den Kopf in die Nische, in der wir stehen, erkundigt sich, ob »dieser Mann« mich belästige.

»Nein. Nein, alles in Ordnung.«

Der Mann sieht mich direkt an, zweifelnd. Ich erwidere seinen Blick und antworte betont besonnen, fast heiter: »Nein, schon gut, das ist mein Bruder.«

Nachdem der Mann gegangen ist, schweigen wir. Dann erkläre ich Johnny: »Julian wird angeklagt. Die Polizei kümmert sich.«

Das beruhigt Johnny kein bisschen.

»’nen Dreck machen die!«

Ich bin erschöpft.

»Ich will einfach nur Gerechtigkeit.«

Ich zucke zusammen, als er in ein irres Lachen ausbricht.

»Ich geb dem verfickte Gerechtigkeit.«

Sein Lachen und seine drohende Stimme machen mich wütend. Aber ich will es nicht eskalieren lassen. Ich richte mich auf, atme tief ein. Lasse meine Stimme stark klingen. »Hör zu, du machst gar nichts, denn das ist *mir* passiert. Es ist nicht dir passiert, und ich bin *nicht* dein Eigentum, das du verteidigen musst.«

Er wirkt ein wenig verletzt. Ich fühle mich schlecht, aber er soll jetzt zuhören.

Er kann nicht anders. »Was zur Hölle?«

»Ich führe diesen Kampf auf *meine* Art.«

Er wartet. Immer noch verwirrt. Ich muss ihn jetzt zur Vernunft bringen. Wähle meine Worte mit Bedacht. »Du hast bald eine Familie. Glaubst du, dein Kind hat was von dir, wenn du im Knast sitzt? Willst du immer weg sein wie Dad?«

»Das muss ich mir nicht geben.«

Sein Ärger verfliegt erst, als er sieht, wie aufgelöst ich bin. Wie meine Stimme bei meinem letzten Satz zittrig wird. »Ich will, dass du Rücksicht drauf nimmst, was *ich* will. Sonst seid ihr alle gleich.« Ich weine jetzt stumm vor mich hin, er streckt zaghaft die Hand nach mir aus. Meine Botschaft ist klar. »Bitte. Mach mir nicht auch du noch Stress.«

Er lässt die Schultern fallen und legt mir den Arm um die Schulter, als wäre ich wieder vierzehn. Aber das macht mich nur noch trauriger. Ich schlucke hörbar. Johnny tätschelt mir den Rücken, flüstert mir zu. »Hey … Schhhh … Ich hab’s kapiert.«

Ich ziehe etwas Rotz hoch.

»Hey. Schhh. Schon gut. Ich mach nichts, was du nicht willst. Schhh, dein Bruder ist ja da, und er versucht, kein Arsch zu sein. Okay?«

Ich nicke dankbar. Löse mich von ihm. »Vielen Dank.«

Er verzieht gespielt schockiert das Gesicht. »Baaah. Wie vornehm du klingst!«

»Leck mich!«, sage ich in meinem härtesten Ton und lache.

Johnny strahlt. »Da ist sie ja wieder!«

Ich drücke seine Hand.

31

JETZT

Mum kommt genau in dem Moment von der Toilette zurück, in dem auch Constable Palmer den Raum betritt. Kate, immer noch so zierlich in ihrer Uniform. Ein Schlagstock im Holster. Sie will, dass dieser Prozess zu meinen Gunsten ausgeht. Glaubt an mich. Aus ihrem Gesicht spricht Hoffnung.

»Sie haben Sie eben aufgerufen, Tessa.«

Ich sehe meine Mum an. Ein ängstlicher Schatten flackert über ihr Gesicht. Ich wende mich wieder an Kate. »Können Sie meine Mutter mit hineinnehmen?«

Sie nickt. Mum sammelt ihre Sachen zusammen. Die Basttasche unter der Achsel. Kate nimmt Mum am Arm, aber vorher dreht sie sich noch einmal zu mir um, drückt meine Schulter wie eine Freundin, eine Schwester. Es ist genau die richtige Geste. Ich lächle und folge dann beiden durch die Tür. Als wir den Raum verlassen, sehe ich eine Frau mit einem kleinen Jungen. Er spielt mit einer Rechentafel. Er hat keine Ahnung, was das ist, dreht nur an den Perlen. Da sind noch ein paar andere Leute im Empfangsbereich, manche sehen auf und schnell wieder weg, als wir vorbeikommen. Ich höre meine Absätze auf dem Marmorboden.

Ich mache das, ohne es wirklich zu registrieren. Klick, klack. Absätze auf einer großen Marmorfliese nach der anderen. Ich zähle stumm meine Schritte. Es fühlt sich unwirklich an. Ich bin ruhig, jeder Schritt trägt mich ein bisschen weiter. Wir laufen ein paar Stufen hinunter, Mum klammert sich an Kate, ich bewege mich in meiner ganz eigenen Blase. Sorgfältig in meinem Kopf gespeicherte Beweise. Ich weiß, dass ich das schaffe, und doch wirkt alles jenseitig. Ich denke an all die Leute auf der Galerie.

Als wir uns Verhandlungssaal eins nähern, lösen sich Mum und Kate von

mir. Wünschen mir Glück. Ich höre meinen Namen und gehe rein. Da bin ich, wie ich Verhandlungssaal eins im Old Bailey in London betrete. Da bin ich, wie ich dem Gerichtsbeamten zum Zeugenstand folge. Da bin ich, wie ich den Richter ansehe.

»Euer Ehren.«

Direkter Blickkontakt, während ich schwöre, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Alles steht still. Langsam drehe ich mich vom Richter weg, schaue geradeaus, und da sitzen Julians Vater, seine Mutter und sein Bruder, in der ersten Reihe der Galerie. Wie sie mich hassen.

Ich drehe mich bewusst auch nach Julian um. Da sitzt er, auf der Anklagebank, gut gekleidet. Wohl wissend, dass sein Kronanwalt da ist, schon in den Startlöchern. Julian erwidert meinen Blick. Auge in Auge. Ich kenne dieses Gesicht, fast glaube ich, seine Lippen müssten gleich ein stummes »Es tut mir leid« formen, aber das passiert natürlich nicht. Stattdessen ein kaum wahrnehmbares Kopfschütteln, das zu sagen scheint: »Was hast du getan?« Ich betrachte die Jury. Noch nie habe ich eine Jury aus dieser Perspektive gesehen. Mich noch nie so ausgeliefert gefühlt. Sie werden entscheiden, diese Fremden. Ich sehe wieder den Richter an, er schaut auf seinen Laptop. Ich werfe einen flüchtigen Blick auf die Verteidiger, die Leute, die dem Vorsitzenden auf der Richterbank assistieren. Panik. Alle Barrister sind Männer! Der Protokollant, Richard als der Anklagevertreter, Julians Kronanwalt, der anwesende Polizeibeamte und der Solicitor. Ich bin die einzige Frau. Selbst der Gerichtsdiener ist ein Mann! Mein Herz hämmert. Ich spüre das Blut durch meinen Körper pumpen. Nach 782 Tagen bin ich hier. Nachdem ich immer und immer wieder gefragt wurde: *Bist du sicher, dass du das durchziehen willst?* Nach all den spitzen Bemerkungen und verschämten Blicken bei der Arbeit. Nach all dem Zweifel, den Leute an mir geäußert haben, nach der Aussage, der gerichtsmedizinischen Untersuchung, all dem konstanten täglichen Hass auf meinen Körper. Nach den endlosen Albträumen, dem Kotzen, dem ständigen Festkrallen an meinem eigenen Fleisch. Das System, dem ich mein Leben geopfert habe, ist von mir dazu angehalten, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Für Gerechtigkeit zu sorgen.

Wie auf ein Stichwort schiebt Richard ein paar Papiere hin und her. Er sieht anders aus da drüben, im Einerlei aus Roben und Anzügen, aber er ist da, um mir zu helfen. Ich sehe ihn an, er nickt. Ich werde nervös. Mich packt

ein unvermittelter Drang, meine Familie zu sehen. Ich suche die Galerie ab. Da ist Mum neben Constable Palmer, die junge Frau hält ihren Arm. Das Gesicht meiner Mutter ist finster, angespannt. Ich lasse den Blick schweifen, entdecke Mia und Johnny. Cheryl ist mit der Kleinen draußen geblieben, zum Glück. Mia liest meine Gedanken, nickt – alle sind, wo sie sein sollen. Ich atme wieder. Ein, aus. Und dann erhebt sich Kronanwalt Richard Lawson, um die Anklage der Staatsanwaltschaft zu verlesen.

32

DAMALS

Am Tag nach Julians Verhaftung warte ich darauf, was als Nächstes passiert. Aber alles bleibt ruhig. Alice ist auf einem Auswärtstermin bei einer Verhandlung in den Midlands und hat ein paarmal geschrieben. Ihr fröhlicher Ton verrät, dass sie noch nichts weiß, was zum Teil eine Erleichterung, zum Teil ein Pulverfass ist. Ich habe keine Ahnung, wie ihre Reaktion ausfallen wird, wenn sie davon erfährt. Ich kann Alice nicht lesen, wir sind zu verschieden. Ich würde Adam gerne vorwarnen, aber ich gehe nicht zu ihm, und er hat wohl auch am Gericht zu tun. Sobald ich mir vorstelle, dass er es hört, schäme ich mich. Ich weiß nicht, warum. Vermutlich befürchte ich, dass Adam als Strafverteidiger in Julian jemanden sehen wird, der Hilfe braucht. Er wird von der Unschuldsvermutung ausgehen, was natürlich völlig richtig ist – in jeder anderen Situation würde ich ihm zustimmen. Aber ich war dabei. Julian ist nicht unschuldig.

Ich habe das schreckliche Gefühl, dass Adam sich von mir distanzieren wird. Der Gedanke bestürzt mich, dann denke ich noch einen Schritt weiter und stelle mir vor, dass Julian Adam womöglich bitten wird, ihn zu verteidigen. Diese neue Vorstellung lässt mich erschaudern. Der brillante Adam, der sich vor Gericht erhebt und mich ins Kreuzverhör nimmt. Der brillante Adam, der kaum einen Fall verliert. Nein, nein, er würde das Mandat sicher nicht annehmen. *Taxistandprinzip* schallt es irgendwo in meinem Hinterkopf. Ich halte dagegen: Er ist doch ganz klar befangen!

Nach all den Jahren fällt mir Diana aus der Schule wieder ein. Wir waren alle auf der Junggesellinnenparty ihrer großen Schwester, beim Vorglühen zu Hause, bevor wir versuchen wollten, in den Pub zu kommen. Dianas Schwester machte sich Sorgen, was auf dem Junggesellenabschied geplant

war. Es werde wohl auf Stripperinnen und eine Kneipentour hinauslaufen. Der Trauzeuge hatte irgendjemandem erzählt, sein Ziel sei es, dass der Bräutigam auf jeden Fall flachgelegt wurde. Dianas Schwester seufzte. Alles andere als glücklich.

Diana tat ihre Bedenken mit betont lauter Stimme ab.

»Jungs eben …«

Alle lachten. Irgendjemand fügte hinzu:

»Männer bleiben immer Jungs.«

Ich warf Cheryl einen Seitenblick zu. Wir lachten nicht. Sie lehnte sich zu mir und flüsterte mir ins Ohr:

»Und Mädchen werden Frauen!«

Daran denke ich, während ich warte. Worauf warte ich? Darauf, dass die Nachricht die Runde macht und das Gerede seinen Lauf nimmt. Ich habe Angst. Nicht nur vor allem, was mir bevorsteht, sondern davor, wie die Männer um mich herum reagieren werden. Die Verteidiger, die mir bisher auf den Fluren lächelnd zunickten. Die am Gericht, die mir zu meinen Siegen und Erfolgen gratuliert haben. Ich denke daran, wie mich das zeichnen wird. *Das ist sie. Die hat den armen Julian der Vergewaltigung bezichtigt.*

Ich weiß, wie das läuft. Julian ist einer von ihnen, sie kennen seinen Vater. Julian hat einen Stammbaum! Ich bin ein Niemand aus Luton. Ich höre sie schon: *Sie ist in einem Wohnblock aufgewachsen, Stipendiatin.* Sie denken: *Wir haben sie aufgenommen, und dann das? Gegen einen von uns.* Sie werden Mittel und Wege finden, zu beweisen, dass ich ihn in die Falle gelockt habe, sich selbst versichern, dass ich das getan habe, um an seinem Stuhl zu sägen. Dass ich neidisch auf ihn bin, es auf einen Schadensersatzanspruch von seiner reichen Familie abgesehen habe. Ich bin unruhig, stelle mir vor, dass es Adam nervös macht, mit mir allein zu sein. Was, wenn er mich für eine tickende Zeitbombe hält und Angst hat, ich könnte auch ihn beschuldigen? Adam fehlt jeder Hintergrund, jeder Kontext. Er weiß nicht, dass wir … dass da etwas zwischen uns war. Er hat uns nicht im Inflation tanzen sehen, wusste nicht, dass Julian mich ausführen wollte. Ich weiß, dass Julian ihm nichts davon erzählt hat, denn das hätte Adam doch sicher erwähnt. Oder? Ist seine Freundschaft zu Julian eng? Sie spielen manchmal gemeinsam Rugby. Seit Adam eine Tochter hat, nicht mehr so häufig.

Es klopft an meiner Tür. Ich erstarre. Julian? Eine Stimme meldet sich durch die Tür. Eine Frau.

»Tessa? Klopfklopf. Ich bin’s, Hailey.«

Noch nie zuvor ist Hailey in mein Büro gekommen. Ich bin beunruhigt.

»Kommen Sie rein.«

Sie betritt das Büro. Irgendetwas ist anders. Ich warte natürlich darauf, dass sie sagt, sie habe die Neuigkeiten gehört. Was sonst sollte sie hier wollen?

»Wollte nur eben schauen, ob bei Ihnen alles okay ist.«

Ich nicke.

»Nachdem dieser Typ letztens …«

Sie will Informationen. So fängt es an. Vielleicht hat sie etwas von Johnnys Geschrei aufgeschnappt, vielleicht schickt auch Julian sie, damit sie Nachforschungen anstellt. Ich traue ihr nicht. Ich nicke. Zucke mit den Schultern.

»Alles bestens.«

Ich schaue auf meinen Computerbildschirm. Ich weiß, dass sie über die nächste Frage nachdenkt, aber sie ist zu langsam und ich komme ihr zuvor.

»Ich hab hier gleich eine Online-Fallkonferenz.«

Hailey macht ein paar Schritte zurück. Ich schaue zurück auf den Bildschirm, dann wieder sie an, während sie gerade das Büro verlässt. Mit professioneller Stimme und einem Hauch von Freundlichkeit bitte ich sie:

»Wären Sie so lieb, die Tür zuzumachen? Vielen Dank.«

Ich höre das Schloss zuschnappen. Ich wühle in meinen Schubladen und finde die Visitenkarte von Hugh Dalton, dem Kronanwalt, der mich eingeladen hat, mit ihm über den freien Platz in seiner Kanzlei zu sprechen. Ich rufe Mia in Australien an. Obwohl es dort spät ist, hebt sie sofort ab. Ich erzähle ihr, dass Julian festgenommen wurde. Sie geht ein paar Schritte und findet einen ruhigen Ort. Sie spricht mir Mut zu. Als wir vor ein paar Tagen telefoniert haben, habe ich ihr erzählt, wie schwer es mir fällt, in meiner Wohnung zu sein. Ich fragte sie, ob ich sie nicht lieber verkaufen und umziehen solle. Sie war sehr bestimmt.

»Es ist deine Wohnung. Wir finden irgendeine Möglichkeit, wie du sie dir wieder zurückholen kannst. Der wird nicht dein ganzes Leben durcheinanderwerfen und dich um Geld und dein Zuhause bringen. Bleib, wo du bist. Du wohnst da. Du hast dich dort so wohl gefühlt, und das wirst du auch wieder.«

Ich war nicht überzeugt, aber ich wollte ja bleiben, wollte mich hier wieder sicher fühlen. Das will ich immer noch. Es war die richtige

Entscheidung. Ich habe meine Bettbezüge und die Decke weggeworfen, und der Typ aus der Wohnung unter mir hat mir geholfen, das Bett an die gegenüberliegende Wand zu schieben. Ich schlafe immer noch nicht darin, aber neue Bezüge habe ich schon gekauft.

Heute erzähle ich Mia, dass ich mich in der Kanzlei fürchte und mit Julian in der Nähe unwohl fühle. Es ist, als lauerte er hinter jeder Ecke. Es wird schrecklich werden, dort zu arbeiten, wo er auch ist. Schon wenn ich das Gebäude betrete, werde ich panisch. Mia denkt nach, fragt, ob ich nicht irgendwie dafür sorgen könnte, dass er versetzt wird.

»Es geht gar nicht nur um ihn, es ist das ganze Drumherum. Sogar die Rezeptionistin ist mit ihm befreundet. Alle hier lieben Julian. Er ist der große Macker. Die Mandanten seines Vaters weichen auf die Verteidiger hier aus, wenn er keine Kapazitäten hat. Und Julian sitzt als Vertreter der Senior Juniors im Vorstand.«

Während Mia nachdenkt, nestle ich an der Visitenkarte herum.

»Ich hätte da noch eine andere Option, Mia. Ich war von dem Angebot geschmeichelt, aber eigentlich kann ich es mir nicht leisten, also habe ich die Option erst mal auf Eis gelegt.«

»Wie? Eine andere Kanzlei?«

»Also, ich könnte meine Wohnung verkaufen und irgendwo zur Miete wohnen, dann wäre es vielleicht drin.«

»Ist es teurer?«

Ich berichte ihr von Daltons Angebot. Eine exklusive, perfekt ausgestattete Kanzlei. Renommiert, Menschenrechtsangelegenheiten und Präzedenzfälle.

Sie klingt begeistert. »Ist doch perfekt, oder?«

»Aber ich war hier immer glücklich.«

Ich erwarte, dass Mia so etwas sagt wie »Bleib, wo du bist, er hat nicht das Recht, dich aus deiner Kanzlei zu vertreiben.« Darauf stelle ich mich ein. Aber es kommt nichts dergleichen.

»Ich finde, du solltest das Angebot annehmen.«

Ich bin baff. Sie fährt fort. »Da, wo du jetzt bist, wird es Gerede geben, und es wird richtig schwer für dich werden. Die Leute werden seine Version hören und Mitleid kriegen. Sie werden nicht wissen, wie sie mit dir umgehen sollen. Julian und du werdet vom selben Sekretariat vermittelt, wie soll das denn gehen? Und abgesehen davon ist Dalton eine richtig große

Nummer.«

Natürlich weiß Mia, selbst nicht einmal Anwältin, wer Dalton ist und wie eine Kanzlei funktioniert. Sie ist mit diesen Dingen aufgewachsen. Ich bin ihr dankbar für den Rat.

Dann fügt sie hinzu: »Tess, verkauf nicht deine Wohnung. Du weißt, wie ungern ich darüber spreche, aber es gibt da immer noch meinen Fonds. Ich kann dir das Geld leihen. Scheiß drauf, ich kann es dir einfach geben.«

Sie sagt das lachend. Ich weiß, sie versucht, es herunterzuspielen. Für einen Moment bin ich sprachlos. Noch nie in meinem Leben hat mir jemand so etwas angeboten. Ich lehne ab. Sage, dass ich einfach härter arbeiten werde. Ich werde einfach mehr Mandate annehmen. Sie versucht es mit sanftem Druck, aber ich bleibe hart. Niemals würde ich Geld von Mia annehmen. Oder von irgendwem. Ich versichere ihr, dass ich versuchen werde, die Wohnung zu halten. Ich sage ihr, dass ich sie lieb habe. Dass noch niemand so etwas zu mir gesagt, mir so etwas angeboten habe. Sie erklärt, sie sei für mich da und dass ihr dieser Fonds sowieso unangenehm sei. Im Nachhinein kann ich kaum glauben, dass sie mir überhaupt davon erzählt hat, und schäme mich ein wenig für all meine Witze über die »Scheckbuchhippies« von Notting Hill, die einen auf künstlerisch machen, irgendwas mit »Eventmanagement«, und den ganzen Tag mit Kaffeetrinken, Lunchdates und Sundownern verbringen. Mia gibt sich sonst stets Mühe, nicht mit mir über Geld zu sprechen, ist zurückhaltend und sich, wie mir jetzt klar wird, vollkommen bewusst über mein fehlendes Sicherheitsnetz. Ich denke daran, wie besonders sie das macht. Und ich denke daran, wie unwahrscheinlich es ohne mein Stipendium für Cambridge gewesen wäre, Mia jemals kennenzulernen.

Nach dem Telefonat fühle ich mich stärker. Ich sehe einen Ausweg. Und mir wird klar, dass ich noch heute aktiv werden muss. Bevor die Gerüchteküche zu brodeln anfängt. Mia war sehr bestimmt. »Kümmer dich sofort darum und schreib mir gleich danach.« Ich rufe Dalton unter seiner Büronummer an. Erreiche seine Assistentin. Ich erkläre, dass ich mit ihm sprechen müsse, sie fragt nach meinem Namen – und stellt mich tatsächlich durch. Kurz fühle ich mich wichtig. Er ist hocherfreut, von mir zu hören, und arrangiert noch heute eine Verabredung zum Kaffee.

Bei dem Treffen erklärt er mir die Vorzüge seiner Kanzlei, erwähnt die fantastischen Juristen, mit denen ich zusammenarbeiten würde. Ich sage ihm, es wäre mir eine große Freude, bei ihm einzusteigen. Die Freude ist

ganz seinerseits. Wir geben uns die Hand darauf.

Danach schreibe ich Mia, sicher schläft sie schon fest, aber ich weiß, sobald sie es liest, wird sie lächeln.

33

JETZT

Richard räuspert sich, lächelt mir mitfühlend zu, dann wird es ganz professionell. »Nennen Sie dem Gericht bitte Ihren vollständigen Namen und Ihren Beruf.«

Ich antworte. Den Blick immer auf Richard geheftet. Er fährt fort. Stellt mir eine Reihe von Fragen zu meinem Arbeitsplatz, will wissen, wie lange ich Julian schon kenne, wie das Arbeitsverhältnis aussah. Als er sich dem Anlass des Prozesses nähert, steigt Panik in mir auf, mein Hals wird eng. Er fragt weiter. »Schildern Sie dem Gericht bitte in Ihren eigenen Worten die erste Nacht, die Sie mit Julian Brookes verbracht haben.«

Als ich über die erste Nacht in der Kanzlei spreche, höre ich ein Kichern. Unwillkürlich huscht mein Blick hin und her, auf der Suche nach der Quelle. Ein paar weitere Leute haben die Galerie betreten. Vielleicht Julians Freunde? Alte Kumpels aus Schulzeiten? Sie sehen alle gleich aus. Mir dämmert, dass das ihre Art ist, einen der Ihren zu unterstützen. Es sind ungefähr zwölf Männer. Ich beende halbherzig meine Antwort. Richard fragt weiter. »Und nach dem Wodka in Mr Brookes' Büro?«

Meine Mutter muss mitanhören, wie ihre Tochter Sex mit diesem Mann hatte, in seinem Büro, auf seinem Ecksofa. Bei der Frage zu einem Detail schaue ich peinlich berührt zu ihr rüber. Sie sieht nach vorne, senkt nicht den Blick, wendet ihn nicht ab. In diesem Moment würde ich sie am liebsten umarmen. Sie schämt sich nicht für mich. Ich wende mich wieder an Richard. Er will wissen, ob der Sex in dieser Nacht einvernehmlich gewesen sei.

»Ja, ja, das war einvernehmlich.«

Ich spüre, wie langsam die Kraft aus mir weicht. Ich erinnere mich an

meine Gefühle in jener Nacht, ich war ein ganz anderer Mensch. So selbstsicher, so …

Richard fragt weiter. »Was haben Sie gemacht, während Julian schlief?«

Ich erzähle, dass er ein wenig geschnarcht habe und ich mich im Büro umgesehen hätte. Dass ich seine Sachen durchstöbert habe, erwähne ich nicht. »Ich habe einen Fall gelesen. Ein paar Fälle sogar.«

Erneutes Kichern. Mein Herzschlag beschleunigt sich. Richard fragt, wann wir die Kanzlei verlassen hätten.

»Gegen drei oder vier, glaube ich. Ich musste nach Hause, ein bisschen schlafen und … ich weiß nicht. Ich wollte ungern im Büro aufwachen, wenn die Kollegen eintrudeln.«

Als ich beschreibe, wie ich Julian aufgeweckt habe, fragt Richard, was ich gesagt hätte.

»Ich sagte, ich müsse nach Hause. Er verstand das erst nicht so ganz, aber ich habe erklärt, es sei wichtig. Weil ich meine Katze füttern müsse.«

Ich habe das mit Richard besprochen. Dass ich gar keine Katze habe. Nicht, dass es wirklich einen Unterschied gemacht hätte, denn Julian hatte sich nie nach der Katze erkundigt, als er erst einmal bei mir gewesen war. Trotzdem muss ich dem Gericht gegenüber erwähnen, dass meine Behauptung, ein Haustier versorgen zu müssen, gelogen war. Ich will, dass alles wasserdicht ist.

»Das war eine Ausrede. Ich habe überhaupt keine Katze.«

Richard und ich haben uns darauf verständigt, dass ich durch dieses Zugeständnis dem Richter und der Jury gegenüber meine Bereitschaft demonstriere, eine Unwahrheit zuzugeben. Eine Strategie, um zu beweisen, dass ich bereit bin, eventuelle Lügen einzuräumen. Jetzt habe ich es gesagt. Ich beobachte Julians Kronanwalt Daniel Stenham, einer der Besten. Ich beobachte, wie er eine Anmerkung in seinen Notizen macht. Ein Solicitor hinter ihm scheint sogar einen längeren Absatz zu schreiben. Ich schaue rüber zur Jury. In der Mitte sitzt ein Mann, eine weibliche Geschworene sieht mich direkt an, bohrend, als wäre ich eine Figur auf einem Bildschirm und säße nicht leibhaftig hier. Ich sehe weg, weiche dem starren Blick aus. Ich möchte mich vor dem Vorwurf schützen, Einfluss auf die Jury zu nehmen, sie zu manipulieren, aber wenn ich ehrlich bin, macht mich die Frau auch einfach nervös.

Auch die Presse ist im Gerichtssaal vertreten, drei Journalisten sind gekommen. Es ist wohl ein Fall, über den man gerne während einer U-

Bahnfahrt lesen würde. Rachel Myers von der *Times* ist auch da. Ich stelle mir vor, wie die Freunde von Julians Vater morgen die Zeitung aufschlagen und sich über die Frau mokieren, die den Jungen des bedauernswerten Brookes in so eine Schmutzkampagne hineingezogen hat. *Der Ärmste*, werden sie sich denken. *Selbst die besten von uns sind nicht gefeit vor lügnerischen Opportunistinnen.* Vielleicht tue ich ihnen aber auch unrecht. Ich hoffe, ich tue ihnen unrecht.

In der Nähe der Presse sitzt auch eine Gerichtszeichnerin. Ich werde während meiner Aussage skizziert. Das macht mich befangen. Einfach ausblenden.

Ich spreche darüber, wie wir das Uber gerufen haben, dass Julian Anstalten gemacht hat, mit mir in den Wagen zu steigen, und wie ich das infrage gestellt habe. Richard will wissen, warum ich ihn nach der gemeinsamen Nacht nicht habe mit zu mir nehmen wollen.

»Ich wollte schlafen.«

Julians Solicitor fängt wieder zu schreiben an. Ich frage mich, ob ich wohl in irgendeiner Aussage etwas anderes behauptet habe. Es ist die Wahrheit. Ich vermute, der Solicitor meint, den Vorfall vielleicht vergleichend heranziehen zu können, sobald es um die Nacht geht, in der ich Julian schließlich habe bleiben lassen.

Die Nacht. Wir nähern uns der Nacht. Richard fragt, ob wir sonst noch über etwas gesprochen hätten.

»Julian hat mich für die Woche darauf zum Abendessen eingeladen. Er wirkte nervös. Ich weiß noch, dass mich das überrascht hat.«

Ich ertappe mich bei einem Seitenblick auf Julian. Er hält sich gut, wirkt reichlich deplatziert auf der Anklagebank. Von Nervosität kann jetzt keine Rede mehr sein. Ich nehme die Tatsache zur Kenntnis, dass Julian bei der Essenseinladung an jenem Abend einen nervöseren Eindruck gemacht hat als jetzt, da er wegen eines schwerwiegenden Verbrechens vor Gericht steht. Er scheint sich seiner Sache sehr sicher zu sein. Oder er war vor all diesen vielen Tagen gar nicht aufgeregt, vielleicht habe ich ihn nur wegen seiner schlaftrunkenen Stimme für nervös gehalten. Vielleicht hat er von Anfang an geplant, sich zu nehmen, was er wollte. Ich hatte geglaubt, etwas Zartes an ihm zu entdecken. Ich denke daran, wie ich Julian in der Nacht in der Kanzlei von meinem Dad erzählt habe. Ich wünschte von ganzem Herzen, ich hätte nie etwas so Persönliches vor ihm preisgegeben. Mit all dem Wodka hatte er so verständnisvoll gewirkt, fast ein wenig verletzlich, aber war ich vielleicht

doch nur eine Art Kuriosität für ihn? Eine Gelegenheit, sich unters gemeine Volk zu mischen? Indem er in seinem Büro eine Frau vögelt, deren Vater vielleicht im Knast saß? Keine Ahnung. Sicher kann ich mir nicht mehr sein. Ich komme mir dämlich vor, weil ich ihm vertraut habe. Überhaupt kann ich neuerdings nicht mehr mit Sicherheit sagen, was echt ist und was nicht.

34

DAMALS

Als endlich der Umzugswagen vorfährt, bin ich einfach nur froh, die Kanzlei zu verlassen.

Nachdem bekannt wurde, dass Julian Brookes wegen sexueller Nötigung vor Gericht stehen würde, müssen es alle sofort erfahren haben. Ich hatte mein Handy über Nacht abgeschaltet, und als ich es am Morgen mit einer dunklen Vorahnung wieder anmachte, blieb es eigenartig still. Ich hatte eine Reaktion erwartet, irgendeine. Vielleicht sogar von Julian. Eine gebrüllte Sprachnachricht, bevor ihm einfiel, dass er mich womöglich lieber nicht bedrohen sollte. Aber da war nichts.

Ich rief Kate an, die mir bestätigte, dass er festgenommen worden war. Sie stellte die Vermutung auf, dass er sich vielleicht zu einem möglichen Schuldbekenntnis beraten ließ. Im Grunde meines Herzens glaubte ich das nicht, aber ich klammerte mich daran fest und überzeugte mich sogar davon, dass er sich womöglich zu sehr schämte, um es jemandem zu erzählen, und in der Kanzlei vielleicht alles in Ordnung wäre.

Als ich dort ankomme und Haileys Gesicht sehe, ist alles klar. Sie kann nicht anders als mich anzustarren. Von da an ist die Atmosphäre eindeutig. Alice ist immer noch unterwegs, scheinbar irgendwo außerhalb Londons, ruft mich aber ununterbrochen an. Ich gehe nicht ran. Irgendwann schreibt sie mir: *Was geht eigentlich ab?* Alle in der Kanzlei scheinen plötzlich anders mit mir zu reden: mein Sekretär, der Mann im Büro nebenan, sogar die Frau, mit der ich mich sonst unten immer unterhalte.

Phoebe stürzt mit wehenden Haaren in mein Büro. »Hast du mitbekommen, was Julian über dich erzählt? Das ist doch ein Scherz, oder?«

Als ich irgendwie herausbekomme, dass es kein Scherz ist, reagiert sie

irritiert. »Scheiße, bist du sicher, dass du das machen willst?«

Ich schweige. Zumindest ist Phoebe ehrlich. Das ist mir lieber als die formalen Begrüßungen, die ich jetzt auf den Fluren ernte, während Männer sich fast gegen die Wand werfen, um mit größtmöglichen Abstand an mir vorbeizugehen. Von Julian ist nichts zu sehen, er geht mir komplett aus dem Weg, wie schon die ganze Zeit. Sobald ich mein Büro verlasse, lebe ich in ständiger Angst, ihm doch zu begegnen. Ich merke, wie ich zu Boden schaue, mein Atem heiß und laut, mit wackligen Beinen und rasendem Herzen.

Irgendwann spricht sich herum, Phoebe habe beschlossen, nicht mehr hier zu arbeiten, und wechsle in eine Kanzlei außerhalb Londons. Ob das damit zu tun hat, was mit mir passiert ist, oder ob sie nur näher bei ihrer Mutter sein wollte, weiß ich nicht.

Eines Tages sitze ich mit dem Kopf auf dem Schreibtisch in meinem Büro, lehne die Wange gegen die kühle Oberfläche. Ich fahre zusammen, als die Putzfrau hereinkommt. Es ist Magda.

»Geht es Ihnen nicht gut?«

Sie sieht besorgt aus. Ich wünschte, sie würde bleiben, sich setzen und mir von ihrem Tag erzählen. Irgendetwas, das nichts mit mir zu tun hat, nichts mit dem, was gerade passiert. Ich versichere ihr, ich sei nur müde, und sie unterbreitet mir irgendeine Theorie, der zufolge das am Wetter liege. Ich wünsche mir so sehr, es läge am Wetter, aber in Wirklichkeit kann ich nachts nicht mehr durchschlafen. Ich habe mein Lager immer noch im Gästezimmer, nicke immer voll bekleidet ein und schrecke beim kleinsten Geräusch draußen ängstlich hoch.

Der Umzug in die neue Kanzlei dauerte etwa eine Woche. Das Büro war sofort verfügbar, aber ich musste noch den Monat absitzen, um nicht doppelt Miete zu bezahlen. Immerhin hatte der Chef der Kanzlei nach Julians Festnahme meine Kündigungsfrist aufgehoben, sodass ich früher gehen konnte. Man schien mich gar nicht schnell genug loswerden zu können. Nach der Verhaftung fragte ich mich jeden Tag, warum Adam sich nicht bei mir meldete. Es war wie ein Messerstich ins Herz. Ich versuchte, nicht daran zu denken, nahm an, dass Julian und Adam über alles gesprochen hatten, dass Adam vielleicht schon das Mandat übernommen hatte und deshalb keinen Kontakt zu mir aufnehmen durfte. Trotzdem. Es tat weh.

Umso größer ist die Überraschung, als Adam eines Nachmittags an

meiner Bürotür auftaucht, zwei Tage vor meinem Umzug.

»Darf ich reinkommen, Tessa?«

Er wirkt beunruhigt, und mir schießen die Tränen in die Augen, als ich ihn sehe. Mir wird klar, dass ich ihm nicht mehr vertraue. Er deutet mein Schweigen zögernd als Zustimmung und schlüpft in mein Büro, überlegt kurz, die Tür zuzumachen, lässt sie dann jedoch offen.

»Ist es wahr?«

»Ich denke mir so etwas nicht aus, Adam«, sage ich tonlos.

Schweigen. Dann sagt er: »Ich war mir nicht sicher, ob Julian nicht die ganze Verhaftung erfunden hat. Und dann …«

Ich zucke mit den Schultern, bin allerdings ein wenig gerührt von seinen Zweifeln an Julians Glaubwürdigkeit.

Er fährt fort: »Wie geht's dir?«

Ich sage ihm, dass ich die Kanzlei wechseln werde, was er aber ja vermutlich schon wisse. Dann merke ich, dass Adam nicht das Geringste weiß. Er wollte mir erklären, warum er sich nicht gemeldet hat. Er sei mit Covid zu Hause geblieben, das Baby sei auch infiziert gewesen. Er habe sich schon gewundert, warum ich mich nicht bei ihm gemeldet hätte, nachdem er zehn Tage nicht im Büro aufgetaucht sei. Er habe ein paar verpasste Anrufe von Alice and Julian, sonst nichts, keine Nachrichten. Erst heute habe er dann alles erfahren. Ein kleiner Schimmer leuchtet in mir auf – Adam ist mir gar nicht aus dem Weg gegangen. Ich bin ihm aus dem Weg gegangen!

Ich erkundige mich nach seiner Krankheit, aber er winkt ab. Er stellt Fragen, ohne neugierig zu sein, bemerkt aber, er habe gar nicht gewusst, dass zwischen Julian und mir etwas gewesen sei. Ich habe das Gefühl, ihn hintergangen zu haben, weil ich ihm nichts erzählt habe. Ich will nicht unehrlich sein, frage mich aber trotzdem, ob es sein Bild von mir ändern würde, wenn er wüsste, dass ich in der Kanzlei mit Julian geschlafen hatte.

»Zuerst war es einvernehmlich.«

Auf einmal wird mir übel. Ich entschuldige mich und renne zur Toilette, aber als ich dort ankomme, kann ich mich nicht übergeben. Ich gehe zurück in mein Büro, und Adam ist immer noch da. Er hat nachgedacht. Lädt mich ein, diese Woche zu ihm und seiner Frau zum Abendessen zu kommen. Mir kommt der Gedanke, dass er es seiner Frau erzählen wird. Dass ich vergewaltigt wurde. Ich werde mich daran gewöhnen müssen, und doch macht es mir jedes Mal schrecklich zu schaffen, wenn mir klar wird, dass mein Leben jetzt Allgemeingut ist. Ich fühle mich vor aller Augen

aufgerissen. Stelle mir die schrecklichen Dinge vor, die sicher gesagt werden, die Witze. Ich weiß, wie Menschen sind. Wahrscheinlich habe ich selbst schon Scherze über Menschen in verzweifelten Situationen gemacht. Ich komme mir vor wie eine furchtbarer Mensch. So viel Scham, so viel Schaden. Ich denke an meine Mum. *Nicht übermütig werden.* Adam scheint meine Gedanken lesen zu können. »Du bist nicht schuld daran, dass dir das passiert ist, Tessa.«

Ich erzähle, mein Umzug in die neue Kanzlei sei schon in zwei Tagen, und er fragt, wo es hingehe. Als ich es ihm sage, ist er beeindruckt. Immerhin ein kleiner Sieg. Er verspricht, vorbeizukommen und mir beim Packen zu helfen. Das Angebot bringt mich fast zum Weinen. Ich sage ihm, ich bräuchte einen Moment für mich. Adam zögert, geht dann aber und kündigt an, noch einmal nach mir zu sehen. Als ich allein bin, schlinge ich fest die Arme um mich. Es fühlt sich nicht echt an.

Als die Umzugshelfer meine Kisten zum Wagen tragen, macht Hailey gerade Mittagspause. Erleichterung. Ich vermute, sie ist auf Julians Seite und will mir nicht begegnen. Ich habe nicht viele Sachen, vor allem Bücher und Unterlagen. Die Kisten haben wir gestern bis spät nachts gepackt, Adam war da und hat mir geholfen. Wir haben nur über die Logistik gesprochen. Mir wurde bewusst, dass ich Adam noch nie zuvor nach Feierabend in der Kanzlei gesehen hatte. Meinen Schreibtisch und die Regale haben die Umzugshelfer schon eingepackt. Die Möbel wirken so mickrig, als sie rausgetragen werden. In meinem neuen, viel größeren Büro werden sie aussehen wie geschrumpft. Als der jüngere Möbelpacker an mir vorbeiläuft, ruft er: »Das war's, wir fahren.«

Wie aus dem Nichts taucht plötzlich Alice auf. Sie ist aufgelöst, derangiert. »Du kannst nicht gehen, Tessa!«

Dafür habe ich jetzt keine Zeit. Die Nachrichten, die sie mir schreibt, sind immer schwerer zu ertragen. Sie fragt mich darin, wie es mir gehe, sagt, sie mache sich Sorgen um mich – *und auch um Julian*. Zwischen den Fronten. Ich verstehe Alice einfach nicht. Jetzt kommt sie direkt auf mich zu. »Tessa, geh nicht einfach so weg.«

Sie wirkt verzweifelt, aber ich kann das nicht.

»Ich will nicht darüber reden, Alice.«

Doch Alice hat offenbar das Gefühl, nur noch eine letzte Chance zu haben, alles in Ordnung zu bringen. Sonst würde sie nie so offen sprechen,

doch jetzt ist sie sichtlich erregt. Es ist ansteckend.

»Jules ist angeklagt worden, Tessa. Wegen eines schweren Verbrechens!«

Was erwartet sie? Sie wirkt fassungslos.

»Du wirst vor Gericht aussagen müssen.«

Ich sehe sie an und denke: *Kenne ich dich überhaupt?*

»Ich weiß, wie die Justiz funktioniert, Alice.«

Sie legt mir die Hand auf den Arm. Die Geste wirkt übertrieben sentimental, aber sie versucht, zu mir durchzudringen, hat etwas zu sagen. »Du weißt, dass ich dich unterstütze.«

Habe ich richtig gehört? Das wäre mir aber neu. Ich schaue ihr in die Augen. Sie fährt fort: »Und Jules will ich auch unterstützen.«

Klatsch.

»Tessa, das ist doch alles ein großes Missverständnis. Lass uns das klären. Gemeinsam.«

Ich muss sie angeschaut haben, als wäre sie völlig irre. Sie versucht, mich zu überzeugen. »Jules steht völlig neben sich! Das ist eine Katastrophe für ihn. Und für dich wahrscheinlich auch.«

Ich starre sie einfach nur an.

»Ich meine, es gibt doch sicher eine andere Möglichkeit, das wieder in Ordnung zu bringen.«

Ich betrachte ein Gesicht, das ich so oft vor mir gesehen habe und das plötzlich unwirklich auf mich wirkt. Ich erkenne Alice nicht wieder. Wie ist es möglich, dass ich so viel Zeit mit ihr verbracht habe? Klar, wir hatten denselben Arbeitsplatz, aber wie konnte ich das jemals für Freundschaft halten? Ich denke daran, wie sehr ich mir wünsche, ich hätte Julian nie mit in meine Wohnung genommen. Ich denke daran, wie Alice mir gesagt hatte, er sei »ein wirklich netter Kerl« und sie freue sich für mich. Am liebsten würde ich über sie herfallen, mit einem verbalen Rundumschlag, aber ich tue nichts dergleichen.

Adam kommt mit einer Umzugskiste, bleibt stehen. »Das war's.«

Der junge Möbelpacker kommt mit zwei weiteren Kartons vorbei. In einer von ihnen entdecke ich das Foto von Johnny, meiner Mum und mir, vom Tag meiner Berufung. Alles scheint mir verloren. Ich habe Alice nichts zu sagen, sie folgt mir trotzdem. Adam geht neben mir her, stellt die Kiste auf die Ladefläche des Umzugswagens. Die Jungs müssen los, ich rufe mir ein Taxi. Adam sieht mich an, erinnert mich daran, dass wir uns schon bald

sehen. Dann wird er ganz deutlich. »Ich bin für dich da. Was du auch brauchst. Ganz egal.«

Ich nicke, spüre, dass ich gleich weinen muss.

Dann sagt er vor Alice: »Du hast das Richtige getan.«

Alice sieht ihn an. Überrascht. Adam umarmt mich, ich entziehe mich und fahre los.

Ich drehe mich nicht um. Nicht nur, weil ich die Kanzlei verlasse, in der ich mich immer so wohlgefühlt habe.

Sondern weil ich nicht einmal mehr weiß, wer ich eigentlich bin.

35

DAMALS

Taub. Wochen sind vergangen. Verschanzt in der neuen Kanzlei, gar nicht weit von der alten, aber doch ein ganzes Leben entfernt. Mein Büro ist geräumig und fast leer. Die Kollegen behandeln mich höflich, freundlich und respektvoll. Ich habe mit niemandem näher zu tun. Ich weiß nicht recht, wie. Frage mich immer wieder, wie viel sie wohl gehört haben. Erwähnt habe ich keinem gegenüber etwas.

Meine Mutter erschrickt, als ich sie besuche. Ich bin vor allem hier, um sie davon abzuhalten, nach London zu fahren – sie hatte angekündigt, wenn ich sie nicht besuchte, würde eben sie zu mir kommen. Ich bleibe nicht lange, und ich weiß, dass ihr meine neue, viel kürzere Frisur nicht gefällt. Cheryl kommt vorbei. Sie wird langsam rund. Mir wird klar, dass es nicht mehr lange dauert, bis das Baby kommt. Meine Nichte. Es ist, als würde ich das Leben auf einem Bildschirm ablaufen sehen, ohne selbst Teil der Geschichte zu sein. Wohin ich auch gehe, bin ich nicht Teil der Geschichte. Ich fühle mich matt, was meine Arbeit seltsamerweise nicht beeinträchtigt.

Am Ende bleibe ich doch nicht zum Essen. Ich erkenne mich nicht wieder, kann nicht lächeln wie früher, nicht lachen. Ich sehe Mum, Cheryl und Johnny an, wie sie alle über einen Witz von Johnny grinsen, und es ist, als wäre ich gar nicht da. Ich mustere ihre Gesichter, als wäre ich unsichtbar, betrachte sie und frage mich, wie sie ihren Mund dazu kriegen, diese Bewegung zu machen. Dieses Lächeln.

Cheryl schaut zu mir rüber.

»Hey?«

Sie ist einfühlsam, spricht mich ganz offen an. Aber ich entschuldige mich nur, gehe mit meinem Glas in die Küche. Als Mum mir nachkommt,

sage ich ihr, ich müsse heim.

Immer wieder rufe ich Kate Palmer an, die mir sagt, sie warte immer noch auf Teile des Berichts für die Verhandlung. Sie wirkt frustriert, nicht mehr für mich tun zu können.

Zur ersten Anhörung tauche ich nicht persönlich auf. Das ist ein reiner Verwaltungsakt. Stattdessen warte ich auf einen Verhandlungstermin.

Irgendwann wage ich es. Ich gehe auf ein Date. Operation Neustart. Den Namen hat sich Mia ausgedacht. Ich habe Sex immer gemocht, es genossen, einen anderen Körper zu erkunden, bin darin aufgegangen, mich auf einen Mann einzulassen. Nie hat sich das fremd oder angsteinflößend angefühlt. Manchmal war es ein wenig peinlich, aber das gab sich in der Regel. Mein eigener Körper war vor allem ein Quell der Wonne gewesen. Ich kostete es aus, erregt zu werden, mein Gegenüber erregt zu sehen.

Aber seit der Vergewaltigung empfinde ich nichts mehr, gar nichts. Nicht einmal ansehen kann ich meinen Körper. Ein Gefühl rufe ich vor allem in mir hervor, indem ich mich mit den Fingernägeln malträtiere. Unter der Dusche grob meine Haut schrubbe. Ich finde keine Verbindung zu dieser neuen Sicht auf meinen eigenen Körper. Sie ist unvertraut, anders. Diese neue Taubheit ist mir fremd. Aber jeder Gedanke, mit jemandem zu schlafen, jemanden in meine Wohnung zu lassen oder mich auch nur selbst anzufassen, mir Lust zu erlauben, verzerrt sich sofort zu einem schuldbewussten Zorn. Zu einem Verrat an der Wachsamkeit. Einer Warnung, sich zu erinnern. Irgendwo in meinem Körper sitzt ein ekelhafter Selbsthass. Genau verorten kann ich ihn nicht, aber ich spüre ihn.

Mir ist klar, dass es eine schwierige Rolle ist, die erste Person nach einer Vergewaltigung zu sein, also verrate ich ihm nichts. Ich lasse mich auf ein Abendessen ein, dann auf noch eins und noch eins, und an einem Dienstagabend frage ich ihn, ob er mit nach oben kommen möchte. Ich schlafe nach wie vor im Gästezimmer, mache mir also keine Sorgen, dass das Umfeld mich triggern könnte. Unter meinem Bett liegt ein Messer, das ich auf der Harrow Road gekauft habe. Viel besser fühle ich mich dadurch nicht. Sam ist kleiner als ich, was mir ein Stück körperliche Sicherheit vermittelt. Unsere Gespräche beim Abendessen sind fast schon vertraut, er wirkt wie ein netter Kerl. Aber das war Julian auch zuerst.

Als Sam mit in meine Wohnung kommt, ist er charmant, aber mein Herz

hämmert wie verrückt. Er folgt mir in die Küche, wo ich die versprochene Flasche Sauvignon Blanc aus dem Kühlschrank hole. Zwei Gläser eingieße. Ich leere meins schnell und schenke mir unauffällig nach, während er auf dem Weg ins Wohnzimmer ist. Sam arbeitet in einer Galerie in der Nähe der Kanzlei. Er sei gar nicht so der Künstlertyp, sagt er, sondern genieße es einfach, einen Job zu haben, bei dem die Tage eher entspannt laufen. Er verkauft die Werke und sitzt sonst vor allem rum, kann auch mal ein Buch lesen. Er erzählt mir, er gehe gerne wandern, vor allem in Schottland, manchmal auch auf dem Kontinent. Ich trinke meinen Wein und stelle Fragen. Irgendwann stellt er sein Glas ab und sieht mir tief in die Augen. Ich versuche, den Blick zu erwidern, wie es das Ritual verlangt, aber mir ist klar, dass das Einzige, was Sam und mich wirklich verbindet, unsere nachmittags auf der Straße gerauchte Zigarette respektive E-Zigarette ist. Wenn ich vom Gericht zurücklaufe, steht er meistens draußen, und ich geselle mich zu ihm. Diese Gewohnheit hat uns hierhergeführt. Ich will ihn mögen, ich will mein Blut rauschen hören, diesen sagenhaften Moment spüren, in dem einem klar wird, dass man mit jemandem schlafen wird, und die andere Person anfängt, sich zu öffnen.

Ich bin so weit, rede ich mir ein. Er ist vertrauenswürdig, und falls doch nicht, ist er klein und schmächtig genug, um ihn zu Boden zu treten. Oder? Stopp.

Ich stelle das Glas auf den Tisch. Er beugt sich langsam vor, zu langsam, ich ertrage diese Romantik nicht. Die Zärtlichkeit. Nein. Ich will es nur hinter mich bringen.

Ich küsse ihn hart auf den Mund, er ist überrascht. Versucht, Schritt zu halten. Irgendwann zieht er mich an sich, küsst mich innig. Ich gehe die Bewegungen durch, er ist erregt, gespannt, voll bei der Sache. Ich küsse ihn noch intensiver. Das bringt ihn in Fahrt. Er zerrt an meinem Oberteil, meiner Hose. Seine Hände sind auf meinen Brüsten. Als seine Hand unter meine Wäsche wandert, höre ich auf, ihn zu küssen. Weiche zurück. Ich habe Angst und spüre die Panik in mir aufwallen. Ich stehe auf, schaue nach unten, und da liegt er, keuchend, den Blick zu mir hoch gerichtet. Perplex. Ich greife nach meinem Handy. Er setzt sich langsam auf. »Stimmt was nicht?«

Ich umklammere mein Handy. Es fühlt sich an wie ein Rettungsanker.

»Tut mir leid. Ich bin einfach nicht …«

Er schweigt.

»Ich glaube … Könntest du bitte gehen?«

Er will etwas sagen, aber ich falle ihm ins Wort. »Es ist einfach kein guter Zeitpunkt.«

Er bringt seine Klamotten in Ordnung, versucht, sein Ansehen so gut es geht wieder herzustellen. Er steht auf, fährt sich durchs Haar. Wieder will er etwas sagen, aber ich gehe zur Tür. Sehe ihn verlegen an. *Ich will nicht darüber reden.* Ich öffne die Tür, und er tritt näher. Will mich auf die Wange küssen, aber ich bin zu wacklig auf den Beinen und drehe das Gesicht weg. Ich will nicht berührt werden. Sicher sucht er mein Gesicht nach einer Nachricht ab, einem Hinweis, einer Schwachstelle. Aber er bekommt nichts als Taubheit. In mir drin jedoch rast mein Herz, brüllt mein Körper. Alles falsch. Als er die Wohnung verlässt, fragt er: »Sehen wir uns?«

»Ciao.«

Vermutlich klinge ich unangemessen fröhlich. Ich schließe die Tür und bleibe stehen, während seine Schritte auf der Treppe verhallen. Die Haustür fällt ins Schloss, ich lehne mich gegen die Wohnungstür. Rutsche die Wand hinunter und sacke auf den Boden. Dort bleibe ich eine ganze Weile.

36

JETZT

Nach ein paar weiteren Fragen, in denen Richard darauf eingeht, dass Julian mich für die folgende Woche um ein Date gebeten hatte, höre ich, wie sich Richards Stimme leicht verändert. Ich höre die Veränderung, und sie löst etwas in mir aus. Angst. Das Gefühl, mich nicht in meinem Körper zu befinden. Jetzt kommt's. Jetzt kommt der entscheidende Teil. Ich bohre mir die Fingernägel in die Handflächen, lenke meine Aufmerksamkeit auf den Schmerz.

»Schildern Sie dem Gericht bitte in Ihren eigenen Worten, was an dem fraglichen Abend passiert ist.«

Ich merke nicht einmal, dass ich spreche. Ich merke nur, dass um mich herum Worte sind. Ich habe das Bedürfnis, möglichst präzise zu sein, nicht hysterisch zu klingen. Ich halte kurz inne, spreche dann weiter. Ich höre mich selbst erzählen, wie ich Jules vor dem Abendessen in dem japanischen Restaurant an der Straßenecke getroffen habe.

»Wir gingen zusammen rein und bekamen einen Tisch weiter hinten zugewiesen. Dann bestellten wir Sake und schauten in die Karte.«

Richard erkundigt sich nach unserem Gespräch im Restaurant. Ich antworte: »Wir haben über verschiedene Sachen geredet. Die Arbeit, Bücher, Kollegen. Wir haben uns über Mandanten unterhalten, er erzählte von einem Fall, ich von einer Konferenz über Zeugenbeweise. Wir haben gelacht und schließlich Essen bestellt.«

Ich versetze mich an den Abend zurück, merke, wie ich fröstle. Ich versuche, meine Aufmerksamkeit zu schärfen, mich nicht in der Erinnerung zu verlieren. Ich denke an die Männer, die auch im Restaurant saßen und von denen wir nicht entdeckt werden wollten. Ich erinnere mich nicht mehr

an ihre Namen. Das ärgert mich. Ich weiß noch, dass ich mir Sorgen machte, sie könnten mich betrunken sehen, sexy gekleidet, und irgendwelche Mutmaßungen anstellen. Alle Frauen fürchten sich vor den Mutmaßungen, die im Kollegenkreis über sie kursieren könnten. Gerade die etablierten männlichen Kollegen wählen oft jüngere Verteidiger als Unterstützung aus und verweisen Mandanten an sie weiter, wenn sie selbst überbucht sind. Dabei gehen sie nicht das Risiko ein, jemanden zu empfehlen, den sie für unzuverlässig halten oder der auf irgendeine Weise zu sehr heraussticht. Ich überlege, aus welchem Grund Julian nicht wollte, dass sie uns entdecken. Zum ersten Mal kommt mir in den Sinn, dass er vielleicht nur keine Zeugen haben wollte. Zeugen, die mich in seinem Arm betrunken aus einem Restaurant taumeln sehen. Ich erzähle weiter.

Ich muss von der Eiscreme berichten, dem Spirituosengeschäft, der Fahrt mit dem Uber zu mir.

»Ja, es war meine Idee, zu mir zu gehen.«

Eigentlich glaube ich, dass es seine war. Er hat es zuerst vorgeschlagen, aber da kommt schon die Frage, ob er lieber zu sich habe gehen wollen.

»Nein, seine Wohnung hat er nicht vorgeschlagen.«

Fieberhaft denke ich nach. Warum eigentlich? Warum hat er mich nicht mit zu sich genommen? War ich vielleicht ein Geheimnis, etwas, wofür man sich schämt?

»Beschreiben Sie bitte die erste sexuelle Handlung an diesem Abend.«

Ich spreche darüber, wie wir miteinander geschlafen haben, wie wir gelacht haben. In meinem Bett, alles wie erwartet.

Richard fragt ganz konkret nach: »Und dieser erste Geschlechtsverkehr – fand der einvernehmlich statt?«

»Ja, das war noch einvernehmlich.«

Dann will er wissen, wie es weitergegangen sei. Ich erzähle, wie ich davon aufgewacht bin, dass Julian mich anfasste und wir wohl kurz davor waren, Sex zu haben. Das ist mir peinlich. Johnny hört das, es kommt mir falsch vor, dass alle das erfahren, dass ich das laut vor allen ausführen muss. Mein Bericht muss ehrlich sein, ich muss die Wahrheit sagen – was auch bedeutet, dass ich Dinge erwähnen muss, die mir damals an Julian gefallen haben. Das fällt mir schwer. Er sitzt gleich da drüben. Ich komme mir vor wie ein naiver Teenager. *Warum hast du diese Pille angenommen und dich raus in den Park zerren lassen?*

Ich höre mich selbst sprechen. »Damals mochte ich ihn.«

Jetzt muss ich darüber reden, wie ich mich im Badezimmer übergeben habe.

»Waren Sie nackt? Wie lange hat das gedauert?«

Ich versuche, die zweite Frage zu beantworten. Der ganze Zuschauerraum hört mir zu, wie ich darüber rede, dass ich nackt kotze. Sie sehen mich alle an, stellen es sich bildlich vor.

Dann fragt Richard, wie ich zurück ins Schlafzimmer gekommen sei. Ich schildere, wie Julian irgendwann ins Badezimmer kam, eine ganze Weile später, als ich bereits auf den Fliesen eingeschlafen war.

»Wie lang genau kann ich nicht sagen. Er hat mich dann hochgehoben und vorsichtig zurück zum Bett getragen.«

In diesem Moment, hier vor Gericht, während ich diese Frage beantworte, fällt mir plötzlich wieder ein, was Julian an dem Tag am Kopierer behauptet hat – *Ich kann mich kaum mehr an was erinnern, so viel, wie ich getrunken habe …* Dabei war er überhaupt nicht so betrunken gewesen, dass er sich an nichts mehr erinnern könnte. Das war eine Lüge. Er konnte mich hochheben und ohne Probleme zurück zum Bett tragen. Ist weder hingefallen noch gestolpert. Er wusste, was er tat. Wut steigt in meiner Kehle auf. Aber gleichzeitig meldet sich meine juristische Kompetenz. Ich weiß, dass man das gegen mich verwenden wird. Wenn ich die einzig Betrunkene in der Geschichte war, werden sie daraus auf meine geringere Glaubwürdigkeit schließen. Ich antworte auf die Fragen, laut und deutlich. Richard arbeitet sich Schritt für Schritt vor, nähert sich nach und nach der Vergewaltigung. Ich antworte laut, aber in meinem Kopf nehme ich mich selbst ins Kreuzverhör. Nutze meine Fähigkeiten als Verteidigerin, um meine eigene Erzählung in Zweifel zu ziehen. Mit einem Schlag wird mir klar, dass ich das in jedem bewussten Moment so mache, seit zwei Jahren und zweiundfünfzig Tagen schon. Ich suche nach Fehlern in meiner Version der Ereignisse. Gebe mir selbst die Schuld. Dränge mich selbst in die Ecke, immer und immer wieder.

Ich grabe die Fingernägel tief in meine Handflächen. Richard nähert sich langsam der strittigen Szene. Die Stimme in meinem Kopf wird fordernd, ermahnt mich lautstark.

Diesmal werde ich nicht erstarren.

Diesmal werde ich meine Erinnerung nicht anzweifeln.

Ich werde nichts kleinreden.

Ich werde nichts schönreden.

Die Wahrheit wird ans Licht kommen, indem ich genau schildere, was passiert ist. Ich weiß, was in dieser Nacht passiert ist. Ich weiß es.

Und dann wieder Richard. Die Vergewaltigung.

»Was ist dann passiert, Ms Ensler?«

Seine Stimme ist sanft. Ich halte inne, es wird still in Verhandlungssaal eins. Vereinzeltes Rascheln, jeder Laut verstärkt. Ich gebe mir Mühe, ruhig zu bleiben. Es fällt mir schwer, aber ich will nicht, dass mir die Stimme wegbricht. Ich werde die bestmögliche Zeugin sein. Ich spreche über Julians Anstalten, mich zu küssen, und dann begebe ich mich in den schlimmsten Teil. Meine höflichen Versuche, seine Annäherungen abzuwehren, seine Hartnäckigkeit. Wie er irgendwann gar nichts mehr gesagt und mich mit seinem Gewicht unten gehalten hat. Sein Griff um meine Handgelenke und, und ... Mein Herz schlägt so schnell, so laut. Mein Fuß ist taub, ich merke, dass ich ihn irgendwo dagegen presse.

Richard bittet mich um eine nähere Erläuterung. »Bitte erklären Sie dem Gericht die Position Ihrer einzelnen Gliedmaßen.«

Ich erkläre es Richard. Den Blick nur auf ihn gerichtet. Aber ich bin nicht so präzise, wie ich es mir wünsche. Der Solicitor, der Julians Kronanwalt zuarbeitet, macht sich wie verrückt Notizen. Das scheint eine zentrale Fragestellung des Kreuzverhörs zu sein. Ich mahne mich wieder zu voller Konzentration.

Richard fährt fort. »Ms Ensler, erklären Sie bitte, was dann passiert ist.«

Ich atme scharf ein, mein Hals fühlt sich eng an. Ich höre nur meinen Herzschlag. Ich versuche, zu sprechen, aber es kommt nichts raus. Ich ordne meine Erinnerungen. Gliedmaßen, Hände, Haut.

Ich versuche, es zu erklären. »Also, er hielt meine Arme fest, ich war auf die Matratze gedrückt.«

Ich fühle mich wie unter Wasser. Richard fragt weiter und weiter. Wir sind es so oft durchgegangen.

Aber ich mache es nicht richtig.

»Entschuldigung, das ist alles etwas verwirrend.«

Sag niemals »verwirrend«. Ich bin wütend auf mich selbst. Ein Seitenblick auf Julians Solicitor. Jup, er kritzelt wie wild. Richard holt mich zurück, weitere Fragen. Seine Stimme ist immer noch unter Wasser, aber ich kann alles hören.

Ich beantworte Richards Fragen. Ich spreche über die Vergewaltigung, und langsam kommt alles zurück, die ganzen Gefühle, es passiert alles noch

einmal. Ich mache eine Pause. Trinke Wasser aus einem Plastikbecher. Meine Hand zittert. Ich entdecke die Spuren meiner Fingernägel auf meinen Handflächen. Weg mit dem Becher.

Richard fragt: »Alles in Ordnung?«

»Ja.«

Er fragt weiter. »Schildern Sie dem Gericht, was Sie währenddessen gedacht haben.«

»Dass ich das nicht will. Dass ich mich eingesperrt fühle. Ich konnte mich nicht richtig bewegen. Ich hatte Angst.«

Richard fragt weiter. »Haben Sie Mr Brookes gegenüber deutlich zum Ausdruck gebracht, dass Sie dem Geschlechtsverkehr nicht zustimmen?«

Ich höre meine Stimme. Die Augen geschlossen. »Ja. Ich habe ›Nein‹ gesagt. ›Hör auf.‹ Ich … ich habe versucht, ihn wegzuschieben.«

Ich schweige. Richard fragt direkt nach. »Haben Sie noch etwas gesagt? Haben Sie geschrien?«

Ah, ja, richtig, der Teil.

»Ja, das habe ich versucht, aber er hat mir den Mund zugehalten.«

»Was ist dann passiert?«

»Ich konnte kaum atmen … hatte schreckliche Angst. Ich bin erstarrt, und dann …«

Ich schlucke. »Dann ein Schmerz. Ein stechender Schmerz in meinem Körper.« Ich denke an den Schmerz und wie lange er angehalten hat. Ich sehe mich selbst dort liegen, voller Angst. »Dann Schock. Ich habe mich wie von außen gesehen.«

Am liebsten würde ich sagen: »So geht es mir jetzt gerade auch«, denn so ist es, ich sitze hier und gleichzeitig nicht.

Julians Kronanwalt springt auf. »Herr Vorsitzender …«

Er redet weiter, aber ich verstehe nicht, was er sagt. Ich bin außerhalb meines Körpers und beobachte mich selbst im Zeugenstand. Julians Verteidiger setzt sich, Richard steht wieder auf. Weitere Fragen. Weitere Details. Weitere Demütigungen. Da bin ich. Tessa Ensler. Und lege Zeugnis ab. Vor Gericht.

Letzte Fragen von Richard, dann nimmt er wieder Platz. Er sieht mich an, lächelt mir zu. Zufrieden mit der Direktvernehmung. Es ist gut gelaufen.

Ich bin wieder allein. Warte. Ich schau nach oben, dorthin, wo Mia sitzt. Sie lächelt, ich kann gerade noch ihr Gesicht erkennen. Hinter ihr entdecke ich

Adam. Und Alice. Sie müssen hereingekommen sein, nachdem sie am Vormittag noch etwas zu erledigen hatten. Adam trägt jetzt Bart. Ich habe beide so lange nicht mehr gesehen. Die letzten zwei Jahre in der neuen Kanzlei haben es mir leicht gemacht, ihnen aus dem Weg zu gehen. Alice hat versucht, die Wogen zwischen uns zu glätten, doch wir sind uns nicht mehr nah, wenn wir das überhaupt je waren. Aber Adam … Adam hat immer wieder Nachrichten hinterlassen. Sich nach mir erkundigt. Adam war mein Freund.

Warum bin ich nicht mit Adam in Kontakt geblieben?

37

DAMALS

Ich warte darauf, dass Adam auftaucht, und fühle mich unwohl. Es ist Samstagmorgen. Ich weiß genau, wie wichtig ihm die Wochenenden mit seiner Familie sind, und ich habe nicht viel zu erzählen. Er schiebt einen Kinderwagen vor sich her, in dem seine Tochter Lila schläft. Ich werfe einen Blick in den Wagen. Sie ist schmal und dunkel, wunderschön. Adam hatte ein Treffen vorgeschlagen, und ich kann nur am Wochenende. Ich erzähle von Junie, sie ist jetzt ein paar Monate alt. Lila ist ungefähr zehn Monate alt, vielleicht ein Jahr, und Adam lauscht bereitwillig meinen Junie-Geschichten. Ich erzähle von der Geburt, von der Heimkehr aus dem Krankenhaus, was für eine tolle Oma meine Mutter abgibt. Ich erzähle, dass alles unerwartet anstrengend ist, sie aber aktuell das Schönste in meinem Leben sei.

Zum ersten Mal seit Ewigkeiten habe ich das Gefühl, eine angeregte Unterhaltung zu führen. Im Geiste mache ich mir eine Notiz, dass das noch möglich ist.

Adam ist hier, weil er sich schlaugemacht hat, mit welchem Staatsanwalt ich es zu tun haben würde. Ich war etwas frustriert, dass so viele junge Anwälte mit dem Fall betraut gewesen waren, und wollte sichergehen, dass die Sache am Ende bei jemandem landet, den ich respektiere. Ich kenne nicht viele Staatsanwälte, bis auf die, mit denen ich es mir verscherzt habe, indem ich vor Gericht gegen sie gewonnen habe, wusste aber, Adam würde Rat wissen.

Unser Kaffee kommt, nachdem er mir gesagt hat, ich sähe wirklich gut aus und er habe sich über ein paar meiner Prozesse informiert. Er zeigt sich begeistert über meine neue Kanzlei. Ein willkommener Zuspruch. Aber ich bin nervös. Warum sagt er mir nicht, was er weiß?

Ich presche vor. »Adam, du machst mich fertig. Was hast du denn nun rausgefunden?«

Seine Miene hellt sich auf, mir wird klar, dass ich mich verhalte wie mein altes Ich. Allerdings sitze ich, altes Ich hin oder her, immer noch hier, um an einem Samstag die beste Strategie im Umgang mit der Staatsanwaltschaft zu erörtern, die gerade in einem Vergewaltigungsfall ermittelt, in dem ich das Opfer bin.

Er nippt an seiner Latte. »Also – gute Neuigkeiten. Ich habe mit meinem Freund Mark gesprochen. Er wird dafür sorgen, dass du Richard Lawson bekommst.«

Ich bin begeistert. »Wie denn das?«

»Mark hat mit jemandem von der Staatsanwaltschaft geredet, klargemacht, dass sie bei einem Fall von so großem öffentlichem Interesse unbedingt einen Kronanwalt bräuchten und er Lawson bereits angefragt und für den Termin vorgemerkt habe. Und Richard Lawson ist bekanntermaßen …«

Riesige Erleichterung. »Er ist richtig gut.«

»Der Beste.«

Ich atme. »Adam. Hält Mark mich für verrückt, weil ich das durchziehe?« Adam sieht mich an. Ich gehe noch einen Schritt weiter. »Hältst du es für verrückt?«

Er stellt sein Glas ab. Greift über den Tisch meine Hände. »Nein. Es ist mutig. Dafür ist das Justizsystem da.« Er zieht die Hände weg. Ich hake nach. »Ich wette, die ganze Justiz zerreißt sich das Maul.«

»Was kümmert uns das?«

Ich rechne es ihm hoch an, dass er nicht lügt. Klar zerreißen sie sich das Maul. Aber Adam sagt »uns«, und ich fühle mich weniger allein. Nach kurzem Zögern fährt er fort. »Es gibt da noch eine Person, die angegeben hat, von Julian sexuell genötigt worden zu sein.«

»Was? Wer?«

Meine Reaktion fällt zu eifrig aus. Adam seufzt. Er bereut es, davon angefangen zu haben. »Sie geht nicht zur Polizei. Ist noch nicht so weit.«

»Aber wenn doch?«

»Wird sie nicht.«

Kurze Pause, dann: »Ich weiß auch nicht mehr, fand aber, du solltest es wissen.«

Ich sacke wieder in meinem Stuhl zusammen. »Also sein Wort gegen

meins.«

Adam beugt sich vor, spricht sehr bestimmt. »Aber du sagst die Wahrheit.«

Ich weiß seine Worte zu schätzen, fühle mich aber plötzlich klein.

Winzig klein.

38

JETZT

Warten.

Zitternde Finger. Schwitzige Hände, Achseln, Schienbeine.

Ein Blick zu Mum. Sie hat sich keinen Millimeter gerührt. Sie umklammert die Strandtasche auf ihrem Schoß, neben ihr sitzt die junge Kate. Ich sehe wieder nach vorne, die Blicke aller Barrister ruhen auf mir. Ich warte. Ich weiß besser als alle anderen, dass jetzt die wirkliche Arbeit anfängt. Julians Kronanwalt erhebt sich demonstrativ langsam. Ich nehme einen Schluck Wasser, aber meine Hand zittert.

Jetzt kommt es. Das Kreuzverhör. Durch den besten Kronanwalt, den man mit Geld kaufen kann. Ein Vollblut. Er nickt Julian auf der Anklagebank wohlwollend zu, dann heftet er den Blick fest auf mein Gesicht. Und … Peng. Seine Stimme ist markant, samten, mit dieser gewissen antrainierten Schärfe. Diese Schärfe, die wir uns alle wünschen. Eine stumme Botschaft an die Jury, dass es sich hier um reine Zeitverschwendung handelt, dass diese Sache nichts vor Gericht zu suchen hat. Das alles drückt sich nicht in Worten aus, sondern allein durch den Ton. Eine gewisse Arroganz. Für mich kommt das nicht überraschend, ich habe damit gerechnet. Nicht gerechnet habe ich damit, dass dieser Ton, an mich gerichtet, mich so mitnehmen würde.

Ich setze mich aufrecht hin und beantworte die auf mich abgefeuerten Fragen mit einer sorgfältig regulierten, unbeeindruckten, hilfsbereiten Stimme. Ich höre sie und bin stolz auf mich. Jede Antwort kommt ohne Zögern.

»Ja.«

»Ja.«

»Ja.«

Meine innere, strengere Stimme mahnt mich: *Reiß dich zusammen*. Kurz gerate ich aus dem Konzept.

Dann: »Nein.«

»Ich glaube schon.«

Sag nicht du glaubst, sei SICHER. Mein Herz fängt an, heftig zu pochen.

Meine nächste Antwort kommt schnell. »Nein, das zweite Mal.«

Ich halte den Blick auf den Kronanwalt gerichtet. Niemand soll mir vorwerfen können, mich vor einer Frage gedrückt zu haben. Ich schlage mich gut, gebe konzise, durchdachte, klare Antworten.

Dann: »Ja, ich glaube schon …«

Fuck. Kling sicher, Schluss mit »ich glaube«.

Julians Kronanwalt formuliert die Frage um. Er will mich durcheinanderbringen. Ich halte meine Gesicht ruhig.

»Verzeihung?«

»Ah. Meine Antwort lautet Ja. Ja, ich bin sicher.«

Ein Pochen in den Schläfen, das Herz pumpt schneller und schneller. Handgelenke. Schläfen.

Dann ein Fehltritt.

»Ich weiß nicht.« Ich schaue zu Richard.

Er sitzt ganz ungerührt da. Ich denke, denke. Frage mich: *Wessen Idee war es, zu mir zu gehen?* Ich wäge blitzschnell ab und gebe dieselbe Antwort wie in der Direktvernehmung, obwohl ich glaube, dass der Vorschlag eigentlich von ihm kam. Ich merke, dass sie versuchen, mich aus dem Konzept zu bringen.

Ich will stringent bleiben.

»Wahrscheinlich meine Idee.«

Er fragt nach der Eiscreme, dem Rotwein. Meine Hand wandert Richtung Schläfe. Ich ziehe sie zurück. Ich weiß, was er vorhat. Er will konstatieren, wie betrunken ich war.

Ich antworte weiter. »Ich glaube schon.«

Gedanken schießen mir wild durch den Kopf. Ich ärgere mich über mich selbst. Schluss damit. Nicht *glauben* – sei sicher! Mein Atem geht schwer. Ich kann ihn hören. Ein, aus.

Er fragt: »Würden Sie zustimmen, dass Sie alkoholisiert waren?«

Ich antworte ehrlich. »Ob ich dem zustimmen würde? Ja.«

Er zählt verschiedene Getränke auf. Darauf falle ich nicht herein, die Taktik wende ich selbst an.

»Ja.«

»Ja.«

Ich habe alle Getränke bestätigt, die ich konsumiert habe, Sake, Rotwein und so weiter. Ein kurzer Seitenblick zu Mum. Keine Regung. Er fragt nach Mengen. Eine Frage nach der anderen. Ich höre sie kaum, bevor ich schon die Antwort zurückschieße. Ich werde mir nicht einreden lassen, es durch das Trinken »herausgefordert« zu haben.

»Ein paar. Sechs.«

Atmen, nicht schuldbewusst wirken. Er korrigiert mich, ich gehe nicht in die Falle.

»Ja, vielleicht auch sieben.«

Richard springt auf. »Euer Ehren, Ms Ensler hat bereits Angaben zu …«

Es ist heiß, ich kann mich nicht konzentrieren, höre nur bla, bla, bla.

Der Richter weist Richards Einspruch zurück. »Die Verteidigung darf fortfahren. Mr Stenham.«

Julians Kronanwalt steht auf. »Danke, Euer Ehren.«

Dem Richter gegenüber klingt seine Stimme wie Honig, bei mir wird er wieder streng. Ich kenne diese Taktik, die Botschaft an die Jury lautet: *Ich zolle jenen Respekt, die ihn verdienen – sie verdient ihn nicht*. Er hat diese Technik so perfekt verdichtet, dass sie sich rein auf den Subtext beschränkt. Er ist nicht unfreundlich, er hebelt mich nur aus, genau wie es sein Mandant erwartet. Ich antworte weiter und weiter, er bohrt hartnäckig weiter, wie betrunken ich war. Fragen, Fragen.

Ich gerate ins Stocken.

»Ja.«

»Ja.«

»Ähm, das weiß ich nicht mehr.«

Ich ärgere mich immer noch über meine mangelnde Erinnerung, als er wieder ansetzt. Ich kann nicht folgen.

»Ich, ich … weiß nicht.«

Dann: »Ja. Ich musste mich übergeben.«

Er lässt meine Antwort in der Luft hängen, zuckt zusammen, als hätte ich ihn eben hier vor Gericht mit einem Schwall Kotze übergossen. Mir ist schwindlig, ich keuche. Ich sehe Richard an, aber er kann nichts tun. Kurz lasse ich meinen Blick durch den Saal wandern, aber da ist nichts, woran ich mich festhalten könnte. Bei meinen nächsten Antworten habe ich das Gefühl, als stimmten die Worte nicht mit meinen Mundbewegungen

überein. Ich spüre sie auf den Lippen, höre sie aber erst einige Sekunden versetzt.

»Nein. Ich weiß nicht genau.«

Scheiße! Dann: »Ähm, das verstehe ich nicht.«

Ruhig wiederholt er die Frage.

»Ich weiß nicht.«

Ich atme jetzt schwer. *Was stimmt denn bitte nicht mit dir?*

»Ja … Ich glaube schon.«

Ich werfe Richard einen flehenden Blick zu. Innerlich schreie ich. *Hilfe, Richard. Ich drücke mich nicht klar aus.*

39

DAMALS

Fast zwei Jahre vor der Verhandlung lerne ich Richard kennen. Nach einem zweistündigen Strategiegespräch fasst er zusammen: »Solange Sie sich selbst über Ihre Angaben im Klaren sind, dürften Sie auf der sicheren Seite sein.«

Ich sitze in seiner Kanzlei, es ist gemütlich und warm. An den Wänden stehen reihenweise Aktenordner. Systematisch, aber nicht steril. Wir haben einen Draht zueinander, und ich weiß, dass ich bei ihm gut aufgehoben bin. Wir sind alle Richtungen durchgegangen, in die sich Prozesse entwickeln können, und haben lachend einige unserer eigenen Erfolgsrezepte aus vergangenen Verhandlungen ausgetauscht. Er hat das Mandat und meine Aussagen gelesen, den pathologischen Befund und die Aufnahmen von meiner Vagina studiert. Beim Gedanken daran, was er gesehen hat, erschaudere ich. Er hat mir erklärt, die Forensik habe weder Blutungen noch Hämatome nachweisen können. Außerdem seien beim Abstrich meiner Mundschleimhaut keine spezifischen DNA-Spuren gefunden worden, die darauf hindeuten würden, dass ich Julian gebissen hatte. Er wies auf eine kleine Verletzung an meinem Bein hin. Ich weiß, dass ich mir die in der Dusche selbst zugefügt habe. Ich sagte ihm, die habe nichts mit der Tat zu tun, worauf er antwortete, das habe er sich schon gedacht. Er weiß, dass der gerichtsmedizinische Bericht nicht sehr hilfreich und ich extrem enttäuscht bin. Im Grunde läuft es auf mein Wort gegen Julians hinaus. Doch Richard fügt hinzu: »Aber Sie sind eine grandiose Zeugin.«

»Danke.«

Es erscheint mir merkwürdig, sich bei jemandem dafür zu bedanken, der mir mit der Aussage schmeichelt, ich sei eine grandiose

Vergewaltigungszeugin.

Ich füge scherzend hinzu: »Also, sofern das etwas Gutes ist …«

Er schüttelt den Kopf. »Entschuldigung, das klingt wirklich schrecklich. Ich meine nur, dass ich auch schon Fälle hatte, bei denen ich wusste, dass wir zwar vor Gericht ziehen müssen, die Aussage aber schlicht nicht überzeugend sein würde.«

Wir denken beide darüber nach. Schweigen.

Dann frage ich ihn: »Ist Ihnen schon einmal eine Verteidigerin in meiner Situation untergekommen?«

Er nickt. »Ja, ein paar. Die meisten haben nichts weiter unternommen und die Vorwürfe zurückgezogen. Sie hatten wohl das Gefühl, zu viel zu verlieren zu haben.« Er fügt hinzu: »Sie wissen, dass es Ihr gutes Recht ist, einen Rückzieher zu machen und nicht auszusagen. Nicht wahr?«

»Das weiß ich.«

»Sie sind eine hervorragende Strafverteidigerin und kennen die Regeln zweifellos besser als ich.«

»Nein. Es ist nur …«

Ich überlege einen Moment.

»Ich frage mich oft, ob ich die Klage nicht besser zurückgezogen hätte. Aber ich konnte einfach nicht. Und jetzt wissen alle davon. Wenn ich die Sache jetzt nicht ausfechte, kann Julian die Geschichte umdeuten und behaupten, ich hätte mir alles nur ausgedacht und mich dann zurückgezogen, um keinen Meineid leisten zu müssen.«

Wir lassen diese Vorstellung sacken.

»Außerdem weiß ich, wenn ich es nicht anzeigen würde und dann herausfände, dass er dasselbe mit jemand anderem gemacht hat, dann wäre ich …«

»Ich finde, das ehrt Sie sehr.«

Aber ich will nichts vor ihm verbergen.

»Ehrlich gesagt ging es mir auch darum, dass ich nicht verschwinden wollte. Und ich habe gespürt, dass das passieren wird, wenn ich schweige.«

Stille. Dann führt er aus, wie niedrig die Meldequote bei Sexualdelikten sei. Obwohl Schätzungen zufolge jede dritte Frau schon einmal sexuelle Nötigung oder Belästigung erfahren habe, erstatte nur jede zehnte Anzeige. Nur zehn Prozent der Vergewaltigungen würde bei der Polizei gemeldet. Ich betrachte die Fotos auf Richards Schreibtisch. Eins zeigt zwei Jungen an einer Kletterwand. Ein anderes ihn selbst mit einer attraktiven Frau. Er folgt

meinen Blick.

»Die Fotos sind schon alt. Aus den kleinen Monstern sind monströse Teenager geworden.«

Ich lächle. Ich denke immer noch daran, dass von so vielen Frauen nur jede zehnte zur Polizei geht.

»Es ist schwer, so etwas anzuzeigen. Ich meine …« Ich deute kopfschüttelnd auf die Akte aus der Rechtsmedizin. »Und dann denke ich: Hier bin ich, eine Juristin. Ich kenne die Abläufe. Wenn ich mich schon fürchte, so etwas zur Anzeige zu bringen, wie soll dann …?«

Er nickt. »Und trotzdem tun es manche. Sie wissen, dass Gerechtigkeit walten solle.«

Ich denke an diese Frauen, die nicht schweigen. Er wohl auch. Ich will die genauen Zahlen hören. »Wie viele Vergewaltigungsfälle enden in einer Verurteilung?«

»Wenige.«

»Wie wenig?«

»Die Verurteilungsquote liegt bei 1,3 Prozent.«

Das verunsichert mich. Mir wird bang. Doch dann betrachte ich die Zahl noch einmal in einem anderen Licht. Meine Stimme klingt verzerrt, ich kann es hören.

»Wissen Sie, wenn ich einen Vergewaltigungsfall gewonnen habe, bin ich immer davon ausgegangen, dass das an meiner herausragenden Verteidigung lag.«

Richard ist großzügig. »Ach, ich schätze, das ist wohl das gute Recht jeder klugen Strafverteidigerin.«

Ich werfe noch einen Blick auf die Jungen an der Kletterwand und frage mich, wie es wohl gewesen wäre, mit einem Vater wie Richard aufzuwachsen.

40

DAMALS

Ich bin nach dem Gericht zurück in der Kanzlei und bereite den Fall für morgen vor. Ich habe immer noch keine Möbel in meinem neuen Büro. Ich muss härter arbeiten, um mir die zusätzlichen monatlichen Kosten leisten zu können, aber bisher habe ich es geschafft. Ich denke an die winzige gemeinsame Wohnung von Cheryl und Johnny, die kleine Nische für Junie. Ich weiß, dass es mir viel mehr Freude bereiten würde, ihnen beim Einrichten zu helfen, als dieses Büro mit weiteren Gegenständen zu füllen. Andererseits weiß ich auch, dass es unangebracht wäre, mit etwas zu Großem bei ihnen anzukommen. Wir haben alle unseren Stolz. Johnny baut immer noch Gerüste, und bisher (Klopf auf Holz) ist alles gut gegangen. Cheryl äußert sich mir gegenüber recht zuversichtlich, findet, Mum und ich machten uns zu viele Sorgen. Sie war nicht dabei, als Johnny als Kind einen Unfall nach dem anderen hatte. Den mit dem Fahrrad, nach dem er ein paar Monate keine Zähne mehr hatte, oder den, als er über den Zaun geklettert ist. Dann die »Unfälle« im Pub, mit Krügen oder Gläsern. Wie viele Glasscherben habe ich meinem Bruder mit Mums Augenbrauenpinzette aus dem Gesicht gezogen.

Meine Bürotür bewegt sich. Ich schaue auf, es klopft.

»Herein.«

Ich habe keine Ahnung, wer das sein könnte, aber Alice habe ich von allen am wenigsten erwartet. Von Zeit zu Zeit hat sie mir geschrieben, um mich zu unverfänglichen Lunchdates einzuladen, aber ich bin immer noch verletzt von ihren Worten bei meinem Umzug. Sie sieht ein bisschen verändert aus. Ich kann nicht genau sagen, was es ist. Vielleicht neue Klamotten, ein anders geschnittener Anzug? Im Arm trägt sie einen Strauß

Narzissen, und sie wäre nicht Alice, hätte sie nicht auch an eine Vase dafür gedacht. Ich freue mich nicht, sie zu sehen, und das merkt sie auch.

»Die sind für dich.«

Ich bleibe kühl. Förmlich. »Danke, Alice.«

Als ich keine Anstalten mache, auf sie zuzueilen und die Blumen entgegenzunehmen, stellt sie sie ab. Sieht sich in meinem Büro um. »Hübsch.«

Mir Sicherheit hätte sie eine Million Vorschläge parat, wie man dem Raum einen »gemütlicheren Touch« verleihen könnte, aber ich habe kein Interesse an gefälligem Geplauder. Ich warte, plötzlich in Sorge, sie könnte alles, was ich sage, direkt an Julian weitertragen.

»Hat dein Besuch einen bestimmten Grund?«

Meine Direktheit lässt sie zögern.

»Ich will dich gar nicht lange aufhalten.«

Sie greift nach einem Stuhl, überlegt es sich dann aber anders und bleibt hinter der Lehne stehen.

»Ich wollte nur vorbeikommen, um mich persönlich bei dir zu entschuldigen … Ich habe einen Fehler gemacht.«

Stille. Ich weiß nicht recht, wie ich darauf reagieren soll. Sie bricht das Schweigen.

»Als du damals ausgezogen bist, hatte ich gerade erst von … der ganzen Geschichte gehört. Und ich wusste ja nicht mal, dass ihr zwei … dass da was zwischen euch war.«

Sie macht alles nur noch schlimmer, merkt es selbst.

»Und wir waren alle so gute Freunde, und …«

Ich rühre mich nicht.

»Ich glaube, ich habe einfach gedacht, wo du doch immer so viele Sexualstrafsachen verteidigt hat, dass du …«

Ich falle ihr ins Wort. Geladen. »Was? Dass ich für das, was mir passiert ist, eine Entschuldigung finden würde?«

»Nein. Nein. Natürlich nicht. Tessa. Bitte. Es war nur, weil wir Julian ja alle kannten, und …«

Wieder wandert ihr Blick durch das Büro, als suchte sie nach etwas. Kommt zu einem Schluss. »Ich habe mich getäuscht, und es tut mir wirklich sehr, sehr leid.«

Keine Ahnung, ob es mir einfach egal ist oder zu spät.

»Tessa … bitte. Ich fühle mich schrecklich.«

Ich betrachte Alice, mit der ich so viele Absacker und widerliche grüne Tees getrunken, so viele juristische Gespräche geführt habe. Alice, die jahrelang mit mir getratscht und zu Mittag gegessen hat. Sie scheint dasselbe zu denken.

»Du fehlst mir, Tessa.«

Ich weiß, dass aus Alice und mir keine engen Freundinnen mehr werden. Wir waren schon immer ein ungleiches Paar, verbunden vor allem durch räumliche Nähe. Weibliche Barrister haben es nicht leicht.

Ich nicke und lächle leicht. Mehr habe ich im Moment nicht. Auf Alices Gesicht breitet sich pure Erleichterung aus. Sie will noch eben Wasser in die Vase füllen, bevor sie geht. Ich betrachte die Narzissen, so perfekt in ihrem makellosen Gelb, die Wiederholung ihrer grazilen Form, das Nebeneinander der grünen Stängel. Als Alice ihre Sachen einsammelt, erkundige ich mich nach Phoebe.

»Die hat ein Angebot von Deans Court angenommen.«

»In Manchester?«

»Ja, genau. Sie hat dort auch einen Mann kennengelernt. Macht jetzt viele Wirtschaftssachen. Ich soll dich übrigens von ihr grüßen. Falls du mal in der Gegend zu tun hast – sie hat ein Gästezimmer.«

Sie verlässt das Büro, offenbar überzeugt, dass sie sich einfach umsehen kann, die Küche oder Toilette schon irgendwie finden wird. Ich werde wohl nicht mehr viel mit Alice zu tun haben, doch es ist beruhigend, mich nicht mehr wegducken zu müssen, wenn ich ihr im Foyer des Gerichts oder bei einem Umtrunk unter Anwälten begegne. Ich bin froh, dass sie Jules nicht erwähnt hat, ich will nicht wissen, was er macht. Ich denke über die Narzissen nach, über die Fotos, die die meisten Leute in ihren Büros stehen haben. Das Bild von Johnny, Mum und mir aus dem alten Büro habe ich noch nicht ausgepackt. Ich suche danach, finde es obenauf in einem Karton voller Akten, nehme es heraus und stelle es auf meinen Schreibtisch. Ich nehme mir vor, Johnny und Cheryl ein richtig schönes von Junie und mir machen zu lassen.

41

JETZT

Ich sammle mich, als Julians Kronanwalt mir eine Frage stellt. Wieder höre ich seine Unterwasserstimme. Ich versuche, mich zusammenzureißen.

Pochende Schläfen.

»Ja, *damals* mochte ich ihn, aber …«

Mein Herzschlag geht so laut, dass ich das Gefühl habe, jeder müsste ihn hören. Der Saal wirkt größer, ausgedehnt. Ich will noch etwas hinzufügen. Die Frage lautete: »Mochten Sie Julian, als Sie in der Kanzlei mit ihm schliefen?« Julians Kronanwalt wartet auf den Rest meiner Antwort.

Sie fällt schwach aus. »Ich weiß nicht.«

Er bohrt weiter. »Was mochten Sie an ihm?«

Die Frage regt mich auf. Er verlangt von mir, dem Gericht zu erklären, was ich an Julian mochte, was an ihm gut war. Es ist eine Fangfrage, bewusst eingesetzt, um mich zu provozieren. Ich spüre Wut in mir aufsteigen. Du willst also wissen, was ich an meinem Vergewaltiger mochte? Das willst du also wissen, du Wichser? Aber weißt du was? Darauf falle ich nicht rein. Ich werde es dir einfach sagen.

»Er schien ein schlauer und witziger Typ zu sein.«

Ich sage das ganz sachlich. Am liebsten würde ich hinzufügen: »Aber da habe ich mich offensichtlich getäuscht. Ich habe eine miese Menschenkenntnis, wenn es um Männer geht.« Aber das tue ich nicht. Ich koche vor Zorn, das nimmt mir vorübergehend die Angst. Es macht mich fertig, Julians Vorzüge aufzählen zu müssen. Aber ich halte den Blick des Kronanwalts. *Nimm das, ich werde nicht sagen »Das weiß ich nicht mehr«. Ersticken sollst du an meiner Ehrlichkeit.*

Richard steht langsam auf und wendet sich an den Richter. Julians

Kronanwalt hört ihm zu und erhebt sich ebenfalls, um zu antworten. Ich höre nichts. Ich versuche, Wasser zu trinken, ohne es zu verschütten. Weißglühender Zorn durchzuckt mich. Ich sehe, wie sich ihre Münder bewegen, sehe, wie sich der Mund des Richters bewegt, aber ich höre nichts davon. Ich setze den Becher ab.

Julians Kronanwalt wartet auf mich.

»Sie haben sich eine Beziehung mit Mr Brookes gewünscht, oder?«

Er bewegt sich auf dünnem Eis, denn das habe ich niemandem erzählt. Höchstens Cheryl oder Mia, aber keinem, mit dem er gesprochen hat.

»Ich habe das lediglich als Möglichkeit in Betracht gezogen, aber nur, bis er mir gegenüber gewalttätig wurde.«

Die kleine Spitze gefällt ihm nicht. *Ich durchschaue dich*, denke ich bei mir, erinnere mich dann aber, dass ich genau das glauben soll, und halte mich zurück.

»Sie gelten allgemein als sehr ehrgeizig, Ms Ensler. Würden Sie dem zustimmen?«

Richard springt auf. »Es liegen keinerlei Beweise oder Zeugenaussagen zu der Behauptung vor, dass Ms Ensler allgemein als sehr ehrgeizig gilt.«

Ich verstehe sein Argument, will die Frage aber gerne beantworten. Die Doppelzüngigkeit entgeht mir nicht, und ich kann nicht widerstehen. Richard setzt sich, ich antworte bereitwillig. »Ich halte mich selbst durchaus für ehrgeizig, Mr Stenham, und ich hoffe doch, dass es einer Frau zusteht, ehrgeizig zu sein, ohne dafür verleumdet zu werden.«

Er ignoriert mich, legt den Kopf schief und wechselt den Kurs. »Sind Sie oft betrunken, Ms Ensler?«

Richard ist wieder auf den Beinen. Ich gehe davon aus, dass Julians Anwalt von der Nacht im Inflation gehört hat, davon, dass ich in Julians Büro getrunken habe und am Abend vor der Vergewaltigung. Das erscheint mir unfair, schließlich hat Julian bei all diesen Gelegenheiten ebenfalls getrunken, der Wodka in seinem Büro war seiner. Tatsächlich hat er beim Ausgehen auch immer die meisten Runden Tequila ausgegeben, und … die zwei Flaschen Rotwein in jener Nacht. Der Richter verfügt, dass Kronanwalt Stenham die Fragestellung fortsetzen darf. Der wendet sich wieder an mich und wiederholt in zuckersüßem Ton seine Frage.

»Sind Sie oft betrunken, Ms Ensler?«

Die Wut kocht noch immer, ich heiße sie willkommen, sie nimmt mir ein wenig die Angst. Ich spiele verschiedene Antwortmöglichkeiten durch. *Ja,*

eigentlich bin ich täglich besoffen. Ist es das, was du hören willst, du Wichser? Ja? Dass ich besoffen vor Gericht erscheine? Dass ich jetzt gerade besoffen bin?

Aber natürlich antworte ich nur: »Nein.«

Er legt nach. »Wie oft übergeben Sie sich schätzungsweise?«

Ich weiß, dass er mich provozieren will, aber meine Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen. »Meinen Sie, bevor ich vergewaltigt wurde, oder danach?«

Julians Anwalt funkelt mich scharf an. Ich sehe unschuldig zum Richter, als wäre ich tatsächlich unsicher, um welchen Zeitraum es geht. Dann wende ich mich wieder an Julians Kronanwalt. Ich habe das Gefühl, endlich einen Punkt gemacht zu haben. Ich will ihn daran erinnern, dass auch ich Strafverteidigerin bin, und ja, er mag eine Seidenrobe tragen, sollte sich aber lieber nicht mit mir anlegen. Richard hält den Blick auf seine Unterlagen gerichtet, aber ich habe den Eindruck, meine Antwort hat ihm gefallen.

42

DAMALS

Southwark Court, Ankleideraum. In Gedanken gehe ich die Beweislage meines aktuellen Falls durch. Die Anklage lautet auf Terrorismus, mein Mandant wurde mit ein paar anderen verhaftet, hatte aber keine Ahnung, was sie eigentlich im Schilde führten. Sie hatten irgendwelche Sprengsätze aus Düngemittel zusammengepfuscht, die Polizei war ihnen von Anfang an auf der Spur gewesen. Mein Mandant, gerade erst achtzehn geworden, weinte bei unserem ersten Treffen. Wurde trotz schwerwiegender kognitiver Beeinträchtigung angeklagt. Nachdem die Robe angelegt ist, richte ich mithilfe meines Handspiegels sorgfältig meinen Kragen. In letzter Zeit mische ich mich im Ankleideraum nicht mehr unter die anderen Frauen, bleibe lieber für mich.

Vor etwa einem Monat sagte eine Anwältin neben mir beim Anziehen zu ihrer Freundin: »Du kennst doch meinen Freund Julian Brookes? Super Typ. Er veranstaltet nächste Woche ein Dinner. Willst du vielleicht mitkommen? Samstagabend. Nette Gesellschaft, immer tolles Essen.«

Ich erstarrte, hörte an ihrer Lautstärke, dass das für mich bestimmt war. Ich spürte die vertraute Unruhe in mir aufsteigen, zog den Kopf ein und gab vor, in eine Akte vertieft zu sein. Als die Frau den Ankleideraum verließ, warf sie mir einen Blick zu. Erwischte mich, als ich versehentlich aufblickte. Ich ließ mir nichts anmerken, fühlte mich aber schwach und unsicher. Die Miene der Frau, ein selbstgerechter Zug um einen pferdeähnlichen Mund. Und weg war sie. Ich blieb sitzen und versuchte zu atmen, wie die Therapeutin es mir beigebracht hatte. Zählte die Minuten, bevor ich den Ankleideraum schließlich verließ und mich auf den Weg zum Verhandlungssaal machte. Ich dachte: *Julian läuft also immer noch da draußen*

rum und wird bewundert, geradezu vergöttert.

Ich frage mich, ob auch er unangenehme Begegnungen hatte. Vermutlich nicht viele. Nur Adam hat komplett den Kontakt zu ihm abgebrochen. Alle anderen haben zu viel Angst, Staub aufzuwirbeln, machen einen auf neutral. Oder sie stellen sich demonstrativ hinter ihn wie die Frau mit dem Pferdegesicht. Zweifellos winkt jenen, die sich für ihn einsetzen, irgendeine Belohnung, mehr als eine Dinnerparty mit gutem Essen. Die Belohnung, einen guten Draht zu seiner Familie zu haben, zum Kreis der Mächtigen zu gehören. Das kann ich ihnen nicht bieten. Keine Frage. Meine Isolation gibt mir Sicherheit. Ich versuche nicht, dazuzugehören, mich zu verteidigen. Warte nur auf die Verhandlung.

Doch es ist einsam, und die Tage ziehen sich hin.

Diese Terrorsache hat mich stundenlange Vorbereitung gekostet. Ich bin nicht im selben Ankleideraum wie bei dem Zusammentreffen mit dem Pferdegesicht, dieser hier ist spärlich eingerichtet. Vermutlich übernehmen nicht viele weibliche Barrister langwierige Terrorismusfälle. Ich zumindest hatte so etwas noch nie. Selbst wenn mein Mandant verurteilt wird, weiß ich um die mildernden Umstände, die ich in der Frage nach dem Strafmaß anbringen kann.

Außerdem glaube ich ihm – nicht, dass das eine Rolle spielt. Es macht keinen Unterschied für meine Verteidigung, aber ich sehe einen jungen Menschen vor mir, der verzweifelt zur Gang gehören will – und sieh an, was er nun davon hat: die Aussicht auf lebenslanges Elend, und das alles für eine Geschichte, die er überhaupt nicht durchschaut. Ich kämme mir die Haare flach an den Kopf und setze die Perücke auf, stecke die verirrten Strähnen zurück und mache mich auf den Weg zum Verhandlungssaal. In der Tasche Bücher, Gesetzestexte zu Terrorismus, Fallbeschreibungen, Neuerungen und meine vorbereitenden Notizen der letzten Wochen. Die große Aufmerksamkeit im Gerichtssaal bedeutet auch, dass der Kronanwalt, der für die anderen Beschuldigten arbeitet, mich in Aktion erleben und im Falle einer gelungenen Vorstellung als potenzielle Empfehlung für Privatmandanten im Hinterkopf behalten wird, die sich keinen Kronanwalt leisten können. Zumindest, wenn sie mich nicht nur als Kuriosum betrachten, als die Frau, die Kronanwalt Brookes' Sohn angezeigt hat. Ich hoffe einfach, dass manche Leute die Gerüchte nicht hören oder zumindest nichts auf sie geben, weil sie zu etabliert sind für das Geschwätz des

Nachwuchses. Julian, denke ich insgeheim, hat ja sicher auch kein gesteigertes Interesse daran, dass alle von den Vergewaltigungsvorwürfen gegen ihn erfahren.

Doch er scheint vorgeprescht zu sein und beschlossen zu haben, dass es ihn glaubwürdiger macht, wenn er den Leuten freiwillig von der Klage erzählt und meine Vorwürfe lautstark als Schwachsinn abtut. Vielleicht hat er damit recht. An dieser Front ist für mich alles verloren. Ich habe keine Ahnung, wann die Verhandlung stattfinden wird, offenbar kommt es zu massiven Verzögerungen. Richard sagt, das sei normal, aber keiner denkt daran, wie sehr ich in der Luft hänge, während ich warte. Das Warten laugt mich aus. Ich will es endlich hinter mir haben und nach vorne schauen. Ich verstehe, warum so viele Menschen aufgeben.

Der Gerichtssaal ist voll mit Zuschauern, Interessierten, Familienangehörigen aller Beschuldigten. Insgesamt sind sie zu fünft. Alle bis auf meinen Mandanten wirken grimmig und selbstsicher, sitzen aufrecht. Meiner sitzt abseits. Verloren. *Verdammte Scheiße noch mal. Seid wenigstens nett zu ihm. Er steckt mit euch drin, ihr habt ihn da reingeritten. Jetzt behandelt ihn zumindest nicht wie einen Aussätzigen.* Aber vielleicht hilft es meinem Jungen auch, wenn der Richter sieht, dass er nicht dazugehört, dass er nur eine verlorene Seele ist.

Um vier Uhr wird die Verhandlung auf den nächsten Tag verlegt. Auf dem Weg durch das Foyer lasse ich meine Frage Revue passieren, die, bei der die anderen aufgemerkt und Notiz von mir genommen haben. Ich lächle vor mich hin, habe ein gutes Gefühl.

Ich gehe zurück Richtung Ankleideraum, um die Robe auszuziehen und das Gericht zu verlassen, als ich plötzlich Julian gegenüberstehe.

Da ist er, direkt vor mir. Nicht mehr in Robe, offenbar im Begriff zu gehen. *Was will der denn in Southwark?,* ist mein erster Gedanke, gefolgt von einem heftigen Magenschwinger.

Ich bleibe reglos stehen, ein paar Meter von ihm entfernt. Umdrehen kann ich nicht, um nicht in dieselbe Richtung zu gehen wie er. Geradeaus ist auch keine Option, sonst steuere ich direkt auf ihn zu. Ich weiß, ich sollte stur an ihm vorbeilaufen und er an mir. Wir dürfen uns nicht unterhalten. Aber dummerweise starre ich ihn einfach nur an. Keine Ahnung, was für ein Ausdruck auf meinem Gesicht liegt. Mein Blut kocht. Ich kann mich nicht rühren. Julian sieht sich rasch um und spricht mich einfach an.

Eine Stimme voller Empörung, Verwirrung und gespielter

Verletzlichkeit. »Wie konntest du mir das antun?«

Überzeugender Auftritt. Ich zucke, rühre mich aber nicht von der Stelle. Er lehnt sich in meine Richtung, macht einen kleinen Schritt auf mich zu, dann ein lautes Flüstern: »Ich hatte dich wirklich gern, Tessa. Ich dachte, das zwischen uns könnte was werden.«

Ich bleibe stumm. Mir wird schwindlig.

»Ich habe dir verdammt noch mal beim Kotzen die Haare gehalten!«

Ich taumle, verwirrt, durcheinander. Gleichzeitig geht mir auf, dass er nie meine Haare gehalten hat. Er hat mich überhaupt nicht kotzen sehen.

Er wartet, dass ich etwas sage. Ich schweige.

Seine nächsten Worte spuckt er mir energisch entgegen: »Aber das ... Was du da behauptest.«

Seine Augen verengen sich. Ich fürchte mich, bleibe aber stehen wie festgeklebt. Er spuckt Gift und Galle, zeigt, wozu er fähig ist. »Hast du vollkommen den Verstand verloren?«

Rühren kann ich mich immer noch nicht, antworte aber gegen meinen Willen: »Du weißt genau, was passiert ist.«

Das hat er nicht erwartet. Es bringt ihn etwas aus dem Konzept, er geht in die Defensive. »Was es auch war, ich bin kein Verbrecher, Tessa. Das bin ich nicht.«

Seine Stimme ist ein Knurren. Aus ihm spricht ein Mann, der das, was auch immer passiert ist, für nichts Besonderes hält. Überraschend kommt das nicht für mich, aber es zeigt mir einmal mehr, wie sicher er ist, einen Anspruch auf das zu haben, was er möchte. Die Fassade ist gefallen. Jetzt sehe ich den Mann in ihm, der sich von einer wie mir nicht wird zur Rechenschaft ziehen lassen. Sein Blick ist voller Abscheu. Ich kenne diesen Blick. Ich habe ihn schon öfter gesehen, und er erfüllt mich mit Wut.

»Und du bist weiß Gott kein Opfer!«, stößt er hervor.

Er sagt das, als wäre ich eine Intrigantin, eine Kriminelle. Als hätte ich das getan, um ihm zu schaden. Als hätte ich nicht das Recht, mich über jemanden wie ihn zu beschweren. Im Grunde fragt er: »Wie kannst du es wagen?« Ich stehe da und wünsche mir, irgendjemand würde vorbeikommen. Und ich wünsche mir, ich könnte meine Beine bewegen, etwas erwidern. Aber ich nehme zur Kenntnis, was er da sagt. Seine Version der Geschichte. *Was es auch war, ich bin kein Verbrecher.* Das schockiert mich.

Was denkt er denn, was es war? Er ist schließlich Strafrechtler, er kennt doch die Gesetze, oder glaubt er einfach, dass sie für ihn nicht gelten? Dass

er mich festhalten und meinen Widerstand ignorieren darf, mein lautes »Nein«, mein verzweifeltes »Hör auf«? Hält er es für sein Recht, sich darüber hinwegzusetzen? Mir den Mund zuzuhalten und gewaltsam in mich einzudringen, während ich mich wehre und mich winde, in der Falle sitze? Ich bin nicht sicher, was aus meinem Gesicht spricht. Ich hoffe Wut, aber ich fürchte, mein Ausdruck ist einfach leer.

Er startet noch einen Anlauf. »Du weißt, wenn du das durchziehst, ruinierst du meine Karriere. Das ist dir doch klar, oder?«

Ein Anflug von Schuld regt sich in mir. Es war nie meine Absicht, irgendwen zu ruinieren. Aber ich bin die Versehrte, nicht er. Das ist keine Entschuldigung. Das ist eine Schuldzuweisung. Er stilisiert sich selbst zum Geschädigten! Ich bin total durcheinander. Ich will die sein, die ihm den Rücken zudreht. Aber er funkelt mich noch einmal angewidert an und geht. Ich bleibe noch einen Moment stehen, ohne ihm nachzusehen. Überlege, zur Polizei zu gehen. Er hat mich angesprochen, gegen die Auflagen verstoßen. Aber … ich darf auch nicht mit ihm reden.

Ich gehe geradewegs zur Toilette. In eine Kabine. Nehme die Perücke ab. Ich klappe den Klodeckel hoch und kotze. Ich verlasse die Kabine und wasche mir das Gesicht.

Im Spiegel sehe ich nicht mich, eine geschrumpfte Version meiner selbst blickt mich daraus an. Gehetzt, ruhelos. Ich sehe eine Person, um die ich mich nicht mehr zu kümmern vermag. Ich starre sie an. In dieser verwaisten Damentoilette nehme ich Blickkontakt zu mir selbst auf. Ich bin verzweifelt über alles, was ich verloren habe. Die Dinge, von denen ich weiß, und alles, was ich in meinem Körper spüre. Dann weine ich, weine und weine.

43

JETZT

Der Kronanwalt stellt Unmengen Fragen dazu, wie ich mich in meinem Badezimmer übergeben habe, wie ich offenbar so betrunken war, dass mir schlecht wurde. Es zieht sich ewig hin. Wie spät war es? Wie lange habe ich mich übergeben? Wie lange habe ich auf dem Boden geschlafen? Ich hätte mich doch sicher besser gefühlt, nachdem ich mich so lange übergeben und »sozusagen alles wieder aus dem System herausbefördert« hätte? Ich weiß, dass auch die Verteidigung von all dem profitieren kann, und will mich nicht geschlagen geben. Mir wird klar, dass ich als Zeugin genau das tue, was alle Zeugen versuchen und was ihnen letztlich zum Verhängnis wird. Ich bemühe mich, die Kontrolle über die Geschichte zu behalten, statt nur die Fragen zu beantworten, ohne immer schon die nächste zu antizipieren.

Ich mahne mich zur Vorsicht, dieser Mr Stenham ist klug, ein guter Kronanwalt. Er wird sich nichts anmerken lassen, wenn er gehört hat, was er braucht. Wer weiß, was ich ihm schon alles geliefert habe. Die meisten Zeugen, die hier sitzen, merken gar nicht, wenn mit ihnen gespielt wird. Sie fangen an, von sich aus alles Mögliche anzubieten, um sich glaubwürdiger zu machen. Ich erinnere mich daran, dass das genau der Moment ist, in dem Zeugen anfangen, ihre Geschichte auszuschmücken. Sie haben Angst, sich ans Messer zu liefern, alle, die ihnen geholfen haben, im Stich zu lassen, die Staatsanwaltschaft, die Polizei. Ihre Geschichte müsste besser sein. Dabei begreifen sie nicht, dass es keine perfekte Geschichte gibt, dass Menschen chaotisch sind und manchmal betrunken und sich hin und wieder übergeben.

Ich erinnere mich daran, dass die Wahrheit reichen muss. Das ist mir passiert. Ich werde ihm keinen Anlass geben, mir einen Vorwurf zu machen,

indem ich mein Ziel aus den Augen verliere.

Ich versuche, mich zu beruhigen. Merke, wie schwierig es ist, gefasst zu bleiben, während jemand solche Dinge über einen sagt, die Punkte herauspickt, für die man sich schämt, und sie für alle sichtbar ausbreitet. Ja, ich war betrunken, ja, ich lag auf dem Fliesenboden im Badezimmer und habe mir die Seele aus dem Leib gekotzt. Aber das macht das, was danach passiert ist, nicht ungeschehen.

Mir wird klar, dass ich so aufgeregt bin, weil ich mir schon vorstellen kann, worauf er als Nächstes hinauswill. Wenn mir das mit dem Kotzen schon so unter die Haut geht, mag ich kaum daran denken, wie ich auf die nächsten Fragen reagieren werde. Ich beobachte, wie Julians Solicitor dem Kronanwalt etwas zuschiebt. Ich weiß, das sind die Notizen, die er sich während meiner Befragung durch Richard gemacht hat. Ich weiß, gleich geht es um den nächsten Teil. Die Vergewaltigung. Ich spüre sie näher rücken.

Dann ein Seitenhieb des Kronanwalts. »Vor wie vielen Leuten haben Sie damit geprahlt, dass Sie mit Julian Brookes ins Bett gingen?«

Ich sehe ihn an. Atme. »Ich habe nicht damit geprahlt. Ich habe meinen zwei engsten Freundinnen erzählt, dass wir verabredet waren.«

»Waren Sie erfreut darüber, ihnen von der Verabredung zu berichten?«

Ich fühle mich gedemütigt, erinnere mich aber daran, mich nicht von ihm überrumpeln zu lassen. Ich will selbstsicher antworten, aber das Ergebnis klingt verletzlich.

»Ja.«

»Und sind Sie davon ausgegangen, dass Sie an diesem Abend erneut mit ihm schlafen würden?«

Richard springt auf. Erhebt Einspruch gegen die Fragestellung. Julians Kronanwalt kommt wieder darauf zu sprechen, wie ich auf dem Badezimmerboden lag, das Gesicht auf den Fliesen.

»Sie sind dann aber ins Schlafzimmer zurückgekehrt, richtig?«

»Ja.«

»Und wie kam es dazu?«

»Mr Brookes hat mich geholt.«

»Sind Sie mit ihm zurück zum Bett gegangen?«

»Nein.«

»Wie sind Sie dann dorthin gekommen?«

»Er hat mich getragen.«

Der Kronanwalt wirkt beeindruckt, wirft seinem Mandanten einen Blick zu, als wolle er sagen: »Was für eine nette Geste.«

»Er hat sich gesorgt und Sie zurück zum Bett getragen.«

Ich habe keine Frage gehört, also schweige ich.

»Ist das korrekt?«

»Ob er sich gesorgt hat, weiß ich nicht, aber ja, er hat mich zurück zum Bett getragen.«

Er legt den Kopf schief. »Bevor Sie zurückgetragen wurden, haben Sie sich da die Zähne geputzt?«

»Nein.«

»Und hat Julian Sie getragen, weil Sie nicht in der *Lage* waren, zu laufen?«

»Nein. Dazu war ich durchaus in der Lage. Ich hätte problemlos zurück zu meinem Bett laufen können.«

Meine Kehle ist trocken. Mir geht auf, dass ich auch hätte behaupten können, es sei mir so schlecht gegangen, dass ich es unmöglich selbst geschafft hätte. Ich hätte der Jury so suggerieren können, dass in meinem elenden Zustand an Sex überhaupt nicht zu denken war. Aber mir bleibt keine Zeit, mich darüber zu ärgern. Es ist wahr, ich hätte es selbst zum Bett geschafft, ich war nicht so betrunken, dass ich nicht mehr laufen konnte. Ich wappne mich. Der Verteidiger macht eine Pause. Er schaut in seine Notizen, dreht sich um und bittet den Solicitor, ihm etwas zu reichen. Ich warte. Ich habe Angst, will es hinter mich bringen. Dann dreht sich der Verteidiger wieder zu mir um, ändert seine Haltung ein wenig. Ich bohre mir die Fingernägel in die Oberschenkel.

Noch eine ausgedehnte Pause. Er hat seine Hauptargumente noch nicht hervorgebracht, aber ich spüre sie kommen. Richard tappt genauso im Dunkeln wie ich, er wirkt argwöhnisch. Mein Blick wandert suchend umher, von Richard zum Kronanwalt, wieder zu Richard und zurück zum Kronanwalt. Und dann … holen sie zum ersten Schlag aus und ich bin einfach nur fassungslos.

»Verzeihung? Was haben Sie gesagt?«

Er wiederholt seine Frage. »Julian hatte seine Hand gar nicht auf Ihrem Mund, nicht wahr?«

»Was? Ich …«

Der Kronanwalt legt nach. »Sie hatten Ihre eigene Hand vor dem Mund, nicht wahr?«

Ich gerate in Panik. »Ich verstehe nicht ganz.«

Mein Unbehagen scheint ihn zu entspannen. Er hat sich in die Region vorgearbeitet, die ihm in diesem Prozess zum Sieg verhelfen könnte. Er formuliert die Frage um. In Wirklichkeit habe ich die Frage sehr wohl verstanden, ich begreife nur nicht ganz, wo er damit hinwill. Ich kann ihm nicht folgen, oder kann es vielmehr sehr wohl, und die Richtung gefällt mir ganz und gar nicht.

»Was? Das war nicht meine Hand auf meinem Mund!«

Er erwidert etwas.

»Meine eigene Hand? Nein. Es war Julians Hand.«

Er fragt, wie schlimm mein Atem gerochen habe. Deutet an, ich hätte mir Sorgen gemacht, nicht gut aus dem Mund zu riechen, nachdem ich mich übergeben hatte.

»Mein Atem?« Ich überlege, bin aber verwirrt. »Ja … Ich hatte keinen sonderlich frischen Atem. Das stimmt.«

Er wiederholt sich, »schlägt vor«, die Hand über meinem Mund sei meine eigene gewesen.

»Was? Nein.« Ich denke zurück. »Ich habe vielleicht meinen Mund berührt, aber …«

Wieder fängt er mit meiner Hand über meinem Mund an.

»Ja, anfangs habe ich die Hand vor den Mund gelegt, als er versucht hat, mich zu küssen. Aber nicht, als er …«

Er fügt noch etwas hinzu. Ich protestiere erneut.

»So war das nicht. Ich wollte nicht mit ihm schlafen. Mir war schlecht.«

Wieder behauptet er, meine einzige Sorge habe darin bestanden, Julian vor meinem Mundgeruch zu verschonen.

»Nein, da irren Sie sich. Ich wollte nicht mit ihm schlafen, weil es mir *miserabel* ging, nicht weil mein Atem schlecht war, nachdem ich mich erbrochen hatte.«

Er deutet an, meine Erinnerung trüge mich wohl, fängt an, eine alternative Version der Geschehnisse zu erzählen, aber das kann ich so nicht stehen lassen.

»Nein, ich erinnere mich ausgezeichnet.«

Völlig unbeeindruckt beendet er die Fragestellung. Mir ist klar, dass ich mich provozieren lasse und er genau das erreichen wollte, aber darauf muss ich doch reagieren. Das ist einfach nicht wahr.

»Was?«

Ich atme durch und versuche, alles ganz deutlich darzulegen. Mit sicherer, sehr klarer Stimme zu sprechen. Ich schaue zur Jury. »Nein. Ich habe nicht die Hand vor den Mund gelegt, um Julian vor meinem Mundgeruch zu schützen. Er hat *seine* Hand über meinen Mund gelegt.«

Ich bin sehr bestimmt. Beharrlich. Dann schlägt Julians Kronanwalt plötzlich einen Haken und setzt zu einer völlig neuen Fragestellung an. Zunächst kann ich ihm nicht folgen. Ich erhole mich nur langsam von meiner Wut. Sein Ton ist beinahe herablassend. Das ist strategisch. Eine Erinnerung daran, dass er hier das Sagen hat.

»Ich könnte mir vorstellen, Ms Ensler, dass Sie sich deutlicher an die Vorgänge erinnern könnten, wenn es Überwachungsaufnahmen des Vorfalls gäbe.«

Ich stöhne innerlich auf. Die Nummer kenne ich. Ich habe sie selbst schon benutzt. Später wird er der Jury erzählen, wenn es Videomaterial gäbe, könnten sie es sich ansehen und wirklich sicher sein, dass sie meiner Version der Geschichte vertrauen können. So sät er Zweifel in ihnen. Sie fühlen sich nicht hinreichend sicher, um seinen Mandanten für schuldig zu befinden. Ich versuche, so präzise wie irgendwie möglich mit der Frage und ihren Konsequenzen umzugehen.

»Selbst wenn es eine Videoaufnahme gäbe, müsste ich sie mir nicht ansehen, weil ich ganz genau weiß, was passiert ist. Ich erinnere mich sehr deutlich.«

Er setzt noch eins drauf. »Und anderes Beweismaterial gibt es wohl nicht, Ms Ensler?«

»Verzeihung?«

Er legt den Kopf schief. »Ich meine, Sie haben keine Fotos aus der Nacht, richtig?«

Jetzt werde ich sauer. Der Trick ist uralt. Ich hätte mehr von ihm erwartet. Ich greife zu meinem eigenen juristischen Rüstzeug. »Fotos von meiner Vergewaltigung?«

»Irgendwelche Fotos? Oder Videoaufnahmen?«

Richard springt auf. Ich bekomme nicht recht mit, was der Richter sagt. Ich bin immer noch stinksauer. *Nein, schon klar, während ich unter ihm eingeklemmt war, habe ich am laufenden Band Fotos geknipst, habe Selfies und Videos aufgenommen.*

Er nimmt mich wieder ins Visier. »Aber im Zuge der medizinisch-forensischen Untersuchung wurden Aufnahmen gemacht, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und auf diesen Fotos sind weder Hämatome noch Blut zu erkennen, ist das korrekt, Ms Ensler?«

Ich hasse ihn. Ich weiß, es ist seine Aufgabe, darauf hinzuweisen, dass es keine objektiven Beweise gibt, also sammle ich mich. Bleibe ruhig. »Ich habe mir diese Fotos nicht genauer angesehen, Mr Stenham, ich bin keine Gerichtsmedizinerin.«

Er nickt sachte. Dann sagt er mit betroffener Stimme, als mache ihm das alles sehr zu schaffen: »Dann bleibt uns eigentlich nur Ihr Wort gegen das von Mr Brookes, nicht wahr?«

Plötzlich habe ich das Gefühl, zu fallen. Ich sehe mich im Saal um und schlucke. Julians Kronanwalt ist schon einen Schritt weiter, aber der Schlag hat gesessen. Er hat mir den Eindruck vermittelt, dass mir nicht zu glauben ist. Ich war betrunken. Ich habe gekotzt. Ich bin nicht die verlässliche Partei in dieser ganzen Geschichte. Das ist Julian, der mich fürsorglich zurück zum Bett getragen hat. Kronanwalt Stenham stellt weitere Fragen. Er hat jetzt wieder die Unterwasserstimme. Was ist das denn? Warum passiert das ständig? Sein Mund bewegt sich, ich beobachte ihn. Ich weiß, dass die Jury ihm an den Lippen hängt. Er führt sie durch das Chaos dieser Nacht. Er redet davon, dass ich gekichert hätte, als Julian versuchte, mich zu küssen, erwähnt wieder meinen Mundgeruch. Er legt nahe, ich hätte versucht, ob nun aus Scham oder aus Rücksicht, Julian vor meinem üblen Mundgeruch abzuschirmen. Er denkt, ich hätte aus Taktgründen vielleicht ein paar Finger an den Mund gelegt, während wir intim wurden.

Er fährt fort. »Während Sie also zum wiederholten Male in dieser Nacht mit dem Mann, der Ihnen gefiel, intim wurden, dem Mann, mit dem Sie bereits einvernehmlichen Geschlechtsverkehr gehabt hatten, den Sie als potenziellen zukünftigen Partner erachteten …«

»Nein. Nein.«

Richard steht auf und wendet ein, das seien zu viele Fragen auf einmal. Eigentlich versucht er nur, mir die nötige Zeit zu verschaffen, um mich wieder in den Griff zu kriegen. Ich kenne diese Taktik. Ich gebe mir Mühe, mich zusammenzureißen. Aber die Fragen regen mich immer noch auf.

»Ich wollte nicht mit ihm schlafen.«

Innerlich schreie ich diese Worte. Ich wollte NICHT mit ihm schlafen. Ich rede weiter, auch wenn ich vermutlich gar nicht auf seine aktuelle Frage antworte.

»Ich wollte nicht mit ihm schlafen, mir war schlecht.«

Jetzt wird mir wieder schlecht. Die Erinnerung an meinen Zustand bringt mich aus der Fassung. Die Erinnerung daran, festzusitzen, an die Panik, den Schock. Es folgen weitere Fragen zu Julians Armen und Händen.

»Sie behaupten also, er habe Ihre Handgelenke nach unten gedrückt. Welche Hand befand sich auf welchem Handgelenk?«

Das Gefühl des Gefangenseins holt mich wieder ein, die Angst zu sterben, nicht richtig Luft zu bekommen. Ich kann nicht weg. Ich versuche, die Fragen zu beantworten.

»Das weiß ich nicht. Er hatte eine Hand über meinem Mund, ich konnte kaum atmen.«

Er sieht mich an, als spräche ich nicht dieselbe Sprache wie er. Hebt die Stimme. »Nun, das kann aber doch nicht stimmen, Ms Ensler, Sie sagen doch, er habe ihre Handgelenke fixiert? Ich fürchte, da müssen Sie sich getäuscht haben.«

»Nein. Nein, er hat mir den Mund zugehalten.«

Er fängt an, mir einige meiner Antworten aus der Direktvernehmung vorzulesen. Ich habe mich verstrickt. Gebe mir Mühe, kann ihm aber nicht folgen. Worauf will er denn hinaus? Dann verstehe ich: Julians Kronanwalt legt nahe, dass Julian mit je einer Hand an meinen Handgelenken keine Hand mehr frei gehabt habe, um mir auch noch den Mund zuzuhalten. Dass ich mich also täuschen müsse, er mich gar nicht festgehalten habe und ich selbstverständlich hätte atmen können. Demnach müsse die Hand auf meinem Mund meine eigene gewesen sein. Ich hätte mich nach dem Erbrechen einfach nur für meinen Mundgeruch geschämt, nicht wahr?

Der Kronanwalt führt aus, wenn die Hand auf meinem Mund also meine eigene gewesen sei, wie er ja schon »vorgeschlagen« habe, hätte ich sie problemlos wegnehmen und Julian schubsen können. Oder ich hätte *meine* Hand von *meinem* Mund nehmen und einfach schreien können.

Er blickt mich fragend an. Die Zeit scheint stillzustehen. Die Jury entspannt sich ein wenig. Seine Theorie erscheint ihnen wohl nachvollziehbar. Meine Gedanken sind chaotisch, ich komme nicht mehr hinterher.

»Nein, nein. Ich habe versucht, mich zu befreien.« Flehend blicke ich die Jury an. »Ich habe es ihm gesagt. Ich habe ›Nein‹ gesagt. Ich habe ›Hör auf‹ gesagt. Ich habe gekämpft. Das war seine Hand auf meinem Mund.«

Ich will mich erklären, aber ich stecke fest.

Der Kronanwalt fährt fort. »Wie haben Sie gekämpft?«

»So gut ich konnte.«

»Wie?«

Ich nehme mir einen Augenblick Zeit. Es ist wichtig, dass ich das jetzt richtig hinkriege. »Ich habe ihn geschubst, so fest ich konnte, ich habe versucht, ihn zu treten …«

Ich erlebe alles noch einmal. Spüre die panische Angst.

»Ich habe versucht, zu treten, und ich habe versucht, mich zu drehen und zu winden.«

Das klingt nicht gut. Ich muss mehr liefern.

»Er hat mich eingequetscht. Er war auf mir drauf, hat sich mit seinem ganzen Gewicht auf mich gestützt. Ich dachte, ich ersticke gleich.«

Ich bin völlig konfus, spüre, dass mir gerade schreckliches Unrecht angetan wird. Diese ganze Fragestellung lässt mich verwirrt aussehen, denn genau das bin ich ja – ich bin wirklich verwirrt.

Julian hat seinem Anwalt also erzählt – oder hielt es der Herr Kronanwalt selbst für die bessere Geschichte? –, ich hätte mir selbst die Hand auf den Mund gelegt und mich also ganz allein vom Schreien oder Sprechen abgehalten. Ich hätte jederzeit einfach die Hand wegnehmen und den Mund aufmachen oder ihn wegschubsen können, oder …

Der Kronanwalt spricht immer noch, hat mich aufgespießt wie einen Schmetterling und suggeriert weiter, ganz ruhig und nonchalant, dass die Hand auf meinem Mund meine eigene gewesen sei. Eine Art Spiel. Wie schon der Sex im Büro. Ich bin schockiert. Sind das etwa Julians Anweisungen an seinen Anwalt? Ein Spiel! Ich sehe mich kurz um. Nachdenken, nachdenken. Ich entdecke Adams Gesicht auf der Galerie, sehe, wie er mich beschwört, mich zu erinnern. Er weiß, dass ich nicht weiterweiß.

Und dann, hier und jetzt, im Gerichtssaal, erinnere ich mich. Ich drücke mich ganz klar aus. »Julian hatte meine beiden Handgelenke in der einen Hand, hielt sie hoch über meinem Kopf fest.« Ich hebe die Arme, verschränke die Handgelenke. Illustriere, was mir passiert ist. Kurze Pause. Ich stehe vor Gericht und veranschauliche, was er mir angetan hat. Ohne mich zu bewegen, rede ich weiter. »Und mit der anderen Hand hielt er mir gleichzeitig Mund und Nase zu. Er hat fest zugedrückt, mit der Hand und seinem ganzen Körper, ich war gefangen. Mein Gesicht unter seiner Hand hat wehgetan, ich habe kaum Luft bekommen.«

Ich bebe. Mein Blick ist jetzt auf Julian gerichtet. Wut steigt in mir hoch, als mir wieder alles einfällt, wie ich in der Falle saß wie ein Tier. Wie ich versucht habe, zu kämpfen, und dann erstarrt bin. Der Schmerz, die Angst. *Wie kannst du es wagen? Wie kannst du nur?* Ich starre ihn an. *Warum stehe ich hier oben und werde als Lügnerin dargestellt?*

Julian weicht meinem Starren aus, dreht sich zu seiner Familie. Ich folge seinem Blick, sehe, wie sein Vater ihm zuversichtlich zunickt. Ich setze mich hin. Lasse die Arme sinken, halte mir die Ellbogen. Ich bin matt, erschöpft und leer.

Wieder die Stimme des Kronanwalts.

Er entschuldigt sich, falls er mir möglicherweise Unbehagen bereitet hat.

»Ich versuche nur, der Wahrheit auf den Grund zu gehen.«

Seine Stimme ist sanft, er ist jetzt nett zu mir. Und wie alle Opfer, die ich ins Kreuzverhör genommen habe, falle auch ich darauf herein. Ich verzehre mich nach Freundlichkeit. Sehr behutsam vervollständigt er die Geschehnisse der Nacht. Ich bin so kaputt, dass ich ihm einfach zustimmen will, nur um es hinter mich zu bringen. Ich will mich einlullen lassen. Er fängt wieder an, Fragen zu stellen, aber nicht mehr so schroff. Seine Stimme hat eine angenehme, einfühlsame Melodie.

»Ich verstehe, dass das eine furchtbar schwere und verwirrende Nacht für Sie war. Schließlich ging es Ihnen nicht gut.«

Ich schwanke ein wenig. Habe Mitleid mit der Frau, die ich in jener Nacht war. Tränen steigen mir in die Augen, aber ich drücke sie sofort wieder weg. Er scheint es zu wittern, vielleicht hat er es auch gesehen, jedenfalls wechselt er den Kurs, sein Ton wird jetzt schmeichelnd. Der Kronanwalt betont, ich sei eine Spitzenverteidigerin, eine Frau, die von Kollegen in den höchsten Tönen gelobt wird. Gegen meinen Willen springe ich darauf an. Es gefällt mir, dass er das weiß.

Er fährt fort. »Eine Verteidigerin, die als die mit Abstand klügste in ihrem Jahrgang galt – vielleicht ihrer ganzen Generation.«

Ich werde hellhörig: *Moment mal, das nimmt eine ganz ungute Richtung.* Ich spüre es. All meine Sinne sind plötzlich geschärft. Der Kronanwalt bringt meine neue Kanzlei ins Spiel, größer sei sie und prestigeträchtiger.

Er wartet darauf, dass ich ihm zustimme.

»Ja.«

Dann: »Um einen so reputablen Kanzleiplatz herrscht natürlich eine

gewisse Konkurrenz, nicht wahr?«

Ich überlege. Das ist mir neu, ich weiß nicht, was er meint. Ich schweige.

Er fährt fort. »Tatsächlich waren die beiden Kandidaten für Ihr großzügiges neues Büro Sie und Mr Brookes.«

Meine Gedanken rasen. Er greift blind nach einem Blatt Papier, das er strategisch neben seinen Unterlagen platziert hat, und hält es hoch.

»Zufällig habe ich die kurze Liste gerade griffbereit. Sie besteht nur aus zwei Namen.«

Er liest sie vor und reicht das Dokument als Beweismittel ein. Er liest meinen vollständigen Namen und Julians vollständigen Namen vor. Ich blicke mich panisch um. Richard ist in Alarmbereitschaft, macht ein finsteres Gesicht. Ich habe diese Liste noch nie zuvor gesehen, wusste nichts von ihr.

Ich weiß, dass ich noch nichts gefragt wurde, melde mich aber dennoch zu Wort. »Mein Name steht vielleicht auf dieser Liste, aber ich, ich … ich habe mich gar nicht um den Platz beworben.« Der Kronanwalt unterbricht mich, sagt mir, ich bräuchte mich jetzt nicht zu äußern, aber ich ignoriere ihn und spreche weiter. »Ich habe mich nie um diese Position bemüht. Ich hatte überhaupt nicht das Bedürfnis nach so einem großen Büro. Mein altes bot mehr Platz, als ich in meinem ganzen Leben zur Verfügung hatte.«

Ich sehe Johnnys und Mums zustimmende Gesichter. Den größten Teil meiner Kindheit hatte ich eine Ecke in Johnnys Zimmer bewohnt, zwischen uns ein Raumtrenner. Es war kaum Platz genug für mein Einzelbett. Mum musste ein gebrauchtes kürzeres Bett von Ikea kaufen, und als ich größer wurde, ragten meine Füße über die Matratze. Ich halte den Blick des Kronanwalts, spüre eine ganz kurze Irritation, einen mentalen Kurswechsel. Er war davon ausgegangen, dass ich, eine erfolgreiche Verteidigerin, um jeden Preis das große Büro, die renommierte Kanzlei vorziehen würde. Ich höre die Jurymitglieder auf ihren Stühlen hin und her rutschen. Sie können es nachvollziehen. Ich denke an die juristische Einführungsvorlesung zurück, daran, wie alle jungen Männer im Saal aussahen wie der Kronanwalt, der hier direkt vor mir steht: weiß, privilegiert, absolut überzeugt von sich selbst und ihrem Status als Gewinner. Meine eigene Ausbildung ist mir plötzlich sehr präsent, im Geiste nicke ich der Dekanin zu, danke ihr für ihre Worte vor all den Jahren und danke auch dem ängstlichen Mädchen, das ich damals war, für die Notizen, die es sich gemacht und eingeprägt hat. »Vertrauen Sie nicht Ihrem Bauchgefühl, Sir«,

würde ich am liebsten sagen. »Lektion 1 im Jurastudium. Vertrauen Sie ausschließlich Ihrem juristischen Instinkt.«

Er überlegt kurz, dann ertönt wieder seine Stimme, fast ein Knurren jetzt. »Nun, jetzt sind Sie aber ja doch in den Genuss dieses Büros gekommen, nicht wahr, Ms Ensler?«

Für eine Antwort bleibt mir keine Zeit, die nächste Frage kommt direkt hinterher, wohl um auszugleichen, was er nicht hatte kommen sehen. Er schleudert sie mir entgegen. »Ich kann gut verstehen, dass Sie sich eine Geschichte ausgedacht oder die Geschehnisse etwas ausgeschmückt haben, um Mr Brookes zu bestrafen. Schließlich hat er seinen Freunden und sogar einigen Ihrer Kollegen davon erzählt, dass er in dieser einen Nacht auf dem Sofa in seinem Büro Geschlechtsverkehr mit Ihnen hatte. Das war Ihnen peinlich, nicht wahr?«

Klatsch.

Das hat Julian also herumposaunt, während ich mit Mia und Cheryl über eine potenzielle Beziehung spekulierte. Dass wir in seinem Büro gevögelt hatten.

Ich schweife kurz ab, atme durch und fange mich wieder. Mein Körper ist während dieser Zeugenaussage von innen nach außen gekehrt worden. Diese letzte Demütigung ist nur ein kleiner Schnitt.

»Ich kann Ihnen ehrlich versichern, Sir, ich hatte keine Ahnung, dass Julian irgendjemandem gegenüber so über mich gesprochen hat.«

Er schwenkt um. Ob ich zugäbe, dass der Wechsel in die neue Kanzlei ein strategischer Zug war, um mein Einkommen zu verbessern.

Ich schieße zurück: »Der Platz in der neuen Kanzlei wurde mir von einem von mir geschätzten Kronanwalt angeboten, und ich …«

Aber er unterbricht mich, jetzt wieder in genervtem, vielleicht sogar leicht wütendem Ton. Er deutet an, ich hätte eine Vergewaltigung erfunden, um Julian in Verruf zu bringen und mir so den Kanzleiplatz zu sichern.

Ich kann mich nicht zurückhalten, falle ihm ins Wort. »Ich habe die Kanzlei gewechselt, um nicht mehr in Julians Nähe sein zu müssen, um ohne Angst meiner Arbeit nachgehen zu können. Vergessen Sie nicht, Sir, dass ich noch am Morgen nach der Vergewaltigung eine Aussage bei der Polizei gemacht habe. Ohne Umschweife. Nur Stunden, nachdem …«

Er unterbricht mich erneut. »Das ist für meine Frage irrelevant, Ms Ensler. Bitte unterlassen Sie die Ausführungen.«

Aber da steht Richard auf. »Lassen Sie sie ausreden.«

Der Richter lässt mich.

»Ich kenne keine Frau, die fröhlich mit einem Mann etwas trinken geht, mit ihm zu Abend isst, vor mehreren Zeugen, die bestätigen können, wie sie gelacht und sich amüsiert und sich gut unterhalten haben, nur um dann …«

Aber Julians Kronanwalt schneidet mir das Wort ab. Er springt auf, wendet sich an den Richter. »Euer Ehren, ich beantrage, dass das aus dem Protokoll gestrichen wird.«

»Stattgegeben.«

»Würde Euer Ehren die Zeugin bitte anhalten, die Fragen zu beantworten und keine Reden zu schwingen?«

Ich spreche einfach weiter. »Und wenn Sie mir unterstellen, ich hätte die gesamte Nacht geplant, um so etwas zu inszenieren, dann fehlen mir wirklich die Worte.«

Der Kronanwalt protestiert weiter, versucht, mich zu übertönen. »Euer Ehren …«

Aber ich fahre fort. »Was ich in den vergangenen 782 Tagen durchgemacht habe, wünsche ich niemandem …«

Ich höre ihn immer noch – »Euer Ehren …« –, und irgendwo in weiter Ferne höre ich auch den Richter. »Ms Ensler …«

Aber ich spreche weiter in Richtung des Kronanwalts. »Wenn Sie sich also hier hinstellen und andeuten, ich sei in irgendeiner Weise auf einem Rachefeldzug gegen Mr Brookes, dann behaupten Sie …«

»Euer Ehren, die Zeugin beantwortet die Fragen nicht.«

Ich rede weiter, jetzt an die Jury gewandt. »Mr Julian Brookes' Anwalt wird Ihnen früher oder später erklären, was Mr Brookes alles verlieren könnte. Aber ich sage Ihnen, was ich verloren habe. Ich habe meine Würde verloren und mein Selbstempfinden. Ich habe meinen Arbeitsplatz verloren, Freunde, meinen Seelenfrieden und meine Sicherheit. Ich habe die Freude an meiner Sexualität verloren.«

Ich spreche, ohne Luft zu holen. Ich höre Julians Anwalt jetzt laut werden.

Ich spreche weiter. »Aber vor allem habe ich meinen Glauben in das hier verloren – in das Gesetz.«

Ich höre meine Stimme beben. Die Verluste tun weh, aber über diesen einen bin ich mir gerade erst klar geworden.

»Das System, von dem ich geglaubt hatte, dass es mich beschützen würde. Das System, dem ich mein Leben gewidmet habe …«

Der Kronanwalt fordert eine Unterbrechung. Doch nach 782 Tagen, nachdem ich alles richtig gemacht habe, nachdem ich eine Vorzeigezeugin war, die Wahrheit gesagt habe – spüre ich etwas. Ich spüre, wie sich in meinem Kopf alles fügt. Ich habe meine Stimme gefunden. Es ist eine andere Stimme, aber es ist meine. Ich spreche weiter. Immer wieder höre ich die Empörung des Kronanwalts. »Euer Ehren. Eure Ehren.«

Er versucht, meine Stimme zu übertönen, aber ich lasse mich nicht irritieren. Ich spreche darüber, dass das Gesetz die eine Sache gewesen sei, an die ich geglaubt habe, wie hart ich gearbeitet hätte, wie sehr ich mich für meine Mandanten eingesetzt hätte, immer mit der Überzeugung, dass das System sich selbst reguliert. Wie viel es mir gegeben habe ... und jetzt ...

Der Richter spricht mich als Zeugin an, nicht als Verteidigerin. »Ms Ensler, ich muss Sie bitten, ausschließlich auf die Fragen zu antworten und sich sonst zurückzuhalten. So sind die Regeln vor Gericht.«

Ich sehe ihn mit respektvoller Miene an. »Euer Ehren, es gibt da ein paar Dinge, die ich sagen werde.«

Julians Anwalt springt auf, diskutiert. Er will die Jury nicht im Saal haben, beantragt ein *Voir dire*. Das bedeutet, dass die Jurymitglieder weggeschickt werden, damit sie nichts hören, was zu einer Vorverurteilung führen könnte. Der Richter nickt. Seltsamerweise bedeutet der Ausdruck wörtlich »die Wahrheit sprechen«. Ich lächle gequält, als mir das einfällt. Bleibe ruhig sitzen, während die Mitglieder der Jury der Reihe nach den Saal verlassen. Sie sind verwirrt, verstehen trotz der Erklärungen des Richters nicht recht, warum sie gehen müssen.

Ich bemerke zusätzliche Journalisten in den Reihen der Presse. An einem langweiligen Prozesstag hat sich wohl herumgesprochen, dass sich hier jemand unpassend verhält, dass sich im Verhandlungssaal eins ein Drama abspielt. Ich beobachte, wie die Gerichtszeichnerin mich ansieht und sich wieder ihrer Arbeit zuwendet. Kein Augenkontakt, nichts Persönliches. Ich frage mich, wie die Bilder wohl aussehen werden. Mir schwirrt der Kopf. Ich warte. Weitere Zuschauer strömen auf die öffentliche Galerie, eine Gruppe Studentinnen, vielleicht Jura, verteilt sich auf die freien Plätze. Ich warte.

44

JETZT

Der letzte Geschworene dreht sich beim Rausgehen nach mir um. Die Presse macht sich bereit.

Der Richter ist auf der Hut. »Ihnen steht hier nur ein begrenzter Zeitrahmen zu, Ms Ensler, halten Sie sich also bitte kurz.«

Ich atme langsam. Ein, aus. Ich suche Constable Kate Palmer. Die junge Polizistin. Ihre Hand auf der Schulter meiner Mutter. Ich lasse den Blick über die ganzen Leute auf der Galerie wandern, sehe im Geiste all die Frauen, die vor mir da waren, und alle, die nach mir kommen werden.

Plötzlich blitzt in mir das Bild von Jenna auf, der jungen Frau, die ich ins Kreuzverhör genommen habe, als Phoebe mich begleitet hat. Ich höre ihre Worte, bevor sie zusammenbrach. *Ich habe nichts davon, auszusagen. Ich mache das nur, um andere Frauen vor diesem Mann zu beschützen.*

Ich sehe zu Julians Kumpels auf der Galerie. Dann zum Richter. Ich habe nichts vorbereitet, weiß aber trotzdem genau, was ich sagen muss.

»Euer Ehren, ich befinde mich hier in einer sehr speziellen Position. Normalerweise stehe ich auf der Verteidigerseite, aber heute bin ich als Zeugin in diesen Verhandlungssaal geladen, als Klägerin, als Opfer.« Das letzte Wort sage ich mit Nachdruck. Dann fahre ich fort.

»Wenn ich als Verteidigerin in Sexualstrafsachen Frauen vernommen habe, bin ich davon ausgegangen, die Beweise ließen sich klar und logisch aufdröseln wie ein ordentlich verschnürtes Päckchen. Aber heute habe ich am eigenen Leib erfahren, dass das nicht möglich ist.«

Ich mache eine Pause. Fahre dann fort. »Ich will damit weder anderen Verteidigern noch Ihnen, Euer Ehren, einen Vorwurf machen. Mir geht es um das System als Ganzes. Meine gesamte berufliche Laufbahn war ich Teil

dieses Systems und habe Frauen das zugemutet.«

Ich atme tief durch. Die Luft im Saal ist geladen.

»Jetzt weiß ich, dass das nicht richtig war. Nicht angemessen. Denn jetzt weiß ich, aus eigener Erfahrung, sowohl als Frau als auch als Anwältin, dass die gelebte Erfahrung sexualisierter Gewalt sich nicht als ordentliches, stimmiges und systematisches Päckchen einprägt. *Dennoch geht das Gesetz genau davon aus.* Und ohne solche Beweise wertet das Gesetz eine Aussage nur allzu oft als ›unglaubwürdig‹.«

Ich blicke mich um, überrascht, wie still es ist. Ich sehe plötzlich so klar – und beschwöre die anderen, es ebenfalls zu sehen.

»Aber es geht hier nicht um einen Autounfall oder einen Hausfriedensbruch. Es geht um Vergewaltigung. Ein Verbrechen an einem *Menschen*.«

Dann, mit Nachdruck: »Ich weiß jetzt, wenn eine Frau ›Nein‹ sagt, wenn ihre Handlungen ›Nein‹ sagen, dann ist daran nichts subtil oder missverständlich. Und doch hätte auch ich, ehe mir das passiert ist, mich vor Gericht hingestellt und argumentiert, sie habe sich ›geirrt‹.«

Ich blicke auf, erfüllt von einem unbekannten Gefühl. Einem Drang. Dem Drang, gehört zu werden.

»Doch wenn einer Frau Gewalt angetan wird, hinterlässt das eine klaffende Wunde. Am Anfang stecken der Schrecken und der Schmerz tief in ihrem Körper, dann übernehmen sie das Bewusstsein … die Seele.«

Ich sehe Richard an, der mich gebannt beobachtet. Ich spüre ein Stechen im Herzen, einen physischen Schmerz.

»Bisher hätte ich daraus geschlossen, die Frau sei ›verwirrt‹. Wenn wir unsere Beweise nicht feinsäuberlich in einer klaren, linearen Geschichte präsentieren, uns widerspruchslos erinnern, dann lügen wir.«

Ich denke an meine eigenen Kreuzverhöre in Sexualstrafsachen zurück. Ich habe immer streng vorschriftsmäßig gehandelt, bin respektvoll geblieben, und trotzdem … war daran etwas verkehrt.

»Auch ich habe vor all dem in Sexualstrafverfahren Ungereimtheiten als Beweis für Zweifel gewertet, habe der Jury erklärt, sie könnten sich unmöglich ›sicher‹ sein.«

Ich sehe Johnny in der Galerie. Er versteht kein Wort von dem, was ich sage, lehnt sich aber vor, hört aufmerksam zu.

Ich nehme die ganzen Anwälte vor mir in den Blick, spreche auch sie an.

»Als Anwältin ist mir klar, dass ein Gericht den Anspruch auf Kohärenz

nicht vollständig fallen lassen kann, aber taugt er bei sexueller Nötigung wirklich als Nachweis von Glaubwürdigkeit? Als Opfer kann ich Ihnen sagen, dass die Erinnerung an die Vergewaltigung und den Täter in lebhafter Erinnerung bleibt, die Details am Rande aber nicht unbedingt. Wenn eine Frau vor Gericht durch das erneute Durchleben des Albtraums aufgewühlt ist, wenn die Erfahrungen einer vergewaltigten Frau *dem Wunschbild des Gerichts* nicht entsprechen …«

Meine Stimme überschlägt sich ein wenig.

»… dann schließen wir daraus, dass sie lügt, dass man ihr nicht glauben kann. Wie soll ein Opfer da jemals gewinnen? Warum gehen wir überhaupt automatisch von der Zustimmung einer Frau aus, die sich nicht ausdrücklich verweigert? Halten wir Frauen wirklich für reine Objekte? Und wenn eine Frau ihre Zustimmung dann verweigert, glauben wir ihr einfach nicht? Was sie auch tut und sagt? Könnten wir nicht anfangen, den Beschuldigten zu fragen, *was er getan hat, um sicherzugehen, dass es wirklich ein Einvernehmen gab?* Warum fordern wir nicht ihn auf, sich dazu zu äußern, und lassen die Jury entscheiden, was sie an seiner Geschichte für unglaubwürdig hält?«

Ich blicke mich auffordernd um. Die Leute von der Presse schreiben eifrig mit, Julians Kronanwalt spricht mit dem Solicitor, gibt sich unbeeindruckt, als zählte alles, was in Abwesenheit der Jury gesagt wird, ohnehin nichts. Und er hat ja Recht. Ich weiß, dass mir nicht mehr viel Zeit bleibt, bevor er wieder aufspringt. Also fahre ich lautstark fort.

»Deshalb will ich eines ganz laut und deutlich sagen, hier vor Gericht …«

Auf der Galerie bricht Unruhe aus, die Zuschauer spüren, dass gleich etwas Gewichtiges kommt.

»Die Rechtsprechung geht in Sexualstrafverfahren von völlig falschen Voraussetzungen aus. Die Erfahrung einer Frau mit sexualisierter Gewalt fügt sich nicht in das männlich dominierte System von Wahrheit. Sie kann dieser Definition von Wahrheit niemals genügen, und deshalb kann es auch keine Gerechtigkeit geben.«

Meine Stimme klingt jetzt sicher. Das beflügelt mich.

»Das Gesetz wurde von Generationen um Generationen weißer, heterosexueller Männer geformt.«

Und schon ist der Kronanwalt wieder auf den Beinen und protestiert, aber ich höre ihn gar nicht mehr.

Ich spreche weiter.

»Vor noch nicht allzu langer Zeit haben Gerichte wie dieses nicht einvernehmlichen Sex in der Ehe nicht als Vergewaltigung gewertet, haben nicht zugestanden, dass der Kampf misshandelter Frauen sich von dem der Männer unterscheidet. Haben nichts Unrechtes daran gesehen, Vergewaltigungsopfer nach der Farbe ihrer Unterwäsche zu befragen und von der Beschaffenheit der Unterwäsche Rückschlüsse auf die Einvernehmlichkeit zu ziehen. Aber wenn man es einmal gesehen hat, gibt es kein Zurück mehr.«

Mein Blick wandert durch den Saal, richtet sich auf die Presseränge.

»Oder?«

Julians Kronanwalt macht keine Anstalten, sich hinzusetzen. Ich ignoriere ihn und seine Worte an den Richter. Ich fühle mich jetzt völlig losgelöst, spreche voller Leidenschaft.

»Durch meine eigene Erfahrung sehe ich jetzt, dass wir im Umgang mit sexualisierter Gewalt auf dem falschen Weg sind. Statt die Prämissen des Gesetzes zu hinterfragen, hinterfragen wir weiterhin die Opfer.«

Ich lasse das kurz wirken. Dann: »Das Gesetz ist etwas Lebendiges, wir definieren und formen es im Lichte unserer Erfahrungen. Unser *aller* Erfahrungen. Und deshalb steht es überhaupt nicht mehr zur Debatte, dass sich etwas ändern muss. Wir müssen uns mehr anstrengen. Denn Tatsache ist, dass jede dritte Frau von sexueller Gewalt betroffen ist. Wir müssen ihnen die Möglichkeit geben, dass ihnen geglaubt wird, damit der Gerechtigkeit Genüge getan werden kann.«

Julians Kronanwalt redet auf den Richter ein, sein Gesicht ist rot. Der Richter spricht mich an. Ich höre ihn jetzt wieder. Ich weiß, dass ich mehr gesagt habe, als mir zustand. Viel mehr. Aber mit Blick auf die Galerie habe ich noch eines hinzuzufügen. Ich erinnere mich an das Gespräch mit Richard, an die Zahlen zu sexuellen Übergriffen. Die Menge an Frauen, die vergewaltigt werden, wie ich. Die sexuell missbraucht und belästigt werden. Meine Stimme ist ein lautes Flüstern, voller Emotion.

»Jede dritte Frau.«

Ich spüre, wie mir die Tränen in die Augen schießen.

»Schauen Sie nach links, schauen Sie nach rechts. Eine von uns …«

Ich sehe die Frauen auf der Galerie an. Meine Wangen heiß, heiß, heiß. Ich bin fertig, fix und fertig. Ich sehe meine Mum an. Dann wieder den Kronanwalt und Richard. Eine Welle der Traurigkeit erfasst mich. Keine Verzweiflung, einfach tiefe Traurigkeit.

Mir ist klar, dass ich den Fall nicht gewonnen habe. Und doch ist eine Last von mir abgefallen. Die Presseleute kritzeln immer noch fieberhaft vor sich hin. Mir fällt plötzlich auf, dass ich Julians Anwesenheit im Saal komplett vergessen hatte. Der Richter ermahnt mich streng, mich nicht mehr zu Wort zu melden, wenn ich nicht dazu aufgefordert werde. Dann ruft er die Jury zurück in den Saal. Das *Voir dire* ist beendet.

Ich recke das Kinn. Sehe Adam hinten im Saal. Er nickt mir zu. Ich sehe Kate, das offene Gesicht dieser jungen Frau in einer Uniform, die sonst vor allem Männer tragen. Sie schaut mich direkt an, und während ich da stehe, in diesem hell ausgeleuchteten, beklemmenden Verhandlungssaal, vor aller Augen, während meine Mum ihre Basttasche umklammert, genau hier und jetzt, erkenne ich im Blick dieser einen jungen Frau … etwas Gutes.

45

SPÄTER

Ich war lange genug Strafverteidigerin. Ich weiß, wenn die Jury schnell zurückkommt, gibt es keinen Schuldspruch. Und doch habe ich Hoffnung, als wir wieder in den Saal gerufen werden. Der Richter fragt die Geschworenen, ob sie zu einem Urteil gekommen sind. Der Vorsitzende der Jury hält das Urteil hoch, bevor er es verliest. Julian und sein Kronanwalt stehen beide. Ich bleibe sitzen, rühre mich nicht.

Nach Urteilsverkündung ist die Verteidigung in Hochstimmung. Von der Galerie ertönt der Jubel von Julians Jungs, kurz applaudieren sie sogar, bevor der Richter sie zur Ordnung ruft. Julian verlässt die Anklagebank und umarmt seinen Anwalt. Richard sagt etwas zu mir, aber ich höre nichts. Neben mir taucht Kate Palmer auf, legt mir die Hand auf die Schulter. Ich weiß, ich sollte aufstehen, aber ich kann nicht, bleibe sitzen. Ich werde Julian nicht ansehen. Die Jurymitglieder verlassen den Saal, ich blicke ihnen nach. Niemand von ihnen kann mir in die Augen sehen. Ich habe einen Kloß im Hals. All das und … trotzdem haben sie mir nicht geglaubt. Das Rechtssystem hat mich als Lügnerin dastehen lassen. Julian wird nie eingestehen müssen, was er getan hat, wird nie …

Jetzt höre ich Richard. »Es tut mir so leid, Tessa.«

Das System fühlt sich falsch an, untauglich.

Es fühlt sich kaputt an.

Schaut nach links, schaut nach rechts. Ich bin auch kaputt, aber ich bin noch da, und ich lasse mich nicht zum Schweigen bringen. Richard winkt meine Mutter zu uns. Sie nimmt ihre Basttasche, steht auf und kommt auf mich zu. Ich muss lächeln.

Ihre Stimme ist sanft. »Komm, mein Schatz.«

Ich weiß nicht, wie ich aufstehen, wie ich den Gerichtssaal verlassen soll. Wie ich es aus dem Gebäude schaffen soll. Ich bleibe sitzen, betrachte meine Mum, die auf mich wartet. Daneben Richard, alle warten sie auf mich.

Ich sehe Richard an. »Das alles, und sie haben mir nicht geglaubt.«

»Sie haben alles gegeben.«

Ich bin immer noch außerstande, aufzustehen, da taucht Johnny mit Junie auf. Als sie mich sieht, hallt ihr Freudenschrei durch den altehrwürdigen Saal, und plötzlich erhebe ich mich wie von selbst. Johnny setzt sie ab, und sie rennt mir in die Arme. Das Klappern ihrer Schuhe. Ich halte Junie im Arm und habe das Gefühl, sie irgendwie im Stich gelassen zu haben. Ich weiß, dass ich weiter auf Veränderung hinarbeiten werde, ich muss daran glauben, dass ich etwas bewirken kann. Ich muss daran glauben, dass eine Jury, wenn Junie einmal älter ist, in der Lage sein wird, den Geschichten von Frauen Glauben zu schenken. Dass das Gesetz die Erfahrungen von Frauen eines Tages anerkennen wird. Aber ich bin so einsam, so erschöpft. Für mich kämpft niemand mehr. Der Fall ist entschieden.

Richard und Mum sind sicher erleichtert, als ich den Saal endlich verlasse. Ich weiß, dass Julian und seine Leute längst weg sind. Sie feiern jetzt irgendwo. Mia hat mir versprochen, unabhängig vom Urteil sofort ein Taxi zu meiner Wohnung zu nehmen und dort mit Essen, Trinken und einem offenen Ohr auf mich zu warten. Ich bin gespannt, was sie zu sagen hat. Sicher wird sie mich mit ihrer Version aller Verfahrensteilnehmer zum Lachen bringen. Sie ist die perfekte Imitatorin. Wenn es wieder wärmer wird, wollen wir wegfahren. Auch ein Teil der neuesten »Operation Tessa«, die sie gerade wieder ausheckt. Ich drücke Richard zum Abschied, danke ihm von Herzen. Er hat seinen Job gut gemacht. Hervorragend. Als wir ins Foyer kommen, erwartet mich Cheryl mit einer festen Umarmung und lässt sich über »dieses Arschloch von Verteidiger« aus. Ich lache. Es bringt nichts, ihr zu erklären, dass auch er nur seinen Job gemacht, dass der Fehler viel tiefer im System und in der Gesellschaft verankert ist. Außerdem tut es gut, zu hören, dass der Mann, gegen den ich so viele Stunden gekämpft habe, ein Arschloch ist. Er hat mir ordentlich zugesetzt. Ich denke an die Jurymitglieder, wie sie heute Abend alle einzeln nach Hause gehen. Ich denke an den Richter und frage mich, ob er mir wohl geglaubt hat. Aber vor allem will ich heim. Johnny fragt, ob ich nicht mit ihnen nach Hause kommen wolle. Mum wartet nervös auf meine Antwort. Ich lehne ab. *London*

ist jetzt mein Zuhause.

Mum wirft Cheryl einen Seitenblick zu. Cheryl mischt sich ein. »Wir finden alle, du solltest mitkommen. Nur für heute Nacht.«

Junie springt bei dieser Aussicht aufgeregt auf und ab.

»Wisst ihr, das geht leider nicht … Denn eine bestimmte Person wird ja am Samstag zwei Jahre alt, und da gibt es eine große Party. Dafür muss ich doch erst mal in die Stadt und noch ein ganz besonderes Geschenk besorgen!«

Junie strahlt. »Ich, ich!«

Mum hält meinen Arm. Ich gebe ihr einen Kuss und flüstere ihr ins Ohr. »Danke.«

Sie ringt um Worte, bringt einen Satz heraus. »Ich bin so stolz.«

Ich bin den Tränen nahe, löse mich von ihr. »Wir sehen uns alle am Samstag!«

Cheryl umarmt mich noch einmal. »Du krasse Kämpferin!«

Ich drücke sie zurück. Bin so dankbar, sie alle zu haben. Johnny schaut nach den Zugzeiten, als ich das Gerichtsgebäude verlasse. Ich trete hinaus in einen kalten, aber blauen Londoner Nachmittag. Die frische Luft auf meinem Gesicht fühlt sich gut an.

46

DANACH

Draußen drehe ich mich noch einmal um und betrachte das Old Bailey. Schaue hinauf zur Statue der Justitia mit den verbundenen Augen. Seit über hundert Jahren steht sie da. Hält stolz die Waage in der einen Hand und in der anderen das Schwert, ein Symbol für Macht und Gerechtigkeit. Ich frage mich, wer entschieden hat, die Gerechtigkeit als Frau darzustellen. Irgendwann hat man uns beigebracht, das habe etwas mit ihrer Scharfsicht zu tun, doch nach allem, was heute passiert ist, kann ich darüber nur müde lachen. Die bittere Ironie.

Ich beschließe, ein Stück zu laufen und mir dann ein Uber zu rufen. Auf meinem Handy trudelt eine Nachricht ein. Adam. *Es tut mir so leid. Du warst der Hummer. Nächste Woche Mittagessen? Ich bin so stolz, dein Freund zu sein. Adam x.* Ich lächle über die Autokorrektur. Antworte mit einem Daumen nach oben. Schicke kichernd ein Hummer-Emoji hinterher.

Jemand ruft meinen Namen. Meinen ganzen Namen.

»Tessa Ensler? Ms Ensler!«

Eine Frau läuft auf mich zu, ich erkenne sie und rüste mich. Jetzt steht sie direkt vor mir. Es ist die *Times*-Journalistin, Rachel Myers. Eine starke, professionelle Frau, intelligente Brille, zurückgebundene dunkle Haare.

»Tut mir leid, ich gebe im Moment keine Stellungnahme ab. Ich habe vor Gericht alles gesagt.«

Sie trägt Hose und Blazer, der Wind weht ihr ein paar Strähnen ins Gesicht.

»Ich weiß. Ich habe mitgeschrieben. Ich bin Rachel Myers.« Sie wedelt mit ihrem Notizbuch. »Ich schreibe dieses Wochenende etwas für die *Times*. Über den Prozess.«

Ich bin so müde. Nicke. Freue mich einfach nur darauf, nach Hause zu kommen und Mia zu sehen. Zu schlafen. Allem den Rücken zu kehren.

Rachel bleibt stehen. »Ich will gar keine Stellungnahme. Ich wollte Ihnen nur etwas sagen.«

Ich kenne Rachel nicht. Ich weiß, wer sie ist, aber ich kenne sie nicht. Dass sie einen Beitrag schreiben will, stimmt mich misstrauisch.

Sie sieht mich an. »Sie haben heute vielen Frauen eine Stimme gegeben. Dafür wollte ich Ihnen danken.« Ich bin überrascht. Sie fährt fort, ruhig aber nachdrücklich. »Ich bin auch eine von drei.«

Es dauert einen Moment, bis ich verstehe, was sie da sagt. Mein Blick wird weich. Ich sehe sie. Sehe sie wirklich. Ich nicke.

Sie hält meinen Blick. »Sie haben da drin etwas losgetreten. Sie haben gezeigt, dass es so nicht funktioniert. Jetzt liegt es an mir und anderen, die Botschaft weiterzutragen. Ich werde jedes einzelne Wort veröffentlichen, das Sie während des *Voir dire* gesagt haben.«

Heute finde ich keine Worte mehr. Stehe nur vor ihr. Rachel fährt fort. »Und es wird nicht aufhören, bis alle es sehen. Bis sie es nicht mehr übersehen können.«

Dann dreht Rachel sich um und geht.

Ich sehe ihr nach, spüre ein Lächeln auf meinen Lippen. Ich stehe damit nicht alleine da. In meinem Bauch regt sich Kampfgeist. Es muss sich etwas ändern. Nicht nur im Justizwesen, sondern auch in der Gesellschaft.

Jede Dritte – das sind eine ganze Menge Frauen, die etwas zu sagen haben.

Zu viele, um sie zu ignorieren.

DANKSAGUNG

Prima facie – lat. für *dem Anschein nach, auf den ersten Blick.*

Die Arbeit an diesem Roman war ein großes Vergnügen und ein kreativer Auslotungsprozess. Sie erforderte ein ganz anderes Vorgehen, als ich es beim Schreiben von Bühnenstücken und Drehbüchern gewohnt bin. Ich hatte das Gefühl, wirklich die Flügel ausbreiten, tief in die Materie eintauchen und als Schriftstellerin ganz zu mir selbst kommen zu dürfen. Möglich war das nur aufgrund einer Vielzahl von Menschen, die hinter den Kulissen jedes einzelne Wort gelesen und sich mit außerordentlichem persönlichem Engagement und Enthusiasmus dazu geäußert, mich mit unzähligen Tassen Tee versorgt und auf Spaziergängen mit mir Ideen gewälzt haben.

Hervorheben möchte ich dabei vor allem folgende Menschen: meine australische Agentin Jane Novak, die mir die Welt des Romans eröffnet und so fest an meine literarische Stimme geglaubt hat, Cate Blake, die von Anfang an an meiner Seite war, meinen Text redigiert und mich unterstützt hat, als würden wir uns schon ewig kennen. Ihr, Danielle Walker, Tracey Cheetham und dem ganzen Team von Picador/Pan Macmillan gebührt mein größter Dank für all die Zeit und Kraft, die sie in die Verwirklichung dieses Buchs gesteckt haben. Vielen Dank auch Hazel Lam für die Gestaltung des Originalcovers, meiner Londoner Agentin Jane Finnegan von Lutyens & Rubinstein, den Verlags-Teams in Großbritannien und den USA, die in Zusammenarbeit mit Cate und Danielle die erste Ausgabe auf den Weg gebracht haben: Serena Jones und Lori Kusatzky von Henry Holt/Macmillan in New York sowie Venetia Butterfield und Helen Concord von Cornerstone/Penguin Random House.

Ich danke auch meinen Theater- und Filmagentinnen Zilla Turner (HLA Australia), Julia Kreitman und Tanya Tillet (The Agency, London), die mich durch den Prozess begleitet haben, den das Theaterstück *Prima Facie* in seinen verschiedenen Inszenierungen in der englischsprachigen Welt und

darüber hinaus, insbesondere jedoch in Australien, dem Londoner West End und am Broadway in New York, durchlaufen hat.

Die Evolution dieses Buches hat ihren Anfang in einem langen Schreibprojekt, das in einem Bühnenstück und einem Drehbuch mündete, bevor sich der Kreis mit diesem Roman jetzt schließt. Im Zusammenhang mit den vielen vorangegangenen Versionen gebührt mein Dank einer ganzen Reihe von Menschen, darunter Lee Lewis, Sheridan Harbridge, Justin Martin, Jodie Comer, Caleb Lewis, Bruce Meagher und seiner Griffin Theatre Company in Australien, James Bierman und Empire Street Productions, all den Bühnenbildner*innen, Inspizient*innen und restlichen Teams hinter diesen bedeutenden Produktionen. Die Gespräche mit all diesen Menschen haben die vorliegende Geschichte mehr geprägt, als ihnen vermutlich klar ist, genau wie der Austausch mit der Regisseurin der geplanten Filmversion Susanna White, Greer Simpkin, David Jowsey von Bunya Productions Australia, Jenny Cooney, Elizabeth Haggard und Robert Kessel.

In meinem ehemaligen Beruf als Anwältin für Menschen- und Kinderrecht haben mich unzählige Personen unterstützt, die teils bis heute zu meinen engsten Freunden und Vertrauten gehören – zu viele, um sie alle aufzuzählen. Einige der Jurist*innen (Richter*innen, Barrister, Solicitors, Wissenschaftler*innen und (ehemalige) Anwält*innen, von denen einige im Menschenrechtssektor tätig oder engagiert waren oder nach wie vor sind) haben mich auch ganz dezidiert beim Schreiben dieser Geschichte unterstützt.

Ich danke all den Künstlerfreund*innen, die ich während meiner Arbeit am Theater gewonnen habe – auch sie zu zahlreich, um sie einzeln zu nennen. Eine der großen Freuden des Theaterlebens besteht in der Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten, einer Gemeinschaft, die einem weltweit ein Zuhause bescheren. Unzählige Menschen haben mir E-Mails, Nachrichten und Briefe geschrieben, alle haben sie etwas von sich preisgegeben, und ich danke ihnen dafür.

Ich danke allen, die mir überall auf der Welt Unterschlupf gewährt haben, in deren Dach und Fürsorge dieses Buch entstanden ist: Lizzie Schultz in Willoughby, Trish Wadley und Julia Heath in London; Poppy Adams in Oxford; Jenny Cooney in Los Angeles; Valerie Artz in New York. Zum Dank verpflichtet bin ich auch der New York Public Library und der Marrickville Library in Inner West Sydney, die mich (unwissentlich) in meinem Schreibprozess beherbergt haben, sowie dem Soho House in

Notting Hill, einer weiteren Oase meines nomadischen Arbeitsprozesses. Einige Menschen verdienen es, für ihre frühe Lektüre und Inspiration besonders hervorgehoben zu werden: V (ehemals Eve Ensler), Hilary Bonney, Karen O'Connell, Caleb Lewis, Jodie Comer, Sheridan Harbridge, Lee Lewis, Justin Martin, Nicole Abadee, Danielle Manson, Anna Funder, Rochelle Zurnamer, Vanessa Bates, Sally Murray und Bain Stewart.

Ich gedenke mit diesem Roman auch Elaine Miller, meiner Mutter und ursprünglichen Inspiration für eine Frau, deren Hintergrund ihr den Zugang zu Bildung und Perspektive verwehrt, die aber trotzdem arbeitet und kämpft, bis ihre Stimme gehört und sie wahrgenommen wird. Ihre Schwester June Cooney Ferguson, meine liebe Tante und Patentante, hat zusammen mit Joan Beech-Jones, Trish Bowditch und Lois Simpson versucht, die große Lücke zu füllen, die der Tod meiner Mutter hinterlassen hat. Ich liebe und schätze euch alle so sehr.

Ich bin mit den wunderbarsten Freunden gesegnet – großzügig, gütig und loyal. Ich bin täglich dankbar für sie und staune über ihre großen Herzen, ihre Menschlichkeit und Genialität. Sie haben durch alle Höhen und Tiefen des Lebens zu mir gehalten. Einige von ihnen haben Weltmeere überquert, um mich zu unterstützen und meine Arbeit zu feiern.

Allen voran möchte ich meiner Familie danken, die mir geduldig Tee gebracht, mich bekocht und ständig mit der Welt in Kontakt gehalten haben. Ich bin so dankbar für das lustige, sensible, manchmal wilde, manchmal chaotische, aber immer liebevolle Zuhause, das ich in ihnen habe. Meine Kinder Gabriel und Sasha Beech-Jones sind meine ständige Inspiration. Sie sind einfühlsame, aufmerksame und fürsorgliche Menschen, vor denen ich mehr Ehrfurcht habe, als ihnen klar ist.

Schließlich gilt mein größter Dank meinem Mann Robert Beech-Jones, meinem Fels in der Brandung, meiner großen Liebe, meinem Heimathafen und dem authentischsten Menschen, der mir auf der ganzen Welt je begegnet ist, und dessen messerscharfer Verstand nur von seiner Bescheidenheit, seiner Loyalität und seiner sanften Art übertroffen wird.

SUZIE MILLER, geboren in Melbourne, hat als Strafverteidigerin gearbeitet, mit besonderem Augenmerk auf sexuellen Missbrauch. Ihr Stück *Prima facie*, auf dem ihr Roman basiert, wurde mit dem Olivier Award ausgezeichnet, dem wichtigsten Preis im britischen Theater. Am Broadway wird es mit Jodie Comer in der Hauptrolle aufgeführt, die dafür einen Tony Award erhielt. *Prima facie* ist Suzie Millers erster Roman.

KATHARINA MARTL, geboren 1987, übersetzt aus dem Englischen und den festlandskandinavischen Sprachen. Zuletzt hat sie Romane von Susan Choi und JJ Bola ins Deutsche übertragen. Sie lebt in München.

Zitate aus Quellen, die nicht auf Deutsch vorliegen,
hat Katharina Martl übersetzt.

Aus Liebe zu Mensch und Umwelt:
Dieses E-Book wurde mit 100 % Strom aus Sonnenenergie kompiliert.

WWW.KJONA.ECO

Deutsche Erstausgabe

Die australische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Prima facie bei Picador Australia, Sydney

© 2023 Suzie Miller
© 2024 der deutschsprachigen Ausgabe: Kjona Verlag GmbH

Korrektorat: Tamara Al Oudat
Covergestaltung: Marion Blomeyer, Lowlypaper
Covermotiv: Marion Blomeyer
Foto in den Viten: Privat

E-Book: SEUME Publishing Services GmbH, Erfurt

Dargestellt mit der Crimson Pro und der Work Sans

ISBN 978-3-910372-22-1